A. gr. a. 1561

<36604854580016

<36604854580016

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber

das Studium des Homer

und

seine Bedeutung für unser Zeitalter.

Nebst

einem Anhange

mythologischen Inhalts

und

einer Rede

über das Verhältniß des Studiums der Geschichte zu der allgemeinen Nationalbildung.

Von

Christian Hermann Weiße,

Privatlehrer an der Universität zu Leipzig.

Weisse, Homer

Leipzig, bei Gerhard Fleischer 1826.

27.D
73BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber

das Studium des Homer

und

seine Bedeutung für unser Zeitalter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nicht mit Unrecht verrufen ist jene Ansicht der Wissenschaften, welche überall nach dem Nutzen und Vortheil fragt, den eine jede Erkenntniß oder Untersuchung für das Leben und dessen Zwecke haben könne und haben solle, die keinen von äußern Zwecken unabhängigen an sich seyenden Werth des Wissens und Erkennens gelten lassen will. Gleichwie es die Alten eines freien Menschen für unwürdig hielten, einer Beschäftigung sein Leben zu widmen, welche einen reellen, greifbaren Nutzen für den Ausübenden oder für Andre bezweckt, und wäre dieser auch der größte und umfassendste, und erforderte zu seiner Erreichung die mannigfaltigsten und seltensten Kenntnisse und Fertigkeiten, weshalb denn, wie aus Platons Gorgias erhellt, selbst das Geschäft eines Arztes den Griechen keineswegs für ein ehrenvolles galt: so glaubt man gegenwärtig Wissenschaften und Künste entadelt, sobald sie in einen ausdrücklichen begrenzten Bezug auf dasjenige, was ihnen äußerlich scheint, gesetzt werden sollen. So richtig und wahr nun auch diese Ansicht ist, so begründet das Recht der Wissenschaften und alles Geistigen auf Unabhängigkeit von äußeren, irdischen Zwecken, und so nothwendig die Anerkennung dieses Rechtes für das freie und fröhliche Gedeihen der edelsten Geistesthätigkei-

ten: so giebt es doch auch einen Misverstand, eine Uebertreibung dieses Ausspruches, wodurch jene behauptete Freiheit, statt geistesfördernd und beseelend zu wirken, zu einer den ächten Geist hemmenden und ertödtenden wird, die Wahrheit selbst und die Schönheit, denen man einzig zu huldigen beabsichtigte, statt für Ausflüsse und Strahlen der einen lebendigen, göttlichen Idee erkannt zu werden, zu todten und starren Götzen sich herabgewürdigt sehen. Und vielleicht ist unsre gegenwärtige Zeit näher daran, in diesen charybdischen Strudel eines ideenlosen und entgöttert sich selbst überlassenen geistigen Thuns hineinzugerathen, als an der Scylla der Beschränkung und Beengung durch äußere Rücksichten und Zwecke zu scheitern; wiewohl wir auch diese letztre Klippe noch keineswegs ganz aus den Wegen unsrer Geistesbildung und Thätigkeit entfernt glauben dürfen. Denn gleichwie wir in dem Staatsleben und den politischen Bestrebungen und Denkweisen unsrer so wie aller Zeiten leicht bemerken, daß, je mehr in der Gesinnung der Bürger das natürliche, aber ungebildete Streben nach ungebundner, anarchischer Freiheit, nach Abwerfung aller äußeren, und mit ihnen der geistigen und sittlichen Fesseln, durch welche der Staat die Menschen allein zu einer höhern Einheit verbinden kann, Raum gewinnt und hervortritt, desto drohender die Gefahr wird, daß äußerlich und in der Wirklichkeit der Despotismus und die ungezähmte Willkühr der Gewaltigen überhand nimmt, und selbst alles, was von wahrer und edlerer Freiheit noch übrig ist, bald ertödtet: eben so müssen

Wissenschaften und Künste, sobald sie sich ihrer Bürgerpflichten in jenem höchsten und einzigen Reiche des Geistes entziehen wollen, in welchem sie allein ihr wahres Leben und eine edlere Freiheit genießen, früher oder später unausbleiblich unter das Joch äußerer, sinnlicher Zwecke und ärmlicher, seelenloser Vorurtheile fallen, und gleichsam aus rein und vollströmenden Gewässern, des Zuflusses aus jenen unerschöpflichen Quellen entbehrend, in stehende, stinkende Sümpfe sich verkehren. Man wende nicht ein, daß subjective Kräfte des Geistes und des Gemüths die Einzelnen vor beiden gerügten Klippen schützen können, und daß überhaupt Alles auf die Art ankomme, wie Jeder für sich sein Gebiet ansehe und bearbeite, nichts auf die Ansichten, die über den Zusammenhang, die gegenseitigen Verhältnisse und die letzten Zwecke der Wissenschaften und anderer Geistesthätigkeiten im Allgemeinen herrschen mögen, und welche doch auf den Charakter und die geistige Richtung der Einzelnen einen entscheidenden Einfluß selten auszuüben vermögen. Denn auch die edelsten Kräfte schwinden allmählig, wenn ihnen ein würdiger und angemessener Schauplatz sich zu entfalten fehlt; und muß man es nicht als eine beklagenswerthe Verirrung des Strebens betrachten, wenn gebildete und gelehrte Männer unserer Nation zu unsrer Zeit die ganze Kraft und Innigkeit des deutschen Gemüths auf die Erforschung und Behauptung bloß sinnlicher und verständiger Wahrheiten dergestalt werfen, daß sie selbst jeder höhern, philosophischen und wahrhaft geistigen Umgestal-

für dessen Sache sie zu kämpfen versichert, ein ähnlich umschränktes, einseitiges, das All nicht umfassendes Wesen wäre, wie es der Gott aller eigentlich zelotischen Religionen wirklich ist. Der Gott aber der philosophischen Wahrheit ist der wahrhaft unendliche und einige; sein Recht gegen alle andere sogenannte Wahrheiten ist dasselbe, wie das Recht des christlichen Gottes gegen die heidnischen Götter; allein er vernichtet dieselben nicht, wie in früheren ungebildeten Zeiten religiöser Umwälzungen die höheren Götter gegen die niedern Vertilgungskriege zu führen gewohnt waren, sondern er fordert nur Dienst und Unterordnung, um sie in ihrer Würde zu lassen; — ungefähr wie im Mittelalter, wo der Kaiser und der König persönlich erschienen, die Macht und der Glanz aller andern Obrigkeiten und Gewalthaber, die während seiner Abwesenheit ungescheut und rücksichtslos walteten und geboten, sogleich verblich und verschwand und ihre Rede verstummte; in gebildeten Staaten hingegen alle untergeordneten Mächte und Behörden als Ausflüsse der Majestät von dieser allenthalben und jederzeit anerkannt, aber auch gezügelt werden. Als eine Unordnung aber oder ein Aufruhr in dem Reiche der göttlichen Wahrheit muß der Götzendienst betrachtet werden, den man, wie in dem letztverflossnen Jahrhundert mit der Natur, so in dem unsrigen mit der Geschichte treibt, indem man den Zufall und die Willkühr, die in ihrem isolirten Gebiete herrschen, als ewige göttliche Nothwendigkeit anzubeten kein Bedenken trägt.

Diesem Aberglauben zu widersprechen und auf jede Weise entgegenzuwirken, ist um so mehr jetzt die Aufgabe Aller, welche die höhere Idee der Wissenschaft in sich tragen, je wichtiger und bedeutsamer die Stelle ist, welche die Wissenschaft, das Streben nach der Wahrheit überhaupt einnimmt in dem Ganzen unsers Zeitalters, das vor andern dazu bestimmt scheint, nach einer allgemeinen Zurücknahme und Einkehr alles Geistigen in das Urwesen des Vaters, oder die Idee der Wahrheit, von Neuem das hehre Schauspiel der Erzeugung des göttlichen Sohnes und des Geistes vor der wiedergebornen erstaunten Menschheit zu beginnen. Sollen aber die Wissenschaften des hohen Berufs sich würdig zeigen, der ihnen im Laufe der Weltgeschichte für unser Zeitalter zu Theil ward, so müssen sie sich vor allen Dingen in ihrem eignen Gebiete und in ihrer Stellung zur Außenwelt orientiren, das heißt, ein klares Bewußtseyn erlangen über ihre Bestimmung, ihren Inhalt und den Geist, womit derselbe beseelt seyn will, und die Richtung suchen und annehmen nach dem Orient des Geistes, dem Aufgang des Göttlichen und Ewigen. Eine solche Orientirung bezweckt der gegenwärtige Aufsatz für einen Zweig der Alterthumskunde, der seit einiger Zeit die bedeutendsten wissenschaftlichen Kräfte unsers Zeitalters in Bewegung gesetzt, und das höchste historische Interesse in Anspruch genommen hat, und der es durch die Beschaffenheit seines Inhaltes auch unstreitig verdient, in der höhern, geistigen Wissenschaft eine bedeu-

tende Stelle einzunehmen und kräftig mitzuwirken auf dem großen geistigen Felde, welches der lebendigen und sittlichen Wirksamkeit der Wissenschaft überhaupt gegenwärtig geöffnet ist. Diese Bedeutsamkeit des Studiums jenes Theiles der Alterthumswissenschaft für die höchsten geistigen Interessen unsers Zeitalters beurkundet sich selbst dadurch, daß er noch ganz kürzlich der Schauplatz eines erbitterten Streites über Fragen geworden ist, welche die geistige und sittliche Gegenwart unmittelbar berühren, und von deren Beantwortung durch die Stimme der Nation und ihrer Wortführer vielleicht die gesammte geistige und insbesondere die religiöse Richtung der Bildung und Denkungsart unsrer Zeitgenossen und Landsleute großentheils abhängen kann. Eine Erscheinung, die um so auffallender und denkwürdiger ist, jemehr gerade die philologische Gelehrsamkeit sonst sich in sich abzuschließen und aller Rücksicht auf allgemeinere und höhere geistige Interessen entsagend nur ihren besondern Göttern und Götzen zu huldigen gewohnt ist. So darf denn ein Versuch wohl Nachsicht und Entschuldigung in Anspruch nehmen, jene sich in ihrer Wichtigkeit gleichsam unwillkührlich hervordrängende Beziehung jener Studien auf den Geist und die Bedürfnisse unsrer Zeit näher in's Auge zu fassen und ihre Bedeutung zu würdigen. Die Forderung, die man an einen solchen zu machen berechtigt ist, besteht in der Vereinigung der möglichsten Allseitigkeit in der Betrachtung und Erwägung sowohl aller Hauptseiten des Stoffes, als auch

der vornehmsten Beziehungen desselben auf die verschiedenen, aber in sich wesentlich einigen Seiten unsers geistigen Lebens, mit der strengsten Beschränkung auf die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes und der Enthaltung von allen fremdartigen oder gleichgültigen Allgemeinheiten.

Das Studium des Homer erhielt in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts von zwei verschiedenen Seiten her eine neue Anregung und ein erhöhtes Interesse; welche beide Seiten man als die Seite des Lebens und die Seite der Gelehrsamkeit bezeichnen möchte. Durch Reisen, besonders englischer Wanderer, in die Heimath der homerischen Poesie und die Erzählungen derselben ward diese der einseitig grammatischen Behandlung der Philologen und Büchergelehrten entzogen und einer lebendigen und poetischen Anschauung näher gebracht, welche um so leichter und ersprießlicher Nahrung aus ihr ziehen konnte, als die Empfänglichkeit und Anschauung selbst ganz gleichzeitig durch Winkelmann's Thätigkeit für das Verständniß des plastischen Alterthums und durch Lessings Bemühungen für die innigere Vermählung des Verstandes und der Denkkraft mit dem Sinne und dem Gemüthe auf eine höhere Stufe der Bildung und der Energie war erhoben worden. Künstler und dichterisch Gesinnte bemächtigten sich jetzt des alten Sängers, und wenn dieser bisher ohne allen Einfluß geblieben war auf die Dichtung und die lebendige Wissenschaft der neuern Völker, auch derjenigen, welche sich sonst von dem Verkehr mit dem klassischen Alter-

thume nicht ganz entfernt gehalten hatte:*) so war seine Wirksamkeit auf die neuentstehende Poesie und Literatur der Deutschen eine desto entschiednere und kräftigere. Ganz

---

*) Was hier vom Homer gesagt ist, gilt zwar gewissermaßen auch von den übrigen Schriftstellern, besonders den Dichtern des Alterthums, aber doch bei weitem nicht in diesem Umfange. Welchen Einfluß die lateinischen Dichter, so wie nicht weniger die Geschichtschreiber, Philosophen und Redner Griechenlands und Roms von der Wiederherstellung der Wissenschaften an auf die Literatur der südeuropäischen und großentheils auch der nordeuropäischen Völker ausgeübt, braucht nicht erinnert zu werden. Aber auch unter den griechischen Dichtern wurden wenigstens die Tragiker von Italienern, Spaniern und Franzosen zum Behuf der nationalen Kunst weit eifriger studirt als Homer. Um nur zwei Beispiele ausdrücklich anzuführen, so scheinen mir unter den Italienern Guarini, unter den Spaniern Cervantes (nicht etwa blos in der Numanzia, sondern selbst im Don Quixote und den Novellen) den Tragikern, mag ihre Bekanntschaft mit denselben auch so oberflächlich gewesen seyn, als sie will, sehr viel, dem Homer hingegen wenig oder nichts zu verdanken zu haben. Die spanische Bühne wäre ohne die griechische Literatur schwerlich geworden, was sie war, wäre es auch nur vermöge der ausdrücklichen und bewußten Opposition. Welchen Einfluß die griechischen Dramatiker auf das Theater der Franzosen hatten, ist allgemein bekannt; hauptsächlich zwar vermöge des Aberglaubens an ihrer Form, aber gewiß doch auch mit ihrem Geiste. Dagegen ist es sicher nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die etwanige Rücksicht, die Tasso, Milton, Voltaire und Klopstock auf Homer nahmen, einzig und allein auf die Form sich erstreckte, und zwar auf die unwesentliche und unächte, welche die homerischen Gedichte durch spätere Kritiken erhalten hatten. — Die Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts suchten eben in den Alten vorzugsweise die Form, und im Homer fanden sie entweder keine, oder eine zur Nachahmung sich nicht empfehlende Form. Wo aber eine ächte und wahrhafte Form studirt wird, da bleibt auch der Geist nie unwirksam; gleich-

oder größtentheils unabhängig *) von diesem das Leben unmittelbar berührenden Interesse nahte sich kurz darauf auch die eigentlich gelehrte philologische Forschung mit einer Aufmerksamkeit und Schärfe der Kritik den homerischen Gedichten, die bisher in solchem Grade überhaupt sehr selten, auf diesem Gebiet aber noch nie ausgeübt worden war. Ein Gelehrter, von Natur begabt mit höchst überlegenem, alles durchdringendem Scharfsinn und der kältesten, ruhigsten Besonnenheit, und ausgerüstet mit der ganzen Bildung der philologischen Schule, deren einziges, von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit unterstütztes Geschäft es drei Jahrhunderte hindurch gewesen war, den Text der Schriftsteller des Alterthums in seiner Reinheit herzustellen, warf die ganze Kraft seines Talents und seiner Gelehrsamkeit auf die Kritik des homerischen Textes und auf diejenigen historischen Untersuchungen, welche zu einer vollständigen Ausübung derselben unentbehrlich schienen. Das für das allgemeine Interesse wichtigste Resultat dieser denkwürdigen Forschungen war ein durchaus negatives, skeptisches: die klare Einsicht in die Unsicherheit und Unzuverlässigkeit alles dessen, was man bisher über die Entstehung jener Gedichte vernommen und nachgesprochen hatte.

---

wie Niemand die schöne Gestalt eines Weibes lieben kann, ohne einen Einfluß auch ihrer Seele zu empfinden.

*) Nur in den allerdings sehr wichtigen Untersuchungen über den Gebrauch der Schreibekunst im alten Griechenland war Wood Wolf's Vorgänger; es leidet aber keinen Zweifel, daß dieser auch ohne jenen darauf gekommen wäre und die nämlichen Resultate gefunden hätte.

Es ist wunderbar zu sehn, welchen Schwung eine wissenschaftliche Thätigkeit dadurch erhält, daß sie einen Gegenstand vor sich liegen hat, dessen Entstehung und Bedeutung sie allein aus ihm selbst erklären soll, ohne daß historische Erzählungen sie dabei leiten oder daß sie dieselben, wenn sie vorhanden sind, benutzen darf. Mit ganz anderer Anstrengung des Verstandes und Offenheit des Sinnes betrachtete man die homerischen Gedichte, sobald ihr Daseyn, welches bisher auf dem unerschütterten Boden der Tradition geruht hatte, zu einem Räthsel geworden war. So darf man wohl mit Recht behaupten, daß es der höchste Beruf sey aller einseitigen Verstandeswissenschaft und der in ihrem Geiste betriebenen Behandlung positiver Gegenstände im Gegensatz der philosophischen, zuletzt zu jener wohlthätigen Skepsis zu führen, welche das Feld reinigt zum Behufe der höhern Wissenschaft, durch welche allein die wahre Erleuchtung vollbracht werden kann. Die Philologie namentlich (dieses Wort in dem Sinne genommen, den es durch die bisherige Schule gewonnen hat) überschreitet ihre eigenthümlichen Grenzen und verfällt in die oben gerügte verwerfliche Art des Wissens, sobald sie, was Wolf, seinen wahren Beruf miskennend, später zu unternehmen begann, eine positive Alterthumswissenschaft begründen will; ihr Geschäft ist bloß die Reinigung und Säuberung der Quellen, so wie des historischen Stoffes der Alterthumskunde, welche selbst wahrhaft nur durch künstlerische und philosophische Forscher (wie z. B. Winkel-

mann war) erbaut werden kann. — Selten aber hat wohl die Philologie sich jenes ihr eigenthümlichen Geschäftes auf eine so ruhmvolle und so fruchtreiche Weise erledigt, als in den Wolfischen Untersuchungen über Homer; man darf sagen, daß in ihnen jene Wissenschaft ihren letzten und höchsten Gipfel erstiegen hatte, indem sie nach langen thätigen Wanderungen durch alle Gebiete des klassischen Alterthums, endlich auf jenem Felde die Reinigung vollbrachte, auf welchem eine philosophische Alterthumswissenschaft den Grund zu ihrem Gebäude legen muß. Und so erstreckten sich die Folgen dieser denkwürdigen Kritik viel weiter als auf das Gebiet, für welches sie zunächst bestimmt war. So wie Homer, auf den sie am schwersten gelastet hatten, von den Fesseln der Tradition befreit war, entfernte man diese mit Einem Schlage sogleich aus dem ganzen Alterthume, ja nicht aus dem Alterthum allein, sondern aus der Geschichte und der Literatur aller Zeiten, und warf nun zuerst einen wirklich freien Blick auf die unermeßlichen Schätze, welche diese uns darbietet. Denn so groß auch und unschätzbar die Verdienste sind, die früher Winkelmann, Lessing und Herder nebst einigen wenigen ihrer Zeitgenossen um das Verständniß der Literatur, der Poesie und der Kunst der verschiedensten Zeitalter und Nationen sich erwarben, so können diese doch nur als Vorbereitung und Einleitung gelten zu der universellen und tiefbegründeten historischen Anschauung, welche die neuere Philosophie schuf, und zu der die vollendete philologische

Kritik einzig den Weg bahnen konnte; sie würden ohne diese Fortbildung und Vollendung, gleich den Stimmen anderer sinnvollerund dichterisch begabter Gelehrten in frühern Zeitaltern vereinzelt geblieben und bald verhallt seyn. Man vergleiche also den gegenwärtigen Standpunkt des philosophisch-historischen Verständnisses der Literaturen und der Volksgeister mit jenem Standpunkt, auf dem die genannten vorzüglichen Männer standen, und bringe die überraschend großen Fortschritte, die man bemerken wird, in so fern mit ihrem ganzen Gewicht auf Rechnung der Forschungen jenes großen Gelehrten, als diese die unerlaßliche Bedingung waren, ohne welche jene nicht gemacht werden konnten; wenn gleich das Positive derselben nicht darin enthalten war.

Die beiden Seiten, von denen aus, wie wir bisher darlegten, das Studium des Homer eine neue Anregung und Bedeutsamkeit erhielt, haben sich jetzt zu Einer Wirkung vereinigt. Wir sind fähig und berechtigt geworden, den Stoff der Dichtung, das Zeitalter, dessen Thaten und dessen Eigenthümlichkeiten sie besingt, nicht mehr blos durch die Dichtung, wie durch ein trübes Mittel zu betrachten, sondern diese mit ihrem Inhalte selbst gleichzusetzen, indem wir sie als das letzte, bleibende und für die Nachwelt wichtigste Resultat jenes Zeitalters, das in ihr sich abspiegelt, betrachten dürfen. Die lebendige Naturanschauung, welche der Stoff der homerischen Gedichte hervorzurufen geeignet ist, finden wir zugleich als thätig und schaffend gesetzt, gleichwie die

Seele den Körper als ihre Gestalt und ihren Ausdruck sich selbst erzeugt. Und eben so entsteht nun die Forderung, aus der Seele der lebendigen Wirkungen der homerischen Poesie auf das Geistige unsers Zeitalters eine ächt historische Kenntniß und Darstellung derselben und ihres Inhalts auf gleiche Weise als Körper hervorgehen zu lassen, wie die homerischen Gedichte selbst der Körper sind, in welchem ein ganzes Zeitalter als Seele wohnt. Wie also die homerische Dichtung zu dem homerischen Zeitalter, so würde sich die homerische Wissenschaft verhalten zu der Gesammtheit der Wirkungen, welche aus der von fernher wirkenden Thätigkeit der homerischen Poesie und des homerischen Zeitalters auf die Empfänglichkeit unsers Zeitalters hervorgingen. Das Zeitalter der Heroen ist vergeistet in der Seele des Dichters, und dieser Geist schafft sich sogleich seinen Körper in dessen Darstellung; wiederum wird dieser Körper, der nun jenen verklärten Geist vollständig in sich enthält, vergeistet in der Anschauung und der Empfänglichkeit späterer Jahrhunderte, und auch diese neue Vergeistigung erhält einen ihr entsprechenden Körper in der historischen Wissenschaft. Hieraus ergiebt sich die große Wichtigkeit jener wissenschaftlichen Befreiung und Reinigung des Formellen in der homerischen Poesie. Nur durch sie ward es möglich, dieselbe in ihre Urgestalt zurückzuführen, in der sie allein als Körper des verklärten Zeitalters und damit zugleich dieses selbst als Seele dieses Körpers begriffen werden kann. Erst mußte Coperni-

kus die Fesseln des sinnlichen Scheins, unter denen die Anschauung des Weltalls gefangen lag, abwerfen, ehe Keppler mit einem tiefen, genialen Griff in die Geheimnisse des Universums dringend, die Harmonie der Sphären vernehmbar machen konnte; erst mußte durch die angestrengteste, forgfältigste und ausgebreitetste mathematische und empirische Forschung die Natur von allen Seiten und in allen ihren Aeußerungen durchsucht und enthüllt werden, ehe eine tiefsinnigere Naturphilosophie die wahre Bedeutung derselben und ihr Seyn in dem Ewigen und Absoluten aufzuzeigen vermochte.

Eine vollendete und abgeschlossene historische Darstellung des Zeitalters, welches die homerische Poesie schildert und der homerischen Dichtung selbst würde wohl von der Betrachtung des erstern ausgehen und mit der Schilderung der Heroen- und Götterwelt beginnen müssen, welche von jener Poesie vorausgesetzt und besungen wird. Der gegenwärtige Aufsatz hingegen, welcher auf diese Würde keinen Anspruch macht, sondern nur einen skizzirten Abriß und Andeutung liefern will der vorzüglichsten Seiten des homerischen Studiums und ihrer Beziehung auf die Wissenschaft und den Geist der Gegenwart, beginnt am bequemsten bei demjenigen, welches das letzte und höchste Ziel der philologischen Forschung war, bei der Form und der Gestalt jener Gedichte, um die äußeren weiten Kreise allmählich nach Innen zusammenziehend zu dem Mittelpunkte zu gelangen, in welchem das Allerheiligste jener Götterwelt in

ahndungsvollem Dunkel verborgen steht, und von dem aus der künstlerische Geschichtschreiber ein neues Parthenon mit kaum weniger erhabenen Säulenhallen und Propyläen, als die homerischen Gedichte selbst sind, müßte erbauen können.

Die Forschungen über die Form und Gestalt der Gedichte, welche den Namen des Homer tragen, waren, wie wir bereits bemerkten, und mußten ihrer Natur nach seyn nur negativen, zerstörenden Charakters. Als positives Resultat derselben könnte man zwar dasjenige betrachten, was von der Art des Gesanges der Rhapsoden, von der allmähligen und abgebrochenen Entstehung ihrer Gesänge und von der spätern Vereinigung derselben in größere Ganze ausgemacht und allgemein zugestanden ist; allein die allgemeinen Sätze, in welche sich diese Ergebnisse zusammenfassen lassen, reichen keinesweges hin, über jene Gedichte als Kunstwerke diejenige Aufklärung uns zu geben, welche zu einer vollständigen historischen Anschauung von ihnen in allen ihren Beziehungen durchaus nothwendig ist. Die Hauptfrage, die sich zuvörderst aufdringt, und die durch die bisherigen Forschungen keinesweges genügend beantwortet ist, betrifft fortwährend die Person ihres Verfassers oder ihrer Verfasser. Es ist entschieden, daß die Ilias und die Odyssee in der Gestalt, in welcher wir sie besitzen, nicht von Einem Dichter zuerst abgefaßt werden konnten. Beide Gesänge enthalten bedeutende Stücke, welche eine einigermaßen aufmerksame, auch blos historische Forschung

für fremd an Charakter und Inhalt den übrigen Theilen, und insbesondere denen, welche sich als die wesentlichsten ankündigen, erkennen muß. Damit sind aber noch keinesweges die äußerst wichtigen Fragen beantwortet, ob, wenn man diese fremden und unächten Bestandtheile absondert, nun der übrigbleibende Kern eines jeden der beiden Gesänge auch noch eine Mehrheit von Verfassern und von zu Grunde liegenden Plänen oder Anlagen zu erkennen giebt, und ob, sowohl wenn diese Frage bejahend als wenn sie verneinend beantwortet werden sollte, die Verfasser des einen der beiden Gedichte, von denen des andern gänzlich zu unterscheiden sind oder nicht. Nach den Wolfischen Forschungen, durch welche zuerst und allein alles, was der freien Anschauung der Gedichte im Wege stand, völlig aus dem Wege geräumt ward, konnte die eigentlich philologische Kritik unstreitig keinen zweckmäßigern Weg einschlagen, als, was Spohn mit so gutem Erfolge zu thun begann, diejenigen einzelnen Theile, deren Unächtheit gegen die wesentlichen und kernhaften mit philologischen und historischen Gründen dargethan werden kann, von diesen abzusondern. Es erhellt aber sehr bald, daß dieses Geschäft stets nur vereinzeltes leisten kann, und seiner Natur nach ein bloß negatives und zerstörendes bleiben muß. Nicht nur aber eine im vollen Sinne des Wortes historische Anschauung des Ganzen der homerischen Poesie kann auf diesem Wege nicht zu Stande kommen; sondern selbst der bloß negative Theil der For-

schung bleibt bei der bloß philologischen Behandlungsart unvollständig: wie überhaupt auch in der Philosophie das skeptische und dialektische Element nur da vollendet erscheinen kann, wo es in eine höhere positive Speculation aufgenommen ist *). Eine solche höhere, von positiver, historischer und künstlerischer Anschauung beseelte Skepsis auf die Schriftsteller des Alterthums angewandt, zeigt uns vieles als unächtes, untergeschobenes und werthloses Machwerk, was die einseitige Verstandeswissenschaft die Philologie als classische Meisterwerke verehren muß, weil sie auf ihrem Gebiet keine Gründe findet, es zu verwerfen; es findet sich aber die philosophische Alterthumswissenschaft für dasjenige, was sie auf diese Art verläugnen muß, reichlich entschädigt durch das lebendigere und reiche Verständniß, welches ihr zu gleicher Zeit über das wahrhaft Aechte und Klassische aufgeht. In keinem Theile der Alterthumskunde hat sich der Gegensatz, in welchem auf dem Gebiet der Skepsis selbst die philosophisch-historische Forschung mit der philologisch-historischen treten muß, bis jetzt so deutlich gezeigt, als in den Untersuchungen über die platonischen Schriften **);

---

*) Wie dieß auf das Entscheidendste die Hegel'sche Philosophie im Vergleich mit allen skeptischen Systemen alter und neuer Zeiten beweis't. Es ist der Mühe werth, über den Skepticismus überhaupt die treffliche Kritik Hegels über den Skeptiker Aenesidemus (Schulze) in dem von ihm und Schelling herausgegebenen kritischen Journal der Philosophie zu vergleichen.

**) Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hat den platonischen Schriften ein öfter wiederholtes, sorgfältiges

wo denn aber auch der höchst verdienstvolle Anfang, den Ast mit einer wahrhaft philosophischen und künst=

Studium gewidmet, und ist dadurch auf verschiedne, mir wohlbegründet, und sehr interessant scheinende kritische Re=sultate über dieselben geführt worden, die ich vielleicht einst ausführlicher in Verbindung mit andern Ideen über Pla=ton und seine Philosophie darzustellen Gelegenheit finde; gegenwärtig aber, um meinen Wunsch auszudrücken, sie auch von andern sachkundigen Männern wo möglich noch vorher beachtet und geprüft zu sehen, ihrem Hauptinhalte nach kürzlich darlegen will. Ueber die Unächtheit sämmt=licher kleineren Dialogen stimme ich vollkommen mit Ast überein, dessen Untersuchungen ich hierin für vollkommen befriedigend und erschöpfend halte. Desto auffallender er=scheint es mir, wie dieser sich über andre Punkte so ge=waltig täuschen konnte, welche, wie ich glaube, nicht we=niger in die Augen springen. Zu verkennen, daß der Ti=mäus und der Kritias von demselben Verfasser herrühren, wie die Bücher von den Gesetzen, kann man bei einem Manne, der diese Werke so sorgfältig studirt hat, wie Ast, nicht anders als Verblendung nennen; und es ist dieser Irthum eine merkwürdige Warnung, wie selbst gesunder, heller Sinn und scharfer Verstand, bei dem angestreng=testen Fleiße, uns nicht immer vor den gewaltigsten Fehl=griffen zu schützen vermögen, wo verjährte Vorurtheile im Spiele sind, wie hier das Vorurtheil über die Klassicität und den platonischen Tiefsinn des Timäus, in welchem selbst neuere Naturphilosophen das Geheimniß des Welt=alls enthalten vorgaben. Denn, weit entfernt, daß jene Bemerkung mich bewegen sollte, die Gesetze dem Platon wieder zu vindiciren, so trage ich vielmehr kein Bedenken, nach Schelling's Vorgang in der Schrift: Philosophie und Religion (obgleich dieser die hier gemeinten Aeußerun=gen später zurückgenommen oder anders gedeutet zu haben scheint in der Abhandlung über die menschliche Freiheit: philosophische Schriften 1r Bd. S. 452., vielleicht weil der große, aber vorsichtige Denker durch Böckh's einsei=tigen philologischen Machtspruch in Daub und Kreutzers Studien Bd. 3. S. 28. stutzig geworden war.) den Ti=mäus (den Kritias natürlich mit eingeschlossen) für eine unächte und gänzlich mißverstandene Darstellung pytha=

lerischen Kritik gemacht hat, nicht verfehlen konnten, den an der alten Methode hängenden Philologen unsrer Tage,

---

gorisch-platonischer Lehren zu erklären, welche auf ähnliche Art, wie Ast dieß von den kleinern Dialogen und den Gesetzen nachweist, dem Platon untergeschoben seyn mag. Der Timäus und die Gesetze verhalten sich zum ächten Platon wie der Mond zur Sonne. Denn gleichwie der Mond nicht um die Sonne selbst, sondern um einen durch die Thätigkeit der Sonne entstandenen Körper sich dreht, eben so drehen sich jene Schriften nicht um den Geist des Platon, sondern um gewisse von ihm ausgeflossene oder durch ihn befruchtete Lehren. Zu meynen nun, daß Platon diese Werke wohl im Alter geschrieben haben möge, heißt soviel, als die Behauptung aufstellen, daß der Mond eine ausgebrannte Sonne sey. Es ist unläugbar, daß in den letzten Werken vieler großen Männer die Altersschwäche sichtbar ist; aber ich wünschte, daß man mir den Geist zeigte, der als Jüngling und als Mann seine Heimath nicht auf der Erde, sondern im Himmel hatte, als Greis aber diese verließ und Gebäude zu irdischen Zwecken aus Lehm und Koth aufzuführen begann; dessen ganze Sorgfalt in seiner schriftstellerischen Thätigkeit früher auf die Vollendung und die göttliche Schönheit des Styls und der Darstellung gerichtet waren, und der im Alter rein vergessen hatte, daß es überhaupt einen Styl und eine Kunst des Ausdrucks gebe (da doch vom Platon sogar erzählt wird, er habe noch ganz kurz vor seinem Tode an dem Eingang seines Gesprächs von der Republik gefeilt und geglättet). — Eben so schwere Irthümer begeht Ast in der Anordnung der Zeitfolge der ächten platonischen Werke, wo es unter andern gewiß keine geringere Verblendung ist, einen Dialog, der von so unbeschränkter und fast beispiellos gewaltiger Herrschaft über Sprache und alle Darstellungsmittel zeigt, wie der Protagoras, einem neunzehn- bis zwanzigjährigen Jünglinge, und dagegen Werke von der größten Unsicherheit und Mühsamkeit des Styls dem gereiften Manne zuzuschreiben. Mir scheint nichts klarer und gewisser, obgleich meines Wissens noch von Niemandem bemerkt, als daß unter den unbezweifelt ächten Werken des Platon der Philebus, Sophista und Politikus die

ein wahres Skandal zu geben. Es sey uns erlaubt, einen Versuch zu einer Skepsis dieser Art hinsichtlich

---

frühsten, die Spuren der Jugend noch ganz deutlich an sich tragenden sind, welches vorzüglich zwar ihre Form und Darstellung unwidersprechlich zu erkennen gibt, womit aber auch der Inhalt übereinstimmt, indem in ihnen noch keine Spur von der Ideenlehre sich zeigt, welche später den Hauptcharacter der platonischen Philosophie ausmachte. Den Uebergang von diesen zu den reifsten und vollendetsten Werken bilden der Parmenides, der Phädrus und das Symposion, welche, so trefflich und gediegen auch schon Styl und Darstellung in ihnen sind, doch zu den höchsten Werken der platonischen Kunst sich noch verhalten, wie eine Ansicht der Höhen und Berggruppen vom Thal aus zu einer freien überschauenden Aussicht vom Gipfel des Berges. Die beiden letztern insbesondre unterscheiden sich durch ihren eigentlich mimischen Charakter von den spätern Werken, in denen Platon, der nun erst den wahren und höchsten Standpunkt der darstellenden philosophischen Kunst erreicht hatte, die dramatische Nachahmung fremder Charaktere durch Styl und Ausdrucksweise verschmäht, auf die er im Phädrus und Symposion so vielen Fleiß verwandt hatte. Unter den Werken, die in die Klasse der reifsten und vollendetsten gehören, sind wohl die frühsten der Theätet und der Kratylus, welche sich an den Inhalt der vorhergehenden, besonders des Parmenides, am leichtesten anreihen lassen. Der Theätet ist vielleicht die Umarbeitung eines früheren Gespräches, welches dem Sophista und Politikus voranging; in der Gestalt, in der er vor uns liegt, ist er ohne alle Frage weit neuer als diese beiden, obgleich er auf sie als später zu haltende hinzudeuten und von ihnen umgekehrt vorausgesetzt zu werden scheint. Die übrigen Dialogen folgen nun, wie ich glaube, in folgender Ordnung, die ich jedoch im Einzelnen nicht verbürgen mag: Protagoras, Gorgias, Phädon und Republik. Es würde mich freuen, wenn Freunde des Platon durch diese Andeutungen sich veranlaßt fänden, die platonischen Dialogen in diesem Sinne durchzulesen, wo ich denn nicht zweifle, daß sie mir in Allem beistimmen würden. — Ein dritter Schriftsteller übrigens, unter dessen Namen die alte wie

der homerischen Gedichte zu unternehmen, welche nicht, wie die bisherige philologische Kritik, blos den Zweck hat, frühere Vorurtheile hinwegzuräumen und ihren Gegenstand von Verunstaltungen, fremden Zusätzen oder widernatürlich angezwängten Formen zu befreien, sondern unmittelbar darauf ausgeht, durch Betrachtung des Unächten nicht nach äußern Kennzeichen, sondern in seiner Eigenthümlichkeit und seinem innersten Wesen die entgegengesetzte, aber mit Nothwendigkeit entsprechende positive Anschauung des Aechten sogleich zu begründen. Der hier folgende Aufsatz möge daher als eine episodische Einschaltung unserer Betrachtungen angesehen werden, die dem Inhalt und dem Gang derselben keinesweges fremd erscheinen kann.

---

die neue Zeit zugleich Göttliches und Erbärmliches verehrt hat, ist nächst Homer und Platon Pindar; dessen sämmtliche sogenannte nemäische und isthmische Oden ganz werthlose Produktionen sind, in denen man auch die leiseste Spur des göttlichen Dichtergeistes der Olympioniken vergebens sucht: — ein Ausspruch, den, so unerhört er auch klingen mag, ich mit derselben überzeugenden Klarheit erweisen zu können mir getraue, die man in der hier folgenden Kritik hoffentlich nicht vermissen wird.

Beweis der Unächtheit des fünften Gesanges der Ilias.

Gleich im Anfange des Gesanges tritt uns ein Bild entgegen, welches auf den ersten Anblick leicht blenden kann, bei näherer Betrachtung aber als unstatthaft an diesem Orte erscheint. Daß dem Diomedes aus Helm und Schild ein gewaltiges Feuer brannte, einem herbstlichen, im Okeanos gewaschenen Sterne gleich, wäre trefflich gesagt, wenn dieses Bild gleich andern glücklichen im ächten Homer, in der Mitte einer feurigen Beschreibung des Kampfes aufträte; auf die Athene, die das Feuer entzünden soll, bezogen, von der einleitend weiter nichts gesagt wird, als daß sie dem Helden Muth und Kampflust gab und ihn nach der Mitte der Kämpfenden zu trieb; kündigt es sich als unverständige, phantasielose Nachahmung an. Namentlich sind der fünfte und sechste Vers vielleicht aus älterer homerischer Poesie entlehnt. Der siebente Vers ist ganz matt und überflüssig, eine solche zusammenfassende Wiederholung kommt im ächten Homer nur bei längern und schwieriger zusammenzufassenden Gleichnissen vor, um

die Verbindung wieder aufzunehmen. — Wie widersinnig ist es, daß nach V. 8. Diomed in die Mitte, das größte Gewühl der Streitenden, versetzt werden soll, während wir ihn sogleich zwei von den übrigen abgesonderten (ἀποκριν θέντε V. 12) Kämpfern begegnen sehen. Wenn dieß eine licentia poëtica ist, so ist es wenigstens eine sehr unkünstlerische! — Giebt es etwas schleppenderes als die Erzählungsart: Es war unter den Troern ein Dares ꝛc. und er hatte zwei Söhne, da nachher von diesen so weniges berichtigt wird? — Das Prädicat: aller Weise des Kampfes wohl kundig, möchte man wohl schwerlich im ächten Homer an einer Stelle aufzeigen können, wo es durch die unmittelbare Folge so offenbar Lügen gestraft wird. Wie kommt Diomedes plötzlich und ohne Veranlassung auf die Erde, da er doch wohl auf dem Streitwagen auszog, als Athene ihn so mächtig auszeichnen wollte? Von V. 14 gilt dasselbe, oder ein ähnliches wie von V. 7. Daß Hephästos den Idäus mit Nacht bedeckt und dem Diomed entzieht, gehört zu den zahlreichen leeren Nachahmungen jenes glänzenden und großartig bedeutungsvollen Zugs im dritten Buche der Ilias, wo Aphrodite ihren geliebten Paris der Rache des Menelaus entrückt und in das Gemach der Helena wegführt; dergleichen fast in allen unhomerischen Gesängen der Ilias sich finden. Der große Dichter selbst hielt gewiß zuviel auf jene schöne Erfindung, als daß er sie durch so fade Wiederholungen abgenutzt hätte. Nach dem mislungenen Kampfe

der Söhne des Dares (welcher überhaupt ganz überflüssig ist, denn er gewährt weder für sich eine schöne poetische Anschauung, noch steht er in dem geringsten Zusammenhange mit dem Folgenden) gerathen alle die großherzigen Troer in Zorn; ohne aber das Geringste zu thun, vielmehr heißt es sogleich V. 37, daß sie sich von den Danaern zurücktreiben ließen. — Das Ungeschickte und Plumpe der Art, wie Athene den Ares in der Schlacht bei Seite schafft, zu welchem Zwecke die weise Gottin wohl klügere Mittel hätte erdenken können, fühlt Jeder, dem auch die übrigen Unschönheiten der Rhapsodie verborgen bleiben, es lohnt nicht der Mühe, nur ein Wort weiter darüber zu verlieren. Wenn übrigens der Dichter die Minerva den Mars warnen läßt, er solle den Zorn des Jupiter nicht reitzen, so hat er vergessen, daß das Verbot des Zeus, keiner der Götter solle thätig auftreten im Kampf der Griechen und Trojaner, noch gar nicht vorhanden ist. Erst im achten Buche wird es erlassen, und die Art, wie es dort ausgesprochen wird, steht in mannichfaltigem Widerspruche mit den Begebenheiten und Aussprüchen der folgenden ächteren Gesänge. Dieser Zug, für sich allein betrachtet, entscheidet für den späteren unhomerischen Ursprung unsrer Rhapsodie. — Nun folgt V. 38 bis 83 eine trockene Aufzählung der troischen Krieger, welche durch Häupter der Achäer erlegt wurden; ohne allen organischen Zusammenhang oder poetischen Gegensatz weder unter sich, noch mit den angrenzenden

Begebenheiten. Man vergleiche damit die feurigen und gediegenen Schlachtengemälde, besonders vom eilften an bis zum siebzehnten Gesange, und beobachte, wie dort stets Schlag auf Schlag und in ununterbrochenem Zusammenhange Eins aus dem Andern folgt. Vollkommen unstatthaft aber ist, was V. 85 vom Diomedes gesagt wird, daß man nicht unterscheiden konnte, ob er den Troern oder den Achäern angehöre. Hierdurch wird das lebendige Schlachtengemälde (wenn überhaupt ein solches hier vorhanden wäre) unvermeidlich zerrissen und gestört und statt seiner eine todte, räumliche, materielle Anschauung festgehalten, auf die es in der Poesie gerade am wenigsten ankommt. Es ist in der That nicht anders, als wenn man den gewaltigen Kampf zweier Ringer dadurch beschreiben wollte, daß man sagte, es sah aus, als umarmten und küßten sie sich, wiewohl bei dieser Ausdrucksweise eine gewisse großartige Ironie denkbar wäre, von der in unsrer unhomerischen Stelle keine Spur sich findet. — Auch gegen das folgende Gleichniß von dem Strom, der über seine Ufertritt, lassen sich manche Ausstellungen machen: besonders, daß der Strom erst die Brücken zerstört, dann sich von ihnen nicht aufhalten läßt. Ueberhaupt aber trägt dieses Gleichniß, sowie auch das V. 136 folgende, einen verschiedenen Charakter von den ächt poetischen und epischen Gleichnissen anderer Rhapsodien; denn wenn diese letzteren nur eine reichere, mannichfaltigere und lebendigere Anschauung zu geben bestimmt sind von Bege-

benheiten und Thaten, die außerdem schon klar und ausführlich genug beschrieben werden, erscheinen jene vielmehr als kümmerliches Surrogat für die genauere und lebendigere Erzählung der Thaten des Diomedes selbst, welche der Dichter entweder schuldig bleibt, oder doch abgebrochen und ohne engeren, organischen Zusammenhang mit dem Gleichniß liefert. — Das so unmittelbar wiederholte κλονέειν Φάλαγγες V. 93 un 96 ist schleppend. — Die hierauf erzählte Verwundung des Diomed durch Pandarus verdankt ihren Ursprung einzig der Meinung des Dichters, daß ein Unfall dieser Art zu einer Aristeia gehöre, da ja auch Agamemnon in der seinem Ruhme gewidmeten Rhapsodie verwundet wird; sie ist entblößt von allen Umständen, welche ihr ein höheres Gewicht geben könnten, und die Art, wie Diomedes sie verachtet, ist nicht geeignet, den Heldenmuth des Heroen in einem glänzenden Lichte zu zeigen, sondern nur die Verwundung selbst als geringfügig und nichtsbedeutend erscheinen zu lassen. — Als der verwundete Held seine Schutzgöttin bittet, ihm zur Rache an dem Sohne des Lykaon zu verhelfen, ist Athene schnell zur Hand, erst ihm gelenke Glieder zu machen (statt seine Wunde zu heilen), und nachher (wie verkehrt!) in eigner Person, womit doch sonst die homerischen Götter sparsamer zu seyn pflegen, vor ihm stehend eine Rede an ihn zu halten, worin sie ihm mancherlei schöne Dinge verspricht, nur seiner eigentlichen Bitte, auf die sie doch erschienen war, mit keinem Worte gedenkt.

Wenn sonst die Götter Muth und Geist einem Helden einhauchen, pflegen sie dieß nicht ausdrücklich gegen ihn zu erwähnen; es ist kein gutes Zeichen, wenn dieser sich nicht von selbst ankündigt, sondern die Göttin diese ihre Begünstigung dem Diomed erst bekannt machen muß, daß sie ihm den Geist gegeben habe, gleichwie eine sorgsame Hausfrau dem abziehenden Krieger nachruft, daß sie ihm die Schnappsflasche in sein Ränzel gesteckt. — Jetzt erst erfahren wir, daß dem Diomed bisher ein Nebel vor den Augen schwebte, der ihn verhinderte, Götter von Menschen zu unterscheiden; da doch sonst keine Spur vorkommt, daß vor Troja die Helden mit Göttern gekämpft und Unheil und üble Folgen dadurch sich zugezogen hätten. Das Geheimniß, auf die Aphrodite, wenn sie sich in der Schlacht zeigen sollte, nur ohne Umstände loszuschlagen, ist ganz unmotivirt, und doch wird es vom Diomed ohne alle Verwunderung und Befremdung aufgenommen; es ist diese Stelle eine offenbare Remineszens an Il. XI. 187 ff., wo Zeus an Hektor durch die Iris einen ähnlich bedingten Befehl sendet, als hier Athene dem Diomed ertheilt. — Das folgende Gleichniß hat außer vielen andern Unbehüflichkeiten den großen Fehler, daß es zu weit geht und die Rückkehr des Löwen beschreibt (wobei dieser noch immer als wüthend dargestellt wird, da doch seine Wuth gestillt seyn sollte), während Diomed erst anfängt, unter die Troer von Neuem sich zu mischen. — Im Folgenden erlegt Diomed einige verschiedene feind-

liche Paare unmittelbar hintereinander; eine einförmige Art des Kampfes, welche die Mannigfaltigkeit, die das Epos fordert, vermissen läßt. Kaum darf man zweifeln, daß der Dichter auch hiebei den eilften Gesang vor Augen hatte, wo Agamemnon (V. 92—148) ebenfalls drei Kämpferpaare nach einander tödtet; aber mit welcher Abwechslung und Mannigfaltigkeit findet man dort jenes einförmige Gerippe überkleidet, welches hier ganz nackt dasteht. Eine besondere Rüge verdient noch die erbärmliche Mattigkeit des 150sten Verses, da es doch sehr nahe lag, den Umstand, daß die Gefallenen Söhne eines Traumdeuters waren, zu ganz andern Bemerkungen zu benutzen; sowie auch die fade Allgemeinheit, mit der das hülflose Alter des Vaters des folgenden unglücklichen Kämpferpaares beklagt wird. Ebenso bleibt das abermals von einem Löwen hergenommene Gleichniß V. 161, ganz in leerer Allgemeinheit; auf den Umstand, der doch in den folgenden Versen am Meisten herausgehoben ist, daß Diomed die Gegner tödtlich verwundet vom Wagen (so ist ἐξ ἵππων doch wohl zu verstehen) herunterwirft, paßt es durchaus nicht. — Die verspätete Aufforderung des Aeneas an den Pandarus, auf den Diomedes, den er sonderbar genug nicht zu kennen scheint, zu schießen, ist lächerlich; verwerflich auch die Schmeichelei, als sey Pandarus der Tapferste und Berühmteste aller Troer und Hülfsvölker. Von der Warnung aber, es möchte etwa gar ein Gott seyn, gilt dasselbe, was von dem ähnlichen Inhalt der vor-

hererwähnten Rede der Minerva. In der Antwort des Pandarus ist die Vermuthung auffallend, daß ein Gott das Geschoß abgewandt haben möge, nachdem es den Diomed schon in die Schulter getroffen hatte. Doch paßt diese sonderbare Aeußerung vielleicht ganz gut zu dem Charakter des Pandarus, der sich auch in der darauf folgenden Erzählung, welche die anmuthige Geschwätzigkeit des greisen Nestor höchst unglücklich nachahmt, sehr abgeschmackt zeigt. Denn was soll man sagen zu der lächerlichen Vorsicht für seine Pferde, die er, damit sie nur stets genug zu fressen bekommen, lieber zu Hause stehen läßt, und zu dem kindischen Zorn gegen seinen Bogen, der ihm doch so gute Dienste geleistet hätte, wenn die Götter selbst nicht dazwischen getreten wären. Demungeachtet fordert Aeneas ihn auf, mit ihm zugleich seinen Wagen zu besteigen: man sieht nicht ein, zu welchem Zwecke, obgleich Aeneas prahlerisch vorgibt, eher sey kein Heil vor dem Tydiden, bis sie beide mit ihren Pferden und Waffen ihm entgegen getreten. Denn beide konnten ja doch nicht zugleich fechten, indem Einer die Zügel halten mußte. Das Zusammentreten Zweier auf Einen Wagen ist überhaupt ein armseliges Mittel, dessen sich der Dichter dieser Rhapsodie mehrmals bedient, um etwas Abwechselung in die Gestalt des Kampfes zu bringen, und die Armuth seiner Phanthasie in der Schlachtenbeschreibung zu verbergen: noch in demselben Gesange, als Athene zum Diomedes in den Wagen tritt, und im achten Gesange (welcher außer

allem Zweifel ein eben so schlechtes Machwerk desselben Homeriden ist), als Diomedes den Nestor zu sich auf seinen Wagen nimmt. Uebrigens scheint auch die bedeutende Rolle, welche Aeneas in diesem gegenwärtigen, sowie in dem einundzwanzigsten Gesange der Ilias spielt, mit Recht etwas verdächtig, da in dem unbestreitbar ächt homerischen dreizehnten Gesange V. 460 versichert wird, Aeneas habe sich stets unter den letzten Kämpfern aufgehalten, aus Unmuth gegen den Priamus, von dem er sich unverdientermaßen zurückgesetzt glaubte. — Dem sey wie ihm wolle, auf jeden Fall steht es dem Sthenelus übel an, vor dem heranrückenden Kämpferpaar so feig zu erschrecken und dem Diomed zuzurufen, er solle sich doch nicht so kühn unter die Vorkämpfer mischen, damit er nicht etwa sein Leben verliere. Von der Abneigung des Diomedes, zu Pferde zu kämpfen, ist so wenig wie am Anfange ein Grund angegeben; sie erscheint ganz grillenhaft und des ersten und glänzendsten der achäischen Krieger wenig würdig. Die beständige Erwähnung der Minerva, auch in den Worten des Diomedes, daß sie ihm nicht sich zu fürchten erlaube, hat wirklich etwas komisches; es kommt heraus, als fürchte der Held sich in der That ein wenig und sehe sich immer nach seiner Schutzgöttin um, ob sie ihn auch nicht verlasse, wie ein bellendes Hündlein nach seinem Herrn, der ihn auf ein Thier gehetzt hat, vor dem er sich sonst fürchten würde. — Die Erwähnung der ausgezeichneten Pferde des Aeneas, welche verstohlner Weise aus

dem Samen der edlen Rosse, die Zeus dem Tros schenkte, erzeugt seyn sollen, ist darum befremdend, weil sonst nirgends der übrigen rechtmäßigen Nachkommenschaft jener gerühmten Pferde gedacht wird, die doch noch unter den Troern vorhanden seyn mußte. Die Verse 268 — 272 haben ein so scholienhaftes Ansehen, daß man sich versucht fühlen könnte, sie für eingeschoben zu erklären, wenn sie sich nicht mit der übrigen Elendigkeit ihrer Umgebung recht wohl vertrügen. — Der Tod des Pandarus ist keinesweges mit der Bedeutsamkeit und Würdigkeit erzählt, welche der Held, der kurz vorher der Beste des Troischen Heeres genannt wurde, und der die Veranlassung des wiederausgebrochenen Krieges war, wohl verdient hätte. Auch nicht die leiseste Aeußerung, als sey sein Schicksal eine Strafe der Götter wegen jenes Treubruches, zu dem sie allerdings selbst ihn veranlaßt hatten. Wie leicht ist es möglich, daß manche schöne Stelle der spätern Gesänge der Ilias, in der Pandarus vorkam, durch die Diaskeuasten ausgemerzt worden ist, dem hier erzählten Tod desselben zu Gefallen. — Obgleich es meine Absicht nicht ist, den Gesang auch nach dem Versbau durchzugehen, so sey es mir doch erlaubt, auf den schlechten Anfang des 298sten Verses: δείσας μήπως οἱ ꝛc. aufmerksam zu machen. — Noch schmählicher als Pandarus, der doch den Schild des Diomedes glücklich zerbrochen hat, wird Aeneas behandelt, welcher ohne einen Schwerdt- oder Lanzenstreich von seiner Seite sogleich durch einen

Steinwurf gelähmt wird: ein Schimpf, den Homer wohl keinem seiner Helden so leicht anthut, wenn er ihn vorher so pomphaft angekündigt hat, wie unser Dichter den Aeneas. — Glücklicherweise lag indeß das Mittel ihn zu retten nahe genug. Man durfte ja nur die gefällige und zu Allem leicht bereitwillige Göttin Venus herbeirufen, welche im dritten Gesange der Ilias den Paris, der ja doch nicht einmal ihr leiblicher Sohn war, den Händen des Menelaus glücklich entzogen und durch diesen Knalleffekt den rauschenden Beifall der Zuhörer jenes göttlichen Sängers sich erworben hatte. Sie thut auch wirklich für den Aeneas noch mehr, als sie für jenen gethan hatte, denn sie hält ihre eigenen zarten Arme und ihr kaum weniger köstliches Gewand vor: wie denn überhaupt die Götter in unserm Gesange mit ihrer persönlichen, unverstellten Erscheinung, wider ihre sonstige Gewohnheit ausnehmend freigebig sind, wahrscheinlich weil sie dem stümperhaften Dichter nicht zutrauen, daß er durch die bloße Kraft seines Gesanges die Gegenwart eines Göttlichen empfinden zu lassen vermöge. Freilich begreift man nicht, wie Aphrodite durch ihre Arme und ihr Gewand den geliebten Sohn vor den Geschossen der Danaer zu sichern vermochte, da, wie sich bald nachher zeigt, diese nichts weniger als unverwundbar und undurchdringlich waren. — Unterdessen werden die Pferde des Aeneas von dem Sthenelus in Sicherheit gebracht. Dieser steigt sodann auf seinen eigenen Wagen und folgt dem Diomed, ohne daß man einsieht,

was er ihm dadurch eigentlich hilft. Diomed ist nun mit der Verfolgung der Aphrodite selbst beschäftigt, welche er mitten unter dem Gewühle der Troer antrifft. Diese haben also eine Göttin sichtbar in ihrer Mitte, ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern oder darüber als über etwas Außerordentliches zu verwundern. Auf welche Weise Aphrodite mit dem Aeneas, den sie, wie erst aus dem Folgenden erhellt, in den Händen trägt, sich Bahn macht; und wie Diomedes sie gerade an die Hand treffen kann, mit der sie ihren Sohn umfing, da sie doch dem Helden den Rücken zukehren mußte: dieß ist mit keinem Worte erklärt, und die ganze Darstellung ebenso verworren und lückenhaft, als sie lächerlich und abgeschmackt ist. — Dergleichen Vorstellungen von den Göttern, wie in diesem Buche herschen, mögen wohl zu der Meinung Veranlassung gegeben haben, als sey Homer selbst in dem gröbsten Aberglauben befangen gewesen, und habe sich wirklich die Götter als genau dieselben Wesen gedacht, wie er sie besungen; eine tiefere philosophische Ansicht aber sey ihm völlig fremd. Was aber die Vorstellung betrifft, als seyen die Götter verwundbar und consequenterweise wohl gar auch sterblich, (welches V. 388 in Beziehung auf den Ares ausdrücklich gestanden wird, obgleich es unmittelbar darauf V. 402 von einem andern Gotte heißt, er könne durch keine Verwundung getödtet werden), so ist sie weit entfernt, ächt homerisch zu seyn; vielmehr gibt es nichts unhomerischeres und profaneres: — so wenig

wie bei Homer die Götter in Schlachten jemals selbst zuschlagen (Il. XIV, 386), eben so wenig sind sie auch einer Verwundung oder andern Unfällen in derselben irgend ausgesetzt; — die entgegengesetzte Vorstellung zerstört alle epische Würde und Erhabenheit der Götter, welche, wenn sie von den Sterblichen nur durch ein größeres Maaß sinnlicher Kräfte sich unterscheiden, in gleichen Rang gesetzt werden mit den Riesen und Ungethümen unbedeutender Volksmährchen. — Die in die Hand geritzte Venus läßt den unglücklichen Aeneas mit großem Geschrei aus ihren Armen fallen; die Gesinnung der Göttin ist also in der That schlechter als die einer wilden Bestie, denn diese vertheidigt ihre Jungen mit ihrem Leben, während Venus bei der leichtesten Verwundung den geliebten Sohn der Wuth des Feindes preiß gibt. Daß er dieser nicht unterliege, dafür sorgt ein zweiter Deus ex machina; Phöbus Apollo greift die Sache gescheiter an und umhüllt den Schützling nach Göttersitte mit einem Nebel; welches zu thun Aphrodite wahrscheinlich durch ihre bekannte Eitelkeit war verhindert worden. — Kaum weniger unhöflich als die Verwundung selbst war, ist es von Diomed gehandelt, wenn er der Venus, einer Göttin, die nur zärtliches Lispeln und melodische Liebestöne zu hören gewohnt ist, mit gellender Stimme in's Ohr schreit, sie möge sich aus der Schlacht hinwegscheeren, wenn sie nicht übel ankommen wolle. — Von der Iris aus dem Schlachtgedränge geführt, findet Aphrodite den Ares

zur Linken der Schlacht sitzend. War dieß der Ort, wo Athene ihn hingeführt hatte, um den Troern nicht mehr beizustehen? So war entweder die Göttin sehr unklug, daß sie ihn nicht weiter entfernte; oder der Gott blind, wenn er nicht merkte, daß Minerva ihn hinterging und fortwährend dem Diomedes offenbaren Beistand leistete. Wozu aber bedarf Venus der Pferde des Mars? Konnte sie denn nicht, wie dieser selbst, gen Himmel schweben oder fliegen (V. 865); oder hatte sie ihre Schwebsohlen nicht bei der Hand, welche wenigstens andre Göttinnen über Land und Meer mit Windesschnelle trugen? (Od. I, 96). Auch ist es seltsam genug, daß Iris, welche die Zügel führt, nebenher (V. 365) geht oder vielmehr schwebt und fliegt, anstatt den Platz des Wagenlenkers einzunehmen. — Das Kindische und Alberne der folgenden Erzählung von dem, was nun im Olymp vorgeht, übersteigt allen Glauben. Und doch soll die Trostrede der Dione an ihre Tochter wichtige und ergreifende Wahrheiten enthalten. Ob es der Mühe lohne, über den Sinn der Göttersagen von den Kämpfen der Aloiden und des Herakles mit dem Ares, der Here und dem Hades, welche Dione als Beispiel der Verwundungen von Göttern durch Sterbliche anführt, den Kopf sich zu zerbrechen, und ob es rathsam sey, aus ihnen Stoff zu ziehen für die Erklärung und Vervollständigung der alten Sagen, läßt sich vielleicht bezweifeln. Wie leicht kann diese Stelle bloße Verunstaltung alter Sa-

gen oder eine Erdichtung desselben, oder eines andern schlechten Dichters seyn. Einem Dichter, der die olympische Götterwelt dergestalt mishandelt, wie in dem gegenwärtigen Gesange geschehen ist, kann man in dieser Hinsicht wohl Alles zutrauen *). Doch bleibt dieß allerdings problematisch, und das hier Geäußerte soll für nichts als eine Vermuthung gelten; zumal da man aus der neunten olympischen Ode des Pindar (V. 44 ff.) allerdings zu schließen berechtigt ist, daß die Erzählung von der Verwundung des Aides durch Herakles eine Lokalsage in Pylos gewesen. Die Mahnung, daß es den Sterblichen übel bekomme, mit Göttern zu kämpfen oder gegen sie sich aufzulehnen, ist eine verunglückte Nachahmung von Il. VI, 129 ff. Die Unglücksprophezeihung scheint bei Diomedes gar nicht eingetroffen zu seyn; denn wenn auch die Sage von seiner Kolonie in Italien nachhomerisch ist, so wird er doch während der Handlung der Odyssee, zehn Jahre nach Beendigung des trojanischen Krieges, durchgehends noch als lebend angenommen. — Wie kommt der geplagte Hausvater Zeus Kronion dazu, nach V. 419 bei dieser Gelegenheit wieder einmal von seiner Gemahlin und Tochter aus-

---

*) Diese Vermuthung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß nach Od. XI, 312 die Ursache, warum die Aloiden den Göttern verhaßt wurden, und ein kurzes Lebensalter erreichten, eine ganz andere war als die hier erzählte. Auch ist es gewiß ein gewaltiger Misgriff unsers Dichters, daß er den vom Herakles verwundeten Hades in den Olymp aufsteigen läßt, wohin dieser Gott gar nicht gehörte: so wenig wie titanische Göttin Dione.

gescholten zu werden, da er ihnen dießmal doch gar keine Veranlassung dazu gegeben hatte? Der unedle und plumpe Spott der Athene über die verwundete Göttin ist um so befremdender, da man sie aber in der Schlacht an der Seite des Tydiden beschäftigt glaubt, und gar nicht erfährt, wie sie wieder in den Olymp gekommen ist. Doch fort muß sie seyn aus der Schlacht: dieß sieht man sogleich auch daran, daß Diomed schon ihr Verbot vergessen hat, außer der Aphrodite an keinen Gott sich zu wagen, und dem Apollo selbst nachjagt, der den Aeneas entführt. Der dreimalige Anlauf des Helden, und der Zuruf des Apollo beim vierten Male ist eine Reminiscenz an den dreimaligen Anlauf des Patroklus gegen die Mauern von Ilium und ein ähnliches Entgegentreten des Apollo im sechzehnten Gesange der Ilias. — Das Trugbild des Aeneas, welches jetzt Apollo zimmert und unter die Fechtenden (wie es scheint als Leichnam) mischt, obgleich es wenigstens dem Diomed schon bekannt war, daß der wahre Aeneas durch den Gott entführt wurde, erinnert an ähnliche Truggestalten, an denen (ein höchst charakteristischer Zug von unwillkührlich treffender Bedeutung) die nachhomerischen Iliaden und Odysseen reich sind: z. B. die unächte Helena, um welche der trojanische Krieg geführt wird, damit die ächte dem Menelaus unbefleckt erhalten werde: eine symbolisch bedeutsame Verunstaltung der Sage, welche Stesichorus vielleicht nicht zuerst erfunden und Euripides aufgegriffen hat; oder die von der Minerva

gezimmerte falsche Iphthima, welche an ihre Schwester Penelope als Trösterin gesandt wird, in der zweiten Hälfte des vierten Buchs der Odyssee, welche (von V. 621 an) durch ihre Poesie oder vielmehr Unpoesie sich ebenfalls als unächt den Blicken jedes aufmerksamen und urtheilsfähigen Betrachters kund gibt *). Im ächten Homer bedienen die Götter sich niemals solcher Trugbilder, **) die armen Sterblichen zu berücken, sie handeln lieber in eigner Person. Offen-

---

*) Mit leichter Mühe könnte man dieß auf ähnliche Art ausführen, wie ich es hinsichtlich des fünften Buchs der Ilias thue. Nur Einen unhomerischen Zug sey es erlaubt, für jetzt noch darin nachzuweisen, welcher mit dem hier bemerkten in der engsten Verbindung steht. Noemon, der Sohn des Phronius, gibt V. 655 vor, den Mentor doppelt gesehen zu haben, weil nämlich Athene in der Gestalt desselben mit dem Telemach das Schiff bestiegen hatte. Dieß kommt beim Homer niemals vor; ich wäre viel mehr geneigt zu glauben, daß man, wenn die Götter eine fremde Gestalt annehmen, dieß vielmehr so zu verstehen habe, als sprächen sie durch die Person des genannten Menschen, der nicht außerdem noch einmal in Wahrheit existirt. Allerdings stehen dieser Meinung manche Schwierigkeiten entgegen, besonders das mehrmals vorkommende Verschwinden der Götter in solchen Gestalten; es ist aber auch gar nicht nöthig, daß bei einer poetischen Darstellungsweise dergleichen prosaische Fragen aufgeworfen und mit vollkommner materieller Genauigkeit beantwortet werden. Auf jeden Fall aber fühlt man bald, daß jene Doppelerscheinung des Mentor etwas störendes und unpoetisches hat, man fühlt sich aus der poetischen, in den leichten, durchsichtigen Sphären der Götterwelt schwebenden Darstellung unfreundlich in die gemeine Wirklichkeit herabgestoßen.

**) Nur die Persephone ausgenommen, Od. XI, 212; welche aber, da sie in der Unterwelt waltet, für keine Ausnahme gelten kann.

bar sind dieselben auch eine höchst armselige Darstellungsart des Wunderbaren, durch welche alle poetische Wahrheit auf das entschiedenste vernichtet wird. — Das Gespräch zwischen dem Apollon und Ares ist wieder äußerst ärmlich: man begreift eben so wenig, warum der letztere der Aufforderung des Apollon sogleich Gehör gibt, da er doch alles selbst gesehn hatte, was dieser ihm erzählt, ohne aus eignem Antrieb in der Schlacht aufzutreten; als man vorher einsah, wie er sich so geduldig von der Athene konnte aus der Schlacht wegführen lassen. Ein würdiges Gegenstück zu diesem Thun der Götter bietet das, was sogleich unter den Menschen vorgeht. Sarpedon schilt in einer ziemlich langen Rede, worin er sich selbst zum Muster vorzustellen nicht verfehlt, den Hektor, dessen Unthätigkeit in dem bisherigen Theile des Gesanges allerdings befremdend gewesen war, wegen seiner Trägheit und Nachlässigkeit, und dieser beschämt, gehorcht sogleich dem Aufrufe und ermuthigt durch seinen Zuruf die Troer zum Kampfe, ohne daß man ihn jedoch eben etwas Großes ausrichten sieht. Alles wieder ganz unmotivirt. — Was helfen solche Versicherungen, wie die hier stehende, daß von beiden Seiten der Kampf muntrer und lebendiger wurde, wenn gar keine bestimmtere Anschauung desselben hervorgerufen wird? — Doch man bewundere die Erfindungskraft und die Mannigfaltigkeit unsres Dichters. Er läßt die Achäer weiß werden von dem Staube, der jetzt (warum erst jetzt,

weiß man freilich nicht) unter ihren Füßen sich zu heben beginnt, und bedient sich dabei des sinnreichen Gleichnisses, dieß habe so ausgesehn, wie wenn beim Sieben des Getreides auf der Tenne der Wind den Spreu umhertreibt und die umherliegenden Gegenstände weiß überzieht. Es ist uns indeß erlaubt, aus diesem Bilde die nicht bedeutungslose Lehre zu ziehen, daß ächt poetische Gleichnisse den guten Körnern gleichen, die beim Sichten an den Ort fallen, wo sie hin gehören, die unächten prosaischen aber dem Spreu, den der Wind wie Staub an die verschiedensten Gegenstände treibt, an denen er überflüßig oder belästigend ist. Uebrigens ist das Getreidesieben ein der Ceres, die sich hier selbst dazu herabläßt, unwürdiges Geschäft; Sklavenhände können es verrichten und man braucht keine Götter dazu, deren Beistand beim Wachsthum und Gedeihn der Früchte allerdings nicht wohl entbehrt werden kann. — Was es den Troern helfen soll, daß Ares die Schlacht mit Nacht bedeckt, ist schwer einzusehen. Wahrscheinlich dachte der Dichter dabei an den Nebel, der im siebzehnten Buche die Kämpfenden um den Leichnam des Patroklus einhüllt, und um dessen Abwendung Aias den Jupiter fleht; allein dort ist es zugleich anschaulich gemacht, wie die Dunkelheit Verwirrung unter die Achäer bringt, welche weder zweckmäßige Masregeln zur Vertheidigung des Leichnams treffen, noch dem Achilles Botschaft senden können. — Jetzt besinnt sich der Dichter plötzlich, daß Athene den Kampfplatz verlassen

haben muß, was er freilich vorher nicht deutlich gesagt hatte, und er gibt dieß nun erst als Grund an, warum Apoll den Ares aufgefordert habe den Troern beizustehen. — Aeneas erscheint sogleich wieder unter seinen Freunden, vom Apoll aus seinem Heiligthum entlassen, wohin er gar nicht nöthig gehabt hätte ihn zu entführen, da seine Heilung, wie freilich nicht erwähnt, aber vorausgesetzt wird, so schnell vollendet werden konnte. — Bei dem Wurfe, dem Entfernen und Wiedererscheinen des Aeneas, hatte der Dichter ohne Zweifel das Aehnliche, was im vierzehnten und funfzehnten Gesange vom Hektor erzählt wird, vor Augen; man halte beide Stellen zusammen, um den Unterschied recht lebendig zu vernehmen, der zwischen ächter Poesie und fadem, gehaltlosem Geschwätz obwaltet. — Wenn die Achäer schon von selbst gegen den Feind muthig Stand hielten, so war es überflüßig zu erwähnen, daß Aias, Odysseus und Diomedes sie dazu aufmunterten; so etwas erzählt Homer nie, ohne Beifügung eines charakteristischen Zuges. — Das nachfolgende Gleichniß hat drei große Fehler: erstens daß es als Beispiel des Feststehens ein so bewegliches Ding braucht, als die Wolken sind, die nur ausnahmeweise sich an einem Orte festlagern; zweitens daß Kämpfer, die gegen den Angriff des Feindes feststanden, verglichen werden mit einem Gegenstand, von dem ausdrücklich erinnert werden muß, daß er keinen Feind zu bekämpfen hat; drittens endlich, daß das Bild größtentheils negativ ausgedrückt wird, und also unwill-

kührlich die entgegengesetzte Anschauung von jener erweckt, die es hervorzurufen bestimmt war. — Daß Agamemnon unter dem Haufen seines Volkes herumgeht und zum Kampfe mit hohen Worten aufruft und dann im Vorbeigehn eine Lanze wirft, womit er den Deïkoon tödtet, hat etwas Linkisches und Komisches; es erregt keine würdige Anschauung von der Größe und dem Feuer des Kampfes. Die Genealogie und die Erzählung des Schicksals der beiden vom Aeneas erlegten Söhne des Diokles, nebst den beiden sehr heterogenen Gleichnissen, durch welche ihr Tod soll verherrlicht werden, sind wieder von einer ganz leeren und gehaltlosen Allgemeinheit; Knochen ohne Mark und Haut ohne Fleisch. — Es ist dem Mars nicht zuzutrauen, daß es den Menelaus im Ernst habe fangen wollen, um ihn dem Aeneas in die Hände zu liefern: soviel war ihm als einem Gott wohl bekannt, daß diese Ehre dem Aeneas vom Schicksal und vom Zeus nicht beschieden war. Doch da sich die Götter in unserm Gesange einmal so sehr prostituiren, so mag auch dieß mit hingehen. — Es folgt die berühmte Notiz von dem Tode des Pylämenes, dessen Wiedererscheinen bei der Leiche seines Sohnes im dreizehnten Gesange so oft schon Anstoß erregt hat. — Daß auf dem Schlachtfelde von Ilium so tiefer Sand gelegen habe, daß der Wagenlenker des Pylämenes todt von seinem Stande herunterfallend die Stellung annehmen konnte, welche V. 586 ff. auf eine frazzenhafte Weise beschrieben ist, ist mir durchaus nicht

wahrscheinlich; die Heere hätten sich wohl einen bequemern Platz zum Kampfe ausgesucht; und auf jeden Fall würde das Bild von dem Feuer und der Leichtigkeit des Kampfes, wie die schöneren Gesänge der Ilias es hervorrufen, nicht wenig geschwächt werden, wenn man sich Männer und Rosse so tief im Sande wadend zu denken hätte. Man sieht also in dieser Erzählung nichts als den Kunstgriff eines schlechten Poeten, der, um die gehörige Abwechslung in den einförmigen Schlachtgemälden verlegen, diese durch dergleichen auffallende, seltsame Züge zu erreichen hoffte. — Das Gleichniß von dem Manne, der in seinem eilfertigen Fortschreiten durch einen Fluß gehemmt ward V. 597, wäre recht passend und gut, wenn vorher ein unaufhaltsames Fortschreiten des Diomedes beschrieben worden wäre; allein nicht Diomedes, sondern Hektor und der die Troer führende Gott Ares sind in den nächstvorhergehenden Versen die Angreifenden; man erwartet daher das Gleichniß auf sie bezogen zu sehen und findet sich gestört, wenn man sieht, daß es dem Diomedes gilt. Diomed, durch seine Schutzgöttin mit scharfem Gesicht ausgerüstet, erkennt den Mars auch unter der Gestalt des Akamas, und heißt die Achäer zurückweichen, um nicht mit dem Gotte zu kämpfen; man wundert sich, daß diese so willig gehorchen, da sie doch von dem Gotte nichts sahen und mithin den Diomed für einen Irreredenden halten mußten. — Ueber den Tlepolemus als einen dem trojanischen Kreis fremden und aufgedrungenen Helden hat be-

reits K. O. Müller (Aeginetica p. 41 seq.) gesprochen: das dort Gesagte erhält Bestätigung dadurch, daß unter den homerischen Gedichten nur das Schiffsverzeichniß und die gegenwärtige unhomerische Rhapsodie ihn kennt. Die Anrede des Tlepolemus an den Sarpedon ist von sehr schlechter Beschaffenheit, er behandelt den Sarpedon bald, ohne allen Grund wie man sieht, als einen feigen und elenden Krieger, bald als einen Starken und Tapfern. Denn ein sehr Starker wird beim Homer wohl keiner genannt, von dem es zugleich heißt, er sey der Schlacht unerfahren, sein Muth schlecht und die Völker müssen unter ihm verderben. Das Wesen der heroisch-epischen Welt fordert die engste Vereinigung von Körper- und Geisteskräften (man führe nicht die Cyklopen als Beweis des Gegentheils an; diese ungeschlachten, bestialischen Naturgeschöpfe liegen außerhalb der Grenzen der Heroenwelt); am wenigsten fehlt diese einem Sohne des Zeus, und es wäre barbarische Gesinnung, die kein homerischer Held sich zu Schulden kommen läßt, ihr Daseyn selbst an einem Feinde, wie hier Tlepolemus an dem Sarpedon, zu läugnen. — Daß die hier erzählte Verwundung des Sarpedon in spätern Gesängen, namentlich im zwölften, wo er rüstig, und wie es scheint, unverletzt wieder auftritt, unberücksichtigt bleibt, haben schon Andre auffallend gefunden (W. Müller Homerische Vorschule. S. 131 Anm.) — Der Kampfeseifer der Trojaner soll dadurch recht anziehend und lebendig

geschildert seyn, daß sie dem verwundeten Sarpedon nicht einmal den Speer aus der Wunde zu ziehen Zeit finden, so wie früher den unverhofft wiedererscheinenden Aeneas aus gleichem Grunde Keiner angeredet oder begrüßt hatte; man sieht beiden Zügen das Gezwungne und Verfehlte der Erfindung an; denn, um nur vom Sarpedon zu sprechen, welche unter den Seinigen Zeit dazu fanden, ihm aus dem Gefecht zu tragen, dieselben konnten auch wohl unbeschadet ihrer Kampflust den Speer nun aus der Wunde ziehen. — Daß Odysseus nicht auf den Sarpedon, was das Natürlichste gewesen wäre, losgeht, sondern unter den übrigen Lykiern wüthet, hätte besser motivirt werden sollen, als durch eine Eingebung der Athene, denn diese befindet sich ja, soviel man weiß, gar nicht auf dem Schlachtfelde, sondern ist in den Olymp zurückgegangen. — Unter den Namen der V. 678 genannten Lykier erscheint ein Prytanis. Dieß ist verdächtig, da dieser Ausdruck, so wie alle davon abgeleitete und der verwandt scheinende τύραννος im Homer sonst nirgends vorkommt, so oft auch die Gelegenheit dazu bei der Erwähnung politischer Dinge sich darbietet. Vielmehr scheinen die Prytanen, Prytaneen u. s. w. der heroischen Zeit fremd zu seyn, und einer spätern Periode der griechischen Verfassung, den städtischen Republiken anzugehören: eine Vermuthung, welche auch dadurch bestätigt wird, daß wir in denjenigen Staaten, welche die Verfassung der heroischen Zeit beibehielten, namentlich in Kreta und in Sparta, nichts

von Prytanen und Prytaneen vernehmen. War aber das Wort als Bezeichnung eines politischen Amtes noch unbekannt, so begreift man nicht, wie es als Eigenname gebraucht werden konnte. — Nun erscheint Hektor, um den Odysseus zu hemmen, und stürmt ebenso besinnungslos als die andern an dem Sarpedon vorbei; — wo er unterdeß geblieben ist, seit er (V. 608) den Menesthes und Aechialus getödtet hat, erfährt man nicht. Diese zerstückelte, zusammengeflickte Art der Schlachtenbeschreibung charakterisirt recht den schlechten Dichter; Schlachten werden nur dadurch ein würdiger Gegenstand der epischen Poesie, daß ein ununterbrochen fortlaufender Faden die größte Mannichfaltigkeit der Züge in ein untrennbares Ganze der Anschauung verknüpft. — Die Bitte des Sarpedon an den Hektor, ihn nicht den Achäern zur Beute liegen zu lassen, paßt nicht für einen, der so eben von dem Schlachtfelde weggetragen wird. — Daß das Wehen des Boreas die Kraft besitzen soll, die scheidende Lebenskraft wieder anzufachen, dahinter könnte man versucht seyn irgend eine geheimnißvolle Bedeutung verborgen zu ahnden, wenn nicht die Gedankenlosigkeit unsers Dichters es wahrscheinlich machte, daß auch dieß eine leere, unbedeutende Redensart sey. — Jetzt können oder wollen vielmehr die Achäer dem Hektor und dem ihn begleitenden Ares nicht mehr widerstehen; sie weichen zurück und es folgt ein trocknes Verzeichniß der Getödeten; wie es scheint, kämpfte Ares gegen die sonstige Sitte der homerischen

Götter auch eigenhändig in der Feldschlacht. Die Schutzgöttin der Achäer, Athene, kümmert sich nicht um ihr Unglück, bis endlich Here sie dazu auffordert, worauf sie bereitwillig, wie sich denn überhaupt die Götter in diesem Gesange als äußerst gefällige und lenksame Wesen erzeigen, sogleich folgt. Es sey erlaubt, hier auf das Charakterlose, Willkührliche der Göttererscheinungen aufmerksam zu machen: man sieht weder ein, warum Ares gerade jetzt sich so thätig für die Troer erweist, noch warum Here und Athene nur in einzelnen Anläufen den Achäern beistehen; wir erblicken nur das Einzelne im Einzelnen, statt daß in dem ächten Epos jede besondre Handlung der Götter als Glied in einer Folge und Gesammtheit der Begebenheiten und Charaktere des Olymp eintritt; alles Einzelne das Gepräge des Ganzen trägt. Wie groß und wahrhaft göttlich ist z. B. das Auftreten des Poseidon im vierzehnten oder des Apollon im funfzehnten Gesange; wie glaubt man hier das Wehen des göttlichen Geistes zu vernehmen, der die Heere gewaltig befeuert und unaufhaltsam mit sich fortreißt. Wie ärmlich erscheint Mars an der Spitze des troischen Heeres, wenn man ihn mit Apollo vergleicht, wie dieser, eine Wolke von der Schulter herabfliegend und die furchtbare Aegis in der Hand, ohne selbst einen Streich zu thun, die Troer zum Siege führt. — In der Beschreibung vom Anschirren des Wagens für die Göttinnen fällt es besonders auf, daß den Pferden Schlachtenlust und Kampf-

begier zugeschrieben wird, da sie doch nachher gar nicht in die Schlacht kommen. Uebrigens hat der Verfasser des Buchs in dieser Stelle unstreitig frühere Dichter vor Augen gehabt; denn es läßt sich nicht läugnen, daß hier einige ächt homerische Züge durchblicken. Diese Vermuthung wird auch dadurch bestätigt, daß im achten Buche dieses Gemälde von dem Auszug der Athene und Here großentheils wörtlich wiederholt ist, und also von dem Verfasser dieser beiden Gesänge als eine Stereotyp betrachtet zu seyn scheint. Von einer verkehrten Anwendung früherer Dichtergemälde zeigt besonders der Zug, daß nach V. 749 ff. die Göttinnen durch die Thore der Horen aus dem Himmel auf den Olymp kommen, da doch, wie man nach V. 750, *) nach Il. VIII, V. 411, und nach der gesammten Darstellung des Schauplatzes der Götterwelt im Homer nicht anders glauben kann, eben jene Thore zu dem Himmel und zu dem Olymp überhaupt führen und beide Plätze überhaupt gar nicht getrennt sind. Und sollte dem auch nicht so seyn, so sieht man den Grund nicht, warum Athene und Here sich nicht im Olymp, dem

---

*) Dieser Vers, der von den Horen sagt, der Himmel und der Olymp sey ihnen übertragen gewesen, ist vielleicht typisch und aus homerischer Poesie entlehnt. Der darauf folgende Vers findet sich mit Veränderung eines einzigen Wortes gerade eben so Od. XI, 124. Es fragt sich nun, ob der Verfasser des fünften und achten Buches der Ilias diese Stelle der Odyssee vor Augen hatte, oder ob derselbe Vers auch in ächthomerischer, verlorengegangener Poesie von den Horen gebraucht war.

gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Götter, verweilten, sondern in einer überolympischen Heimath, als sie ihre Reise antraten. — Wie Zeus sich so schnell bereit finden läßt, eine Bestrafung des Ares zu gestatten, da er doch erst vor Kurzem den Troern zu helfen beschlossen hatte, auch davon sieht man keinen Grund. — Wie widersinnig ist es, die zur Rettung der Achäer kriegerisch und mächtig daherschreitenden Göttinnen mit Tauben, die zurückgetriebenen und müßig dastehenden Krieger hingegen mit gewaltigen Löwen und Ebern zu vergleichen. Die erste dieser Vergleichungen ist so befremdend, daß man fast versucht ist zu vermuthen, der Dichter habe dabei Stellen, wie z. B. Il. XIII, 62, XV, 237, vor Augen gehabt, wo männliche Götter mit Falken verglichen werden, und es dem entsprechend gefunden, die weiblichen mit Tauben zu vergleichen. — Here nimmt jetzt die Stimme eines Stentor an, der, so gewaltig auch sein Organ ist, mit dem er funfzig Menschen überschreien kann, doch in der ganzen übrigen Ilias sich nicht bemerklich zu machen vermag und daher den Verdacht erregt, ein hyperbolisches Erzeugniß der Phantasie unsers Dichters zu seyn, die sich in Ermanglung geistiger Größe an rohsinnlicher Kraft zu ergötzen liebt. Allerdings erscheinen auch im ächten Homer die Götter unter Bildern großer physischer Kraft, und Poseidon z. B. im vierzehnten Gesange V. 148 noch gewaltiger rufend, als hier die Here: allein theils will eine solche Stimme einem Gotte doch immer noch besser ge-

ziemen als einer Göttin, theils ist dort eine geistige große Anschauung damit vereinigt. — Mit diesen unerhörten Lauten imponirt Here den Achäern dergestalt, daß sie von neuem Muth sich befeuert fühlen, so wenig auch die gesprochnen Worte diesen einzuflößen geeignet waren, denn diese sagen nichts, als was Jeder ohnehin schon wußte. Uebrigens bleibt Here unthätig; Athene hingegen wendet sich an den Diomed, von dem man jetzt erst erfährt, daß er den Kampf verlassen hat und mit der Pflege seiner Wunde beschäftigt ist. Ihr Gespräch mit ihm ist eine ganz plumpe Nachahmung der schönen Stelle im vierten Buche, wo Agamemnon den heldenmüthigen, aber etwas trägen Sohn des Tydeus durch die Erinnerung an seinen berühmten Vater zum Kampf befeuert. Höchst widersinnig ist es, daß Athene erzählt, Tydeus habe wider ihren Willen die jungen Thebaner zum Kampf herausgefordert und mit ihrem Beistand sie besiegt; eine Schwäche dieser Art ziemt wohl einer ängstlichen Mutter, nicht aber einer mächtigen Schutzgöttin. Wie ganz matt ist der effektvoll seyn sollende Schluß der Rede: Du bist also nicht der Sohn des Tydeus, des kriegerisch gesinnten Deniden! — Diomed brauchte es in seiner Antwort der Göttin nicht erst zu sagen, daß er sie wohl kenne; denn dieß verstand sich doch von selbst, da sie gar keine fremde Gestalt angenommen hatte; darin aber hat er ganz recht, die Göttin an ihre vorige Warnung zu erinnern, daß er mit keinem Gott kämpfen solle, denn

es war einfältig von ihr, dieß zu vergessen und den Helden darob zu schelten, daß er ihrem Befehl gehorcht hatte. Uebrigens beweißt sich in dem ganzen Gesange weder Diomed des Beistandes der edlen, geistreichen Göttin Athene werth, noch auch entspricht Athene selbst der Idee, in deren Lichte bessere Dichter sie schildern. Man zeige mir auch nur den kleinsten Zug, wodurch die letztere von ihrem Gegner, dem Ares, der erstere von einem rohen thrazischen Krieger sich unterscheidet. Wie ganz anders ist die Charakterschilderung im ächten Homer, wo Athene nie, wie hier, ihr kunst- und weisheitsreiches Gewand auf den Boden wirft, und bloß in Waffenkleidern und einer Aegis auftritt, auf der Nichts als Furcht, Zwietracht, Gewalt, Kriegsgeschrei und Gorgonenhäupter gemalt sind; die Helden aber, die ihres Beistandes sich erfreuen, auch in den kleinsten Zügen als edelgebildete, mit Verstand nicht weniger als mit Muth ausgerüstete hohe Wesen erscheinen. Athene hat Unrecht, den Ares wegen seiner Unbeständigkeit zu schelten; die Hülfe, die sie ohne Wahl und Absicht den durch nichts bevorzugt und würdig erscheinenden Griechen bald leistet, bald nicht leistet, ist in der That eben so wenig werth. — Welch' es schlechtes, der Göttin unwürdiges Bild, daß sie mit ihren Händen den Sthenelus vom Wagen stößt, und sich selbst darauf setzt; die massive Gewichtigkeit der Minerva, die durch ihre Schwere den Wagen fast zerbricht, ist ein artiges Gegenstück zu der Stentorstimme der Juno. Wir

müssen würdiger von den Hellenen denken, als daß wir glauben sollten, sie hätten in solchen Götterschilderungen einen andern als den schlafenden Homer erblickt: im Traume ist es allenfalls erlaubt, das geistig Große unter der Gestalt ungeheurer Massen zu sehen; wir aber wissen es besser, daß kein großer Geist je sich erlaubt hat, im Schlafe zu dichten und die göttlich-lichten Tagesgeburten seiner Brust und seines Gehirns durch die nächtlichen ungestalten Erzeugnisse der Leber und des Unterleibes zu verpfuschen. — Ungeachtet ihres Gewichts bleibt Athene dem Ares selbst (ob auch den Menschen?) unsichtbar, denn sie setzt den Helm des Aïdes auf: wie sie diesen sogleich zur Hand hat, sieht man freilich nicht. — Allein so abgeschmackt und unwürdig die Schilderung der Athene auch seyn mag, so wird sie doch weit übertroffen durch die Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit, mit der jetzt Ares eingeführt wird. Was mag Pindar hiezu gesagt haben, der (im neunten olympischen Gesang) es für eine verhaßte Weisheit erklärt, von Göttern Uebles zu reden, indem er selbst einen Sieg, den der gewaltigste Gottmensch über sie gewonnen, kaum leise zu berühren wagt; und würde nicht Homer es vorgezogen haben, seine ganze Poesie vernichtet zu sehen, wenn er es hätte wissen können, daß solche Gotteslästerungen seinen Namen verkleinern mußten: er, der selbst die Schwächen seiner Götter (z. B. im vierzehnten Buche der Ilias) so groß und so ehrfurchtgebietend darzustellen weiß? — Die Verwundung des

Ares, von der übrigens in jeder Hinsicht dasselbe gilt, was früher von jener der Aphrodite gesagt wurde, ist äußerst abgeschmackt erzählt. Diomed zieht die Lanze, die er mit Hülfe der Athene dem Ares in den Unterleib geworfen, sogleich wieder aus dem Leibe des Gottes heraus (wobei er doch wohl vom Wagen herabspringt?) und dieser läßt sich diese grobe Mishandlung ganz zahm gefallen, ohne auch nur einen Versuch zu ihrer Bestrafung zu machen; wie viel schlechter führt also der Gott sich auf als die menschlichen Heroen, die ja stets Sorge tragen, nicht ohne Anstand selbst zu sterben. Die Erzählung von seinem gewaltigen Geschrei ist ein äußerst schlecht angebrachtes Plagiat aus Il. XIV, 148, wo Poseidon im Feuer des Kampfes gleich gewaltig ruft, wie hier Ares bei seiner Verwundung. Welch' eine Armuth und Gemeinheit der Erfindung, daß hier Ares ebenso bei seinem Vater Zeus über seine Verwundung durch einen Sterblichen sich beklagt, wie ganz kurz vorher Aphrodite bei ihrer Mutter. Wie lächerlich und zugleich wie widersprechend Allem, was sonst aus dem Olymp bekannt ist, erscheint die Klage, daß Zeus die Athene als sein Schooßkind behandle, und sie in Allem gewähren lasse, während er die übrigen Götter tyrannisire; sowie gleich darauf das Geständniß des Ares, daß nur seine schnellen Füße (??) vor einer noch schlimmern Behandlung ihn gesichert hätten; nicht weniger die Antwort des Zeus: es geschehe ihm schon recht, daß der zänkische Sinn, der von seiner Mutter

Here auf ihn vererbt, so bestraft worden; und nur seiner Abstammung von ihm, dem Zeus, habe er es zu verdanken, daß er nicht schon längst aus dem Himmel herabgeworfen sey. Sonst pflegte doch Zeus, sobald man ihn reizte, auch sein eigner Geschlecht nicht eben zu schonen. — Die Erzählung, wie Ares sogleich geheilt und gereinigt sich, über seine Götterwürde erfreut, neben dem Kronion niedersetzt, erweckt unwillkührlich das Bild eines Hundes, der geschlagen oder von andern Unfällen getroffen, zu seinem Herrn zurückläuft und sich froh über die Sicherheit, deren er hier genießt, zu seinen Füßen setzt. — Es wäre leicht, aber überflüßig, das Unpoetische und Stümperhafte der Erzählung und des Ausdrucks noch mehr in's Einzelne zu verfolgen, da es wohl nicht zu viel gesagt ist, daß nicht leicht Ein Vers in der ganzen Rhapsodie frei sey von dem Stempel der Plattheit und der Unpoesie: um dieß einzusehen, wird freilich eine poetische Auffassungsgabe erfordert, und dem gemeinen Sinn wird der Unterschied von Schönem und Häßlichem, Poetischem und Prosaischem ewig unverständlich bleiben, wenn man sich auch noch so sehr bestrebt, ihm denselben mit Fingern zu zeigen. Für den Kenner ächter Poesie aber werden diese kurzen Andeutungen hinreichen, auf die Nothwendigkeit einer vorurtheilsfreien, nicht bloß philologischen, sondern auch künstlerischen Auffassung jener Dichterwerke aufmerksam zu machen, deren unbeschränktes und ungeprüftes Ansehn wohl manche falsche Ansicht über Kunst und Poesie

verbreitet, Vielen das Verständniß der ächt klassischen Alten erschwert hat.

Auf ähnliche Art, wie hier der fünfte, könnte mit leichter Mühe auch der siebente und achte Gesang nebst dem Anfange des neunten (etwa bis V. 88), so wie nicht weniger dem Schlusse des sechsten (von V. 503 an) durchgegangen und der unpoetische und also unhomerische Charakter derselben dargethan werden, allein wir glauben, daß es für jetzt hinreicht, mittelst der genauern Betrachtung eines dieser unächten Gesänge den Charakter aller bezeichnet zu haben, und hoffen, daß fortan jedem mit poetischem Sinn begabten Leser des Homer der Unterschied des Aechten von dem Unächten von selbst sich aufdringen wird, sobald einmal der Nimbus entfernt ist, welcher diese Gedichte einer ästhetisch-kritischen Auffassung bisher unzugänglich machte. — Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, wie so ganz werthlose und keine Spur dichterischen Geistes an sich tragende Machwerke, wie diese Gesänge sind, Jahrtausende hindurch als integrirende Bestandtheile des göttlichsten Dichterwerks betrachtet und das schreiende Misverhältniß derselben zu den ächten Gesängen nicht einmal bemerkt werden konnte. Man begriffe nicht, wie in dem ältern Griechenland, ehe die Diaskeuasten unter Pisistratus und seinen Söhnen die zur Ilias und zur Odyssee gehörigen Gesänge in diese zwei Ganze ordneten und durch den Namen Homer für die Griechen

auf ewig heiligten, die Rhapsoden, sobald sie vor Zuhörern, die mit gesundem Sinn und dichterischem Gefühl begabt waren, einen jener matten und prosaischen Gesänge vorzutragen begannen, nicht mit Zeichen des Misfallens und der Langeweile empfangen wurden; wenn man nicht wüßte, welche Macht der Wiederschein wahrhaft großer Gebilde auf mittelmäßigen aber äußerlich jenen gleichen und unter der Aegide ihres Namens auftretenden Werken unter unwissenschaftlichen, wenn schon empfänglichen und dichterisch gebildeten Menschen auszuüben vermag. Weniger möchte ich auf die religiöse und heilige Scheu rechnen, welche, wie man behaupten hört, die Griechen vor allen den Namen des Homer tragenden Werken hegten und dadurch sich zurückgehalten fühlten, dieselben mit kritischem Auge zu betrachten; diese, wenn sie auch in der That vorhanden war, ging wohl nie so weit, daß sie in eine solche blinde Verehrung ausarten konnte: sonst hätte weder Platon und andre Philosophen sich unterfangen dürfen, den Homer geradezu des Aberglaubens und der Immoralität zu bezüchtigen, noch auch würde die kritische Behandlung des Homer durch manche Sophisten und später durch die Alexandriner irgend zulässig befunden worden seyn. Selbst die hohe und heilige Verehrung, welche die Christen ihren heiligen Schriften zollten, konnte Luthern nicht abhalten, verschiedene Theile derselben, z. B. unter den alttestamentalischen Schriften das Buch Esther und unter den neutestamentalischen den Brief Jacobi,

für werth- und gehaltlos zu erklären; bei den Griechen aber muß man den Gedanken an eine Abhängigkeit der Kunst von dem Religionscultus, wodurch die freie Betrachtung oder Ausübung derselben irgend wäre beschränkt worden, gänzlich entfernen *). Denn alle solche Beschränkungen hatte die griechische Kunst vom Anfange herein völlig abgeworfen: zugleich mit jener Vormund-

*) So hat man auch wohl die Behauptung aufgestellt, die auffallende, charakterlose Aehnlichkeit oder vielmehr Gleichheit aller Physionomien in den Werken der altgriechischen, besonders der äginetischen Kunst, sey die Wirkung eines religiösen unverletzlich geachteten Typus; eine Erscheinung, die, wenn sie gegründet wäre, in der That zu den seltsamsten und befremdendsten Handlungen des priesterlichen Despotismus gehörte, welche man in irgend einer Zeit auffinden könnte: die aber dem freien und heitern Charakter des griechischen Religionscultus durchaus widerspricht. Was sollte man auch für einen religiösen Grund gehabt haben, in der Gestaltung und Gruppirung der Figuren die größtmögliche Freiheit zu behaupten und nur die Physionomien alle über einen Leisten zu schlagen? Und auf welche Weise wäre es denn nachher gelungen sich von dieser lästigen Beschränkung zu befreien? Der wahre Grund jener merkwürdigen, kunstgeschichtlichen Thatsache ist vielmehr darin zu suchen, daß der plastischen Kunst das Bewußtseyn noch nichts aufgegangen war von ihrem Vermögen, die Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit des Charakters in den Gesichtszügen auszudrücken; welcher Mangel theils in dem Entwickelungsgange der Kunst seinen Grund haben muß, theils auch in der Eigenthümlichkeit des dorischen Stammes, dem die äginetische Kunst angehört, welcher, wie besonders die lacedämonische Verfassung zeigt, der freien Entwickelung des individuellen Charakters nicht günstig war. Der lächelnde Zug aber, den alle jene einförmigen Physionomien zu tragen scheinen, erinnert den Betrachter unwillkührlich an den ähnlichen, welchen man nicht umhin kann in den Darstellungen und dem Style des Herodot zu bemerken. — Dieser Entwicklungsgang der griechischen Plastik erscheint übri-

schaft der Religion überhaupt, unter der z. B. die hebräische Poesie dergestalt stand, daß sie ohne ausdrückliche und ausschließende Beziehung auf die Gottheit sich auch nicht zu regen vermochte. — Allein gleichwie man es sich im lebendigen Gespräch wohl gefallen läßt, daß ein genialer und geistreicher Mensch sich auf eine Weise gehen läßt und vernachlässigt, welche man in schriftlichen Werken auf keine Weise dulden würde; so war den Griechen, die in einem ganz poetischen Elemente lebten, die Beschäftigung mit ihren Dichtern und Künstlern mehr ein lebendiges Wechselgespräch als ein literarisches Studium; sie ließen sich hinreißen von dem begeisterten, und folgten willig auch dem weniger dem Gemeinen entrückten Dichter, wenn sie diesen nur sonst als einen hohen Genius kannten. Freilich scheint damit sehr in Widerspruch zu stehen die strenge Kritik, welcher im poetischen Wettkampf z. B. die dramatischen Werke der athenischen Dichter unterworfen wurden, in welcher selbst die, geprüftesten und bewährtesten Geister nicht selten den Kürzern zogen gegen junge aufstrebende Talente. Allein hier war die Kritik selbst eine That und Handlung im Leben; dieselbe Gewalt des Momentes und des lebendigen Eingreifens der Kunst in die Wirklichkeit,

---

gens noch denkwürdiger, wenn man ihn im Gegensatz zu der Geschichte der neuern Malerkunst, besonders der deutschen, betrachtet, in welcher gerade umgekehrt die Gesichtszüge zuerst ausgebildet erscheinen, während die Zeichnung des übrigen Körpers und andrer Gegenstände noch roh und vernachlässigt ist.

welche dort unbedingte Hingebung verlangte, forderte hier auf zur schärfsten beurtheilenden und richtenden Aufmerksamkeit. Man könnte selbst diesen Gegensatz des unkritischen bloß leidenden, und des thätigen und beurtheilenden Aufnehmens entsprechend finden dem eigenthümlichen Charakter der epischen und der dramatischen Poesie, indem die erstern eine höhere über die gegenwärtige Wirklichkeit hinausgehende Götter- und Heroenwelt zu schildern berufen ist und daher eine unbedingte Hingebung des Gemüthes mit Recht fordern zu dürfen scheint; die dramatische Dichtung hingegen die Aufgabe hat, die sittlichen Elemente und Beziehungen des Menschengeistes und des Schicksals der Sterblichen in ihrer Tiefe zu durchdringen und zu offenbaren; weshalb sie denn ihrer Natur nach nicht anders als zur wachsamen, sondernden und urtheilenden Thätigkeit die Seele des Zuschauers aufregen kann. — Nicht weniger auffallend ist es ferner, daß auch unter den gelehrten und geschmackvollen Kritikern der alexandrinischen Schule sich keiner fand, der das auffallende Misverhältniß der unächten Ilias zu der ächten bemerkte. Vom Aristarch namentlich hätte man dieses erwarten sollen, da dieser, wie die Alten selbst berichten, gewohnt war, Alles dem Homer abzusprechen, was er misbilligte. Dennoch wird nirgends erwähnt, daß er eine größere Parthie der homerischen Dichtungen in Zweifel gezogen habe; den Schlußgesang der Odyssee ausgenommen, worin ihm schon Aristophanes vorangegangen war. Ein Umstand

zwar könnte zu der Vermuthung zu berechtigen scheinen, er habe das Schlechte jener Gesänge in der That gefühlt und sey nur durch die Furcht, als ein zu tollkühner Neuerer zu erscheinen, abgehalten worden, seine Zweifel auszusprechen. Bekanntlich ist Aristarch der Urheber der Eintheilung der homerischen Gedichte in je vier und zwanzig Rhapsodien. Nun ist es überraschend, daß die fünfte Rhapsodie nur solche Dichtung enthält, die als unhomerisch sich ankündigt, obgleich früher auch der Zweikampf zwischen Diomed und Glaukus, der jetzt im sechsten Gesange seinen Platz hat, nach einer Andeutung des Herodot (II, 116) zum Διομήδεος ἀριστεία gehörte. Man könnte also meynen, Aristarch habe die unvergleichbar schönere Poesie dieses Stückes erkennend, es von jener seiner unwürdigen Nachbarschaft getrennt und einer ächt homerischen Rhapsodie einverleibt. Dennoch wäre dieser Schluß voreilig, da anderwärts dieser Kritiker kein Bedenken trug, Schlechtes mit Gutem in die engste Verbindung zu bringen, wie der Ausgang des sechsten Gesanges, der Eingang des neunten und die Zusammenschmelzung der verschiedenartigsten Stücke in dem achtzehnten beweist. Auch die Alexandriner besaßen keine ächt historische und philosophische Anschauung der homerischen Dichtung; ihre Kritik war mehr eine rhetorische, als eine poetische; und so groß auch ohne Zweifel ihre Verdienste sind um die Erhaltung und Feststellung eines richtigen Sinnes in der Beurtheilung und dem Gebrauche der Ausdrucks, (weshalb sie einer-

seits für die Bewahrer und Reiniger der griechischen Literatur, anderseits für Vorläufer der römischen Beredtsamkeit gelten dürfen), so war doch ihre Wissenschaft keine wahrhaft lebendige, urkräftige und aus den Tiefen des Menschengeistes hervorgegangene, und sie konnte daher auch nicht Schöpfungen, die aus diesen hervorgegangen waren, wahrhaft begreifen. Für uns aber ist eine nicht bloß im engern Sinne philologische, sondern wahrhaft ästhetische Kritik, wie der Werke des Alterthums überhaupt, so insbesondre der homerischen Gedichte, darum dringendes Bedürfniß, weil uns jene Werke nicht mehr wie sie den Griechen waren, Hymnen sind, durch deren Absingung oder Anhörung wir unmittelbar zur Gottheit uns zu erheben oder ihre Gegenwart zu uns heranzuziehen trachten dürfen; sondern Denkmale, die der Weltgeist bei seinem Durchzug durch die Weltgeschichte zurückgelassen und mit einer Schrift bezeichnet hat, die nur dem bewaffneten und scharf betrachtenden und sondernden Auge vollkommen verständlich ist *). Eine solche Kritik aber für eine historisch-unzulängliche und darum verwerfliche zu erklären, weil sie nur subjektive Ueberzeugung, nicht objektive Gewißheit begründen könne, wäre der gröbste historische Materialismus und wahre

*) Man vergleiche über die verschiedene Bedeutung, welche die classischen Werke des Alterthums für das Alterthum selbst, und welche sie für uns haben müssen, die meisterhafte Schilderung in Hegel's Phänomenologie des Geistes S. 702 ff.

Barbarei; mit demselben Rechte würde man alsdann auch die Sonderung des Aechten und des Ergänzten in den Bildnerwerken des Alterthums, wie Winkelmann sie unternahm, verwerfen müssen; denn ob solche Ergänzungen und Unterschiebungen in alter oder in neuer Zeit geschehen sind, ist für jene Geschichtsforschung, welche von nichts als von materiell beglaubigten Thatsachen wissen will, doch ganz einerlei. — Dann erst dürfen wir glauben, den Geist eines großen Genius vollkommen durchdrungen und verstanden zu haben, wenn wir uns fähig fühlen, ohne Beihülfe äußerer Kennzeichen bloß aus dem geistigen Charakter eines Werkes mit Sicherheit zu erkennen, ob es das seinige ist oder nicht: eine Erkenntniß, die keinesweges unter die Klasse des vorhin gerügten ungöttlichen und nur einer vorwitzigen Neugier oder andern Interessen fröhnenden Wissens zu rechnen ist, sondern ein wesentliches Moment ausmacht der ächten gottergebenen und gotterfüllten historischen Wissenschaft, weil nur auf diesem Wege die Offenbarung des göttlichen Geistes in der Geschichte und der Kunst wahrhaft begriffen werden kann. Und wie wir oben bemerkten, daß die philologischen Forschungen über Homer nicht den Homer allein, sondern die gesammte Literatur und selbst die Geschichte der vergangenen Zeitalter von den Fesseln der Tradition und der Vorurtheile befreiten: so darf man wohl auch hoffen, daß eine gründliche ästhetische Kritik auf diesem durch sein Alterthum und durch seine Abgeschlossenheit typisch

gewordenen Gebiete nicht ohne wohlthätige Folgen bleiben werde für die tiefere und geistigere Ansicht und Beurtheilung der Literatur und der Kunst in ihren philosophischen und historischen Beziehungen überhaupt: womit denn die Bedeutsamkeit des homerischen Studiums für unser Zeitalter von einer Seite aufgehellt und gerechtfertigt wäre.

Fassen wir jene Theile des homerischen Dichterwerks, welche uns zu den vorstehenden Bemerkungen Anlaß gaben, noch etwas näher in's Auge, um die Resultate zu betrachten, welche aus ihrer Verwerfung für das Ganze jener Dichtung hervorgehn. Der fünfte Gesang, den wir weitläufiger durchgingen, steht mit der übrigen Ilias in sehr geringer Verbindung, welche sich wohl auf folgende drei Momente zurückführen läßt: daß in dem folgenden sechsten, unstreitig ächten Gesange die ausgezeichnete Heldengröße und die Furchtbarkeit des Diomedes für die Trojaner öfter erwähnt wird, welches man auf keine andern vorhergehenden Stellen füglich beziehen kann; daß Ges. VIII, V. 106, und XXIII, V. 378 der vom Diomed dem Aeneas abgenommenen Pferde gedacht wird; und daß Ges. XXI, V. 396 Ares die Athene an die Verwundung erinnert, die durch ihren Beistand Diomedes ihm beigebracht hatte. Die drei letztern Stellen dürfen uns wenig kümmern, denn die Gesänge, worin sie enthalten sind, sind unstreitig ebenso unächt wie der fünfte Gesang selbst; was aber die Nennung des Diomed im

sechsten Gesange betrifft, so scheint diese allerdings zu der Annahme zu nöthigen, daß ächt homerische Gedichte, auf welche jene Erwähnung sich bezieht, untergegangen sind, an deren Stelle man die unächte Διομήδεος ἀριστεία eingeschoben hat. Und warum wäre dieß so unwahrscheinlich? Die ächten Gesänge der Ilias hängen einerseits nicht so genau unter einander zusammen, daß sie für sich ein vollständiges Ganze bilden könnten; andrerseits aber ist ihr Zusammenhang doch zu eng und zu entschieden, als daß man glauben könnte, sie seyen ganz unabhängig von einander, ohne eine gemeinschaftliche, zum Grunde liegende Hauptidee oder ohne das Streben, sie in ein Ganzes zusammenzureihen, gesungen worden. Wie nahe liegt daher demjenigen, der die homerischen Gedichte nicht schriftlich abgefaßt, sondern bloß abgesungen glaubt, die Vermuthung, daß sie nur besonders hervorstehende und herausgehobene Hauptglieder einer Dichtungsreihe waren, die vielleicht der Dichter selbst nicht vollständig im Gedächtniß behalten, noch weniger Andern überliefern konnte. Spätere oder dem Dichter vielleicht noch gleichzeitige Rhapsoden mochten alsdann die Lücken ergänzen, welche sie in der historischen Reihe der erhaltenen Gesänge zu bemerken glaubten; vielleicht brachten sogar manche derselben ächt homerische Gedichte absichtlich in Vergessenheit, um dafür ihren eigenen, einen ähnlichen oder denselben Stoff behandelnden, Eingang zu verschaffen. Dürften wir aber eine schriftliche Entstehung der ho-

merischen Gedichte annehmen, so wäre der Verlust des ächten Exemplars bedeutender Parthieen, und deren versuchte Ergänzung durch spätere Dichter noch leichter erklärbar. — Was den siebenten und achten Gesang betrifft, nebst dem Anfange des neunten, so enthalten diese zwar sehr berühmte und folgenreich scheinende Begebenheiten, die aber demungeachtet, wenigstens auf die Art, wie sie hier erzählt werden, in den folgenden Büchern nicht nothwendig vorausgesetzt erscheinen. Des Zweikampfes zwischen Aias und Hektor wird weder in der Ilias noch in der Odyssee je wieder gedacht; eben so wenig der darauf folgenden Friedensunterhandlungen: welche beide Begebenheiten mit offenbarer Rücksicht auf das dritte Buch der Ilias gedichtet, aber höchst unglückliche Nachahmungen sind. Dieß macht die Annahme wahrscheinlich, daß allerdings auch in der ächten Ilias ein Zweikampf des Hektor und Aias erzählt worden war, und der Dichter des siebenten Gesanges eine Lücke ergänzen wollte, was wohl auch von vielen Begebenheiten des fünften Gesanges gelten mag. — Die Mauer, mit welcher die Achäer am Ende des siebenten Buches ihre Lager und ihre Schiffe umgaben, spielt in den spätern Gesängen von dem zwölften an, wo das trojanische Heer sie zu bestürmen beginnt, eine sehr bedeutende Rolle, aber ohne daß ihrer spätern Erbauung nur mit einem Worte gedacht würde; vielmehr ist die Erzählung des siebenten Buches offenbar nur eine weitere Ausdehnung der Andeutung, Ge-

sang XII, V. 6, daß die Mauer gebaut worden war, ohne den Göttern die gebührenden Opfer darzubringen: was ebensowohl in der Zeit, die dem Anfangspunkt der homerischen Ilias voranging, geschehen seyn konnte, als später. Eben so ist die Götterversammlung im Anfang des achten Buches und das in ihr ausgesprochne Verbot des Zeus, daß keiner der Götter und Göttinnen in den Streit der Troer und Achäer sich mische, unstreitig bestimmt, spätere Begebenheiten zu erklären, z. B. wie Poseidon die Abwesenheit des Zeus benutzt, um den Achäern beizustehn, oder wie der in den Armen der Here erwachende Zeus auf seine Gattin zürnt, daß sie sich mit andern Göttern gegen ihn zum Verderb der Troer verschworen. Allein diese Begebenheiten setzen ein ausdrückliches Verbot keinesweges voraus; vielmehr wird desselben in den ächten Gesängen nirgends gedacht; selbst da nicht, wo Zeus, jener frühern Willenserklärung zuwider, den Apollon den Troern zu Hülfe schickt. — Das Unterliegen der Achäer unter der Macht der Troer und des Hektor, welches im übrigen Theile des achten Gesanges äußerst schlecht geschildert ist, muß ein Surrogat verloren gegangner Gedichte gleichen Inhalts seyn, da der neunte Gesang dergleichen nothwendig voraussetzt. Das Ende des Gesanges ist wieder nichts als eine Ausführung von Ges. X, V. 12, wo der trojanischen Wachtfeuer in der Ebene vor Troja gedacht wird; welches Niemandem entgehn kann, der beide Stellen miteinander vergleicht. Dieß

beweist, daß der zehnte Gesang, die Δολωνεία, wenn er gleich, wie schon von Mehreren bemerkt ist, mit den ihn umgebenden streng genommen keine ununterbrochene Folge ausmacht, doch schon zu der Zeit, als der achte Gesang gedichtet wurde, seine Stelle in diesem Zusammenhange einnahm. Der Anfang des neunten Gesanges, eine höchst überflüßige Zugabe zu dem Folgenden, zeigt sich durch seinen Charakter als zu dem achten gehörig; insbesondere aber auch durch die Rolle, die Diomedes darin spielt, welcher, der Lieblingsheld dieses Dichters, hier, gerade ebenso wie in dem fünften, siebenten (V. 399 ff.) und achten (V. 138 ff.) Gesange, in seinem hervorstehenden Charakterzuge, jener genialen Nachlässigkeit und Sorglosigkeit und auffahrenden Heftigkeit und Kühnheit, mit besondrer Rücksicht auf Gesang IV, V. 365 ff. und Gesang IX, V. 696 ff. auf eine wirklich lächerliche Weise karitirt erscheint; die Erwähnung der ausgestellten Wachen Ges. IX, 80 ff. geschieht wahrscheinlich auch verschiedenen Stellen im zehnten Gesange zu Gefallen, in denen derselben gedacht wird. — Uebrigens haben wir bereits angedeutet, daß alle diese hier verworfenen Gesänge ohne Zweifel das Werk Eines Dichters sind: ihr ganzer Charakter ist in jeder Hinsicht offenbar der nämliche, und ihr wahrscheinlicher Zweck allerdings wohl die Supplirung von Lücken in dem Verlaufe der ächten Ilias; so daß wohl nicht erst die Diaskeuasten ihnen die Stelle angewiesen haben, welche sie jetzt im Verhältniß zu den

übrigen Rhapsodien einnehmen. Das nicht bloß in einzelnen Stellen, sondern in der ganzen Anlage der Gesänge nur allzusichtliche Streben, die Lücken der Ilias zu ergänzen, könnte allerdings auf die gewagte Vermuthung führen, daß sie erst später, als man darauf ausging, eine vollständige Ilias zu besitzen, hinzugedichtet seyen, allein die Schwierigkeiten, die sich dieser entgegenstellen, sind so groß, daß man einen Gedanken dieser Art wohl fallen lassen muß, zumal da die sieben letzten Gesänge der Ilias, bei denen eine Annahme dieser Art noch viel größeren Schwierigkeiten unterliegen würde, uns hinreichend zu überzeugen vermögen von dem Daseyn pseudohomerischer Werke der früheren Rhapsodenschule.

Bekanntlich hat schon Wolf in den Prolegomenen die sechs letzten Gesänge der Ilias als diejenigen bezeichnet, welche durch Ton und Charakter der Dichtung wie der Sprache vor andern den Verdacht erregen, von einem andern Verfasser herzurühren, als die bewährtesten unter den frühern Gesängen. Niemand, der die Ilias mit gesundem poetischen Sinn durchliest, wird umhin können, dieses Urtheil zu unterschreiben, und es auf den größten Theil des vorhergehenden achtzehnten Buchs auszudehnen, von welchem nur der Anfang, etwa bis zum 147sten Verse, mit den vorhergehenden herrlichen Gesängen aus Einem Gusse ist*).

*) So sehen wir denn auch den Homer von der schändlichen Barbarei befreyt, seinen Achill auf dem Grabe

Es ist nicht meine Absicht, mich auf diese große und wenig erfreuliche Masse von Dichtungen, die ohne ihr

---

des Patroklus gefangne Trojaner schlachten zu lassen (wovon im achtzehnten Gesange V. 336. die erste Ankündigung geschieht). Eine wahrhaft geniale, die menschliche Natur ergründende und begreifende Poesie kann nie dasjenige adeln, was diese geradezu verabscheut, noch das Schlechte und Verbrecherische als ein Edles und Gutes darstellen, und es ist, wie Pindar singt, dem Dichter unmöglich, grausame Begier den Göttlichen zuzuschreiben. Wenn daher auch Menschenopfer unter den Griechen des heroischen Zeitalters gewöhnlich gewesen (was wir wohl nicht umhin können zuzugestehn, obgleich alle Erzählungen von ihnen ohne Ausnahme eine symbolische Bedeutung haben), so werden doch große Dichter sie entweder gar nicht, oder als das, was sie sind, als frevelhafte und verruchte Handlungen dargestellt haben. Darum ignorirt Homer die Opferung der Iphigenia, obgleich diese Sage, wie wir unten zeigen werden, höchstwahrscheinlich früheren Ursprungs ist, ebenso wie Sophokles in der Elektra (siehe V. 158, wo der Iphianassa, als noch lebend zur Zeit der Ermordung der Klytämnestra gedacht wird) sie ignorirt. Aeschylus aber behandelt sie im Agamemnon, als eine fluchwürdige Greuelthat, aus welcher sich die spätern grausen Schicksale des Hauses der Pelopiden erzeugten; Pindar in der ersten olympischen Ode straft die Sage, welche von der Zerstückelung des Pelops erzählte, geradezu Lügen; und gewiß konnte weder Pindar noch Aeschylus oder Sophokles ähnliche Handlungen je anders als von Schauder und Abscheu begleitet, einführen. Dagegen zeigt es von der entarteten Gesinnung des Euripides, wenn dieser Menschenopfer als zwar bejammernswerthe und herzrührende, aber übrigens ganz erlaubte, ja lobenswerthe Handlungen darstellt; ebenso wie es zu den Verirrungen unserer abgöttischen historischen Wissenschaft gehört, dergleichen Schändlichkeiten als strenge, großartige und ehrwürdige Volkssitte (Ausdrücke, die in ähnlichen Fällen schnell zur Hand sind) gelten zu lassen. Unsre redlich und tüchtig gesinnten Vorfahren freilich wanden sich mit Abscheu von diesen Greueln des Heidenthums, und auch die Alten mochten sie keineswegs billigen; wie denn Pausanias den Homer rühmt, daß er nichts weiß

Verdienst zu einer so höchst glänzenden klassischen Berühmtheit gelangt sind, näher einzulassen; nur folgende allgemeine Bemerkungen über sie mögen hier ihren Platz finden. Schwerlich rühren alle diese Gesänge von Einem Dichter her; unter ihnen selbst zeigen sich bedeutende Verschiedenheiten des Charakters. Mehrere Theile, z. B. die Götterschlacht im einundzwanzigsten, und ein großer Theil des dreiundzwanzigsten Gesanges, sind so über allen Glauben elend und stümperhaft, daß es

---

von dem Durst der Manen seines Achill nach dem Blute der Polyxena: ein Lob, das freilich nicht viel zu bedeuten hat, solange wir den Heros seinem Freund zu Gefallen eine gleiche Schandthat begehen sehn. — Ueberhaupt aber kann man nicht umhin, das Urtheil Bayle's über die Begebenheiten in dem letzten Theile der Ilias (Diction. art. Achille not. H.) vollkommen treffend zu finden, welches so manchen unser heutigen Gelehrten gar sehr beschämt, der stolz auf sein tiefeindringendes, geist- und seelenvolles Verständniß des Alterthums die letzten Gesänge der Ilias für den Triumph der Kunst des ganzen Alterthums erklärt und auf jenen unklassischen Layen mitleidig herabblickt: — le traitement du cadavre, les discours qu'Achille tint à Hector prêt à expirer, la liberté qu'il accorda à qui voulut d'insulter et de fraper ce corps mort, cette âme venale qui se laissa enfin persuader à force de riches présens de rendre à Priam le corps de son fils, sont des choses si éloignées je ne dirai pas de la vertu heroïque, mais de la générosité la plus commune, qu'il faut nécessairement juger où qu'Homère n'avoit aucune idée de l'héroisme, où qu'il n'a eu dessein que de peindre le caractère d'un brutal. Il nous represente Achille qui souhaite d'avoir assés de brutalité pour manger crue la chair d'Hector. Il n'a pas même compris que pour faire plus d'honneur à son héros, il ne falait pas donner à son ennemi autant de lâcheté et de faiblesse qu'il lui en donne.

auch dem erbärmlichsten Poeten schwer fallen würde, etwas schlechteres zu ersinnen, und daß es das Ansehen hat, als seyen sie von den Wiederherstellern des homerischen Epos nur als eine Probe aufgenommen worden, wie viel der Geduld der Zuhörer wohl zuzumuthen sey, oder wie weit der Glaube derselben an die Göttlichkeit des homerischen Genius gehen möge. Dagegen lassen sich an andern Stellen Regungen eines gewissen poetischen Sinnes und untergeordneten Talentes nicht verkennen; besonders zeichnet sich der einundzwanzigste Gesang durch die Einfachheit, Klarheit und Gemüthlichkeit seiner Erzählung aus, wiewohl diese lobenswürdigen Eigenschaften, wie sie in ihm erscheinen, aller eigentlich künstlerischen Genialität entbehren. — Die Neugier, ob und auf welche Weise der Dichter der ächten Ilias die in diesen letzten Theilen erzählten Begebenheiten besungen habe, muß nun freilich unbefriedigt bleiben. Für wahrscheinlicher halte ich es, daß er sie nicht besungen hat, obgleich kein befriedigender Schluß seines Gedichtes, in der Gestalt, wie wir es besitzen, sich auffinden läßt. Es scheint vielmehr seine Absicht gewesen zu seyn, wie diese auch in den Eingangsworten der Ilias *) ausgesprochen ist, nur diejenigen Begeben-

*) Diese hat man in neuerer Zeit gewiß mit Unrecht für viel zu unwichtig gehalten. Sie sind kein angeflickter Lappen, sondern Ton und Haltung des ganzen ersten Gesanges hängen von ihnen ab und folgen gleichsam dem Zuge, zu dem sie den Anstoß geben. Aber sie beziehen sich auf ein größeres Ganze als auf dieses erste Buch,

heiten zu besingen, an denen der Zwist des Achilles mit dem Agamemnon Schuld war; eine höchst groß-artige Anlage seines Gedichts, welches dadurch einen gewaltigen, riesenhaften Hintergrund bekam, auf dem die Thaten der Schlacht und des Kampfes aufgetragen werden konnten. Die unmittelbare Schilderung der Thaten des Achilles, nachdem dieser auf dem Kampfplatze wieder aufgetreten war, mußte nothwendig dagegen sinken, nachdem jener das Ganze zusammenhaltende und steigernde Hintergrund verschwunden war, und der Dichter zog es vor, auch ohne eigentlich befriedigenden Schluß vorher zu enden; gleichwie ein Roman mit dem Momente schließt, wo der Held ein ruhiges Leben beginnt oder in eine regelmäßige Thätigkeit eintritt, oder wie die Odyssee nicht weiter fortgehen sollte, nachdem Odysseus sich in dem Besitz seines Hauses und Königthums und in den Armen seiner Gattin und seines Sohnes fand.

Nur nach der Aussonderung und Abwerfung alles entschieden Unächten ist es uns möglich, über den zurückbleibenden, wahrhaft poetischen Kern der Ilias eine bestimmtere Ansicht zu fassen. Es besteht derselbe also aus dem ersten, zweiten (mit Ausschluß des Schiffsverzeichnisses, welches gewiß nicht aus Einem Gusse ist mit dem übrigen Gesange, an den es angeheftet ist),

---

das für sich offenbar noch kein Ganzes ist, und keiner der folgenden Gesänge hat einen ähnlichen Eingang oder zeigt in seinem Anfang eine Lücke, daß wir einen solchen abgerissen glauben könnten.

dritten, vierten, sechsten, neunten (mit Ausschluß des Anfangs und wohl auch der Erzählung des Phönix *) von dem Kampfe der Aetolier und Kureten), zehnten, eilften (mit Ausschluß der Erzählung des Nestor von dem Kriege der Pylier und Epeier, welche wenigstens in ihrer weitläuftigern Ausführung ebenfalls sich als eine später eingeschaltete zu erkennen gibt) und sämmtlichen folgenden Gesängen bis zum Anfange des achtzehnten. Ueber einzelne Verse oder kleinere Abschnitte, die auch in diesen Gesängen eingeschaltet seyn können, ist es meine Absicht nicht, mich zu verbreiten. — Ist nur erst die vor Allem andern wichtige Grundwahrheit anerkannt, daß diese hier als ächt bezeichneten Stücke den höchsten Grad der Schönheit und künstlerischen Vollkommenheit **) besitzen, dessen irgend ein

---

*) Höchst naiv ist folgende Aeußerung Bayle's (Diction. art. Achille not. C.): Finissons cetté remarque par un trait qui paraîtra bien hardi. Je ne saurais qu'y faire. J'ose avancer qu'il ne faut que lire le discours de Phénix dans le neuvieme livre de l'Iliade, pour admirer ceux qui admirent encore aujourd'hui ce poëme. Car sont ce là discours dignes de la majesté du poëme epique? Et Horace avoit sans doute oublié cette harangue chargée de mille inutilités lors qu'il donna à l'auteur de l'Iliade cet éloge qu'il court toujours à son but, qu'il va vîte à la conclusion: semper ad eventum festinat. Si cela était, amuserait il un depute de l'armée Grecque chargé d'une commission très-importante et très-pressante, l'amuserait-il, dis-je, à de petits contes de nourrice, et au récit de ses vieilles avantures?

**) Ich brauche nicht erst zu erinnern, daß die künstlerische Vollkommenheit eines Werkes nicht abhängt von seiner

Dichterwerk alter oder neuer Zeit nur immer sich rühmen kann, die übrigen Theile aber von gar keinem oder sehr geringem poetischen Werth sind, so darf man den Weg für gebahnt halten zu einer vollständigen ächt historischen und ächt philosophischen Betrachtung der homerischen Gedichte. Die Frage, ob jene ächte Poesie in der Ilias von Einem oder von mehreren Verfassern herrührt, kann alsdann nicht mehr unentschieden bleiben. Dieselbe poetische Auffassung, welche das Aechte von dem Unächten uns unterscheiden läßt, wird auch von der Einheit des Geistes, der in dem Aechten weht, von dem durchaus Charakteristischen, Eigenthümlichen und Durchgeführten der Behandlung, und von der Schärfe und Bestimmtheit des Planes, der dem Gedichte zu Grunde liegt, und nicht von Außen ihm aufgedrungen seyn kann, uns überzeugen. Die Gesänge vom eilften bis zum Anfange des achtzehnten machen offenbar eine ununterbrochene Folge aus, deren Theile so vollkommen organisch in einander verwachsen sind und das vollständigste und großartigste Gemälde bilden, daß Gewalt, weit entfernt sie zusammengebracht zu haben, vielmehr erforderlich seyn würde, sie aus-

---

äußern Vollständigkeit und Integrität. Der Torso des belvederischen Herkules, wenn gleich die Ungunst der Zeiten ihn so grausam verstümmelt hat, oder die Dome von Kölln und von Straßburg, wenn gleich sie nie vollendet worden sind, können doch ihrer künstlerischen Vollkommenheit noch eben sowohl gewürdigt werden, als vollständig erhaltene oder äußerlich vollendete Werke.

einander zu reißen. Unstreitig muß es daher als einer der unglücklichsten Einfälle betrachtet werden, das Ende des eilften, ein Stück des funfzehnten (V. 390—405) und den sechzehnten und siebzehnten Gesang von den angrenzenden loszureißen, als seyen sie ohne alle Beziehung auf diese gedichtet worden, und ihnen als einer eigenen Rhapsodiengruppe unter dem Namen Πατροκλεία Selbstständigkeit zuzuschreiben. Was die übrigen ächten Gesänge anbetrifft, so wird unter ihnen der erste von jener großen, auf das engste in sich zusammenhängenden Gruppe mit Nothwendigkeit vorausgesetzt, so daß er, der auch an Dichterwerth ihr gleich und in jeder Hinsicht verwandt ist, mit ihr offenbar ein Ganzes bildet. Aus dem ersten Gesange aber sproßt der zweite in der schönsten organischen Folge hervor; und auch von dem dritten und vierten kann man mit vollem Rechte dasselbe behaupten. Denn in dem zweiten und dritten Gesange beginnt der Dichter den trojanischen Krieg, von dem er zwar nur einen Theil, aber diesen so besingen wollte, daß das Ganze seinem Wesen nach darin enthalten wäre, mit wunderbarer Kunst gleichsam von Vorn vor den Augen seiner Zuhörer. Der Zweikampf des Paris und Menelaus ist in diesem Sinne ganz der Sitte jener Zeit gemäß, nach welcher Einzelkämpfe, insbesondere auch derer, die Veranlassung des Streites waren, den Volkskriegen und den Schlachten voranzugehen pflegten, wie wir dieß sehn in so vielen Beispielen, sowohl der ältern griechischen und italischen,

als auch selbst der israelitischen und anderer orientalischen Geschichten. Auf den Zweikampf folgt unmittelbar in wundervollem, höchst poetischem Contraste die Schilderung der Liebe des Paris und der Helena, welche die Veranlassung des Krieges war, so daß wir die Anfänge desselben und die verschiedenartigsten Scenen, die eigentlich getrennt von einander in die Vergangenheit zurückfallen sollten, hier zu Einem Bilde vereinigt erblicken. Wollte man daher den dritten Gesang für eine einzelnstehende, ohne Bezug auf ein größeres Ganze gedichtete Rhapsodie ansehen, so würde man einen der genialsten Züge verkennen und verläugnen, der nur je die Composition eines epischen Dichters zieren konnte. Es ist wahr, des Zweikampfs zwischen Paris und Menelaus und der von den Troern so schnöde gebrochenen Verträge wird nachher nicht wieder ausdrücklich gedacht, aber wozu waren dergleichen öftere Erwähnungen nöthig, da es in dem Plane des Dichters keinesweges lag, die Troer als ein frevelhaftes, nichtswürdiges Volk darzustellen? — Wie aber der vierte Gesang mit dem dritten im vollkommensten Sinne Ein Ganzes ausmacht, dieß zu verkennen wird Niemand blind genug seyn. — Der sechste, der neunte und der zehnte Gesang lassen sich allerdings nicht wohl in eine ununterbrochene Reihe, weder unter sich, noch mit den übrigen ächten Gesängen verknüpfen, allein der Geist, der in ihnen weht, und der Grund, auf den sie gebaut sind, sind offenbar die nämlichen. Es bedarf

daher nur der Annahme, daß zwischen dem vierten und dem eilften Gesange einige ächt homerische verloren gegangen sind, so besitzen wir die Uebersicht einer im wahrsten Sinne des Wortes ein künstlerisches Ganze bildenden Ilias, welche wohl Niemand, der ächte Kunst zu schätzen versteht, so gern hingeben wird für einen unzusammenhängenden, kunstlos und blind dreinstürmenden Rhapsodengesang, und dessen lebendige Anschauung gewiß nicht zu theuer erkauft ist mit der Aufopferung jener werthlosen Dichtungen, welche mehr als zwei Fünftel der Masse unsrer bisherigen Ilias ausmachen. Daß ein vollkommen befriedigender und rundender Schluß diesem Ganzen fehlt, thut seinem Kunstwerthe keinen Eintrag. Es liegt vielmehr in der Natur des eigentlichen Epos, als ein Fragment aufzutreten; wie dieß sich aus den philosophischen Betrachtungen über die Natur dieser Dichtungsart, die wir bald folgen lassen wollen, ergeben wird. Wie aber die Ausbildung eines solchen Dichtungsganzen auch bei noch nicht erfundener oder gebräuchlicher Schreibekunst (falls wir bey dieser Annahme zu verharren uns gezwungen sehn sollten) irgend unwahrscheinlich sey, sehe ich nicht ein. Man wird doch nicht glauben wollen, daß ein talentvoller und genialer Dichter zu jener Zeit sich begnügte, sein ganzes Leben hindurch nur Eine Rhapsodie zu dichten und auszubilden? Es wäre unnöthig, das Unstatthafte einer solchen Behauptung mit mehreren Worten zu zeigen; gibt man aber das Gegentheil zu, so ist nicht einzusehn, warum

der Dichter seine Rhapsodien nicht lieber in historischer und poetischer Folge soll gedichtet und gesungen haben; gleichviel, ob er eine jede derselben nach dem Gesang wörtlich im Gedächtnisse behielt, oder ihre Erhaltung und Verbreitung Andern überließ, um selbst schnell weiter vorzuschreiten. Die Literatur des Mittelalters bietet viele Beispiele von Dichtungen, denen eine großartige, aus der Seele eines Dichters entsprungene Einheit zum Grunde liegt und die sie fortwährend zusammenhält, wenn gleich dieser Plan nach und nach in einzelnen kleinen Gedichten ausgeführt wurde, deren jedes, so eng sie auch unter sich zusammenhängen, doch eben so sehr dazu bestimmt scheint, ein Ganzes für sich zu bilden, als einem größeren Ganzen sich anzuschließen; zu welcher Behauptung es hinreicht, als Beleg die Romanzen vom Cid anzuführen. Man möchte eine epische Einheit dieser Art dem griechischen Olymp vergleichen, wo die individuellen, zur Selbstständigkeit ausgebildeten Götter-gestalten vereinigt sind unter der Herrschaft des Einen Zeus und von seinem Lebensäther alle durchdrungen werden; und die Behauptung, daß die Rhapsodien des griechischen Epos einzeln und unabhängig von einander entstanden und erst später in größere Ganze vereinigt wären, ist von gleichem Werthe mit jener, die griechischen Götter seyen ursprünglich unabhängige, sich gegenseitig völlig fremde und nichts angehende Stamm- und Volksgötter, und spät erst durch die genauere Verbindung der Völker und das Uebergewicht oder die Ober-

herrschaft eines einzelnen Volkes, dessen Stammgott Zeus war, unter einander in jene Verbindung gebracht. Wird aber der Plan, die Grundidee anerkannt, die allen diesen Gesängen zum Grunde liegt, und die Einheit empfunden, die sie gemeinschaftlich beseelt, so ist es zwecklos, die Meinung weitläuftig zu widerlegen, als stammen auch die ächt poetischen Gesänge von verschiedenen Verfassern her. Die Abfassung eines jeden derselben setzt ein großes, wahrhaft göttliches Dichtergenie voraus, und auch zugegeben die Möglichkeit, daß in der ionischen Sängerschule eine beträchtliche Menge solcher Genien sich zusammenfand, oder schnell auf einander folgte: wenn hat man je das Beispiel gesehen, daß ein Geist dieser Art sich begnügte, in einen fremden Plan hineinzudichten und in fremden Formen seine schöpferische Urkraft zu ergießen; oder daß Dichter der ersten Größe sich so ähnlich untereinander waren, daß durchaus kein wahrhaft charakteristischer Unterschied zwischen ihnen sich aufweisen läßt? Hierzu erwäge man, wie von weit größerem Gewicht diese Gründe seyn müssen in der griechischen Literatur, als sie es wären in jeder andern. Es ist bemerkenswerth, wie z. B. die Tragiker der Griechen nicht bloß durch ihren Styl von einander sich unterscheiden, sondern ein jeder wirklich schöpferische Geist unter ihnen die Form der Tragödie selbst umschaffen mußte, um seinen eigenthümlichen Charakter darin ausdrücken zu können. Daher die Geschichte des griechischen Drama's diese oft selbst äußer-

lichen Veränderungen des Theaters und der dramatischen Darstellung durch die einzelnen großen Dichter so sorgfältig aufbewahrt hat. Eben so zeigt auch die Geschichte der lyrischen Poesie, der bildenden Künste, der Geschichtschreibung, der Redekunst, der darstellenden Philosophie u. s. w., daß jeder große Geist bei den Griechen zugleich ein Entdecker war, d. h. neue Kunstformen erfand und sich selbst das Element schuf, in dem er sich frei und mit Liebe bewegen konnte. Eine geniale und bewußte Aneignung fremder Formen, wie wir sie unter den Neuern, z. B. bei Göthe, finden, war den Griechen fremd, weil bei ihnen der Geist in die Form oder Gestalt vollständig eintrat und aufging, statt daß er bei den Neuern über dieselbe hinausgeht und vermöge der größern Energie seines Selbstbewußtseyns die Form selbst als Stoff behandelt. Den Griechen war die Form der organische Leib der Kunst, den Neuern ist sie ein flüchtiges Bild, welches auf dem Strome des vorbeirauschenden Künstlergeistes abgespiegelt erscheint. Daher die Geringschätzung der Griechen gegen alles Erlernte und Angeeignete, welche besonders Pindar mehrmals sehr heftig ausspricht, z. B. wenn er in der zweiten olympischen Ode sagt: Weise ist, wer von Natur viel weiß; wer aber erst lernen mußte, der schwatzt, dem Raben gleich, mit geläufiger Zunge ungeweihtes Gewäsch zu dem göttlichen Vogel des Zeus hinauf: eine Aeußerung, die vortrefflich auf die pseudohomerischen und pseudopindarischen Gesänge paßt.

Und wie bedeutsam ist die Aeußerung im dreizehnten olympischen Gesange: ein jedes Werk ist ganz des Erfinders; welches Wort wohl keine höhere Bestätigung erhalten kann, als durch die epische Poesie, welche von dem Einen Homer zugleich erfunden und für alle Zeiten abgeschlossen war.

Gehen wir, mit der lebendigen Ueberzeugung von diesen Grundansichten an die Betrachtung des andern großen homerischen Epos. Auch hier stelle ich ohne viele Umschweife sogleich den einfachen Satz auf: die ganze Odyssee, mit Ausnahme des letzten Theils vom vierten Gesange, und des von Spohn als unächt erwiesenen Schlusses des Ganzen, so wie verschiedener kleinerer Interpolationen, welche aufzusuchen ich Andern überlasse, ist das Werk Eines Dichters und des Dichters der ächten Ilias. — Die philologische Kritik und Skepsis, deren Charakter und Verdienst wir oben in Erwägung zogen, hat bewirkt, daß Behauptungen, welche ehemals als wahr und unbezweifelt allgemein angenommen waren, gegenwärtig, wenn man sie von Neuem als gültig aufstellen will, als neue und unerhörte gerechtfertigt und mit Gründen erwiesen werden müssen. Nur sind unbequemerweise gerade die einfachsten und unmittelbarsten Wahrheiten von der Beschaffenheit, daß sie sich am wenigsten durch das, was man gewöhnlich unter Beweisgründen versteht, gewinnen oder unterstützen lassen, und eben so wie alle eigentlich sogenannten Beweise vom Daseyn Gottes, dürfte leicht auch

jeder Versuch zu einem sogenannten historischen Beweis von dem Daseyn und der Einheit Homers misglücken. Wir würden uns also darauf beschränken müssen, die historischen Beweise, die man vom Gegentheile unserer Behauptung versucht hat, zu beleuchten und, so viel an uns ist, zu entkräften; und so die Streitfrage in das Gebiet des Zweifels und der Ungewißheit zurückzuführen, wo dann einem Jeden diejenige Meinung, welche ihm die wahrscheinlichste dünken würde, anzunehmen freistünde: — wenn nicht in dem Geist der Dichtung selbst ein Entscheidungsmittel vorhanden wäre, welches, allen Streit über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit niederschlagend, einen Jeden, für den diese Frage überhaupt ein ernsthaftes Interesse haben kann, in das Reich der vollkommensten Gewißheit einführt. Eine befriedigende und überzeugende Darstellung dieser dem Gebiete der Kunst angehörigen Wahrheiten müßte selbst eine künstlerische seyn, denn die Kunst vermag nur durch sich selbst sich zu erläutern und verständlich zu machen; und gleichwie die Wissenschaft von der bildenden Kunst des Alterthums und ihrer Geschichte nur durch eine wahrhaft künstlerische Darstellung, wie Winkelmann's Schriften sie enthalten, geschaffen und vollendet werden konnte, eben so zweifle ich nicht an der Möglichkeit einer künstlerisch abgefaßten Geschichte der griechischen Poesie, durch welche die wichtigsten Wahrheiten dieses Gebietes, auch diejenigen, welche sich nicht zur vollständigen historischen Evidenz bringen lassen, mit vollkommener Klarheit und

Ueberzeugungskraft entwickelt wären. Die gegenwärtige Abhandlung macht keinen Anspruch auf eine solche künstlerische Vollendung; sie ist nur bestimmt, jene Wahrten, insofern sie auf ihrem Gebiet liegen, anzudeuten und zu ihrer vollständigen Begründung den Weg aufzuzeigen.

Mehr als die Fragen über die Verfasser der Ilias hat man die Frage über die Einheit des Verfassers der Odyssee und insbesondre über die Identität desselben mit dem Verfasser der Ilias schon jetzt auf das Gebiet der philosophischen und ästhetischen Untersuchung herübergezogen. Es soll undenkbar seyn, behauptet man, daß in jener Zeit der naiven, kindlichen Naturanschauung der Sänger von Schlachten und Kämpfen zugleich oder nachher auch friedliche und häusliche Scenen, Reiseabentheuer und bürgerliche Begebenheiten besungen, und solche Gegenstände für sein Lied ausgewählt habe, die ihm zu Schilderungen dieser Art Gelegenheit gaben. Auf diese Behauptung wird sodann der Trumpf gesetzt, daß, wer sie nicht zugeben wolle, überhaupt kein Einsehn habe in die Natur des epischen Gesanges und jenes kindlichen Alterthums überhaupt. Schon um die Gewalt und die Freiheit des dichterischen Genius zu retten, möchte man daher sich versucht fühlen, einer so anmaßend auftretenden Meinung zu widersprechen, durch welche diese auf das gröbste beleidigt wird. Eine Dichtergabe von der Energie, welche ein jedes der beiden homerischen Werke zeigt, ist unzertrennlich von einer

universellen Weltanschauung und einem durch keine individuelle Grille, Gewöhnung oder Liebhaberei beschränkten Sinn, der mit Liebe und mit Kraft die verschiedenartigsten Gegenstände sich aneignet und jeden auf eigenthümliche Art behandelt. Gleichwie auch in der Mahlerkunst nur untergeordnete Talente auf einzelne Fächer, etwa Schlachten-, Landschafts- oder Portraitmahlerei sich beschränken können, oder wie nach Platons Ausspruch und nach der Erfahrung aller Zeiten (auch das Alterthum nicht ausgenommen; man denke an das Satyrspiel) jeder wahrhaft große tragische Dichter oder Schauspieler zugleich ein komischer ist oder seyn kann: eben so müßte es ein sehr beschränktes Talent seyn, welches in der epischen Poesie die Schlachtenbeschreibung oder die Erzählung von Seereisen oder von häuslichen Scenen zum ausschließenden Handwerk machte. Hier gilt auch kein Unterschied der Zeiten: ein Zeitalter, welches einen Dichter von der intensiven Größe bilden konnte, wie Homer ist, mußte auch auf den Standpunkt einer umfassenden Weltanschauung ihn erheben, und die geistige Freiheit und Ueberlegenheit ihm erhalten, ohne welche keine größere Kunstschöpfung auch nur von der Art, wie die einzelnen Rhapsodien für sich betrachtet wären, möglich ist. Und womit will man denn jene vorgebliche Einseitigkeit des homerischen Zeitalters darthun? *). Sind etwa die Heroen wilde,

*) Die Stelle Il. XIII, 730 ff., wo gesagt ist, daß Andre durch Werke des Krieges, andre durch Weisheit sich

blind dreinstürmende Recken, ohne Sinn für Künste des Friedens und Tugenden der Häuslichkeit? Oder war Odysseus ein weltkluger Abentheurer, aber ein schlechter Krieger und ein noch schlechtrer Hausvater? Die Götter freilich, welche ja nach dem Begriffe gebildet sind, den man von den ausgezeichnetsten Menschen jener Zeit abgezogen hatte, sind nichts als einseitige Abstractionen gewisser Tugenden oder andrer Eigenschaften; und jene Wesen, deren Beruf es ist, die Pfeile des Todes unter die Sterblichen zu senden, wissen nicht umzugehen mit der Leyer oder dem lustigen Jagdspieß, und es ziemt ihnen nicht, aus dem trauervollen Lager der Pestkranken zu wandeln in die fröhlichen Reihen der Chortänzer und der festlichen Sänger. — Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn die Büchergelehrsamkeit sich so aufbläht mit ihrem armseligen Wissen, welches sie freilich durch die mühsamste Forschung sich erwerben mußte, daß sie dem Genius die Schranken abzustecken sich vermißt, innerhalb deren er seine Schöpferkraft ergießen durfte, oder dem Wehen des göttlichen Geistes zuzurufen dreist genug ist: bis hieher und nicht weiter! Und Pflicht ist es eines Jeden, der Sinn hat für das Aechte und Große, Anmaßungen

---

auszeichnen, wird doch wohl Niemand sich einfallen lassen, für eine Charakteristik des Zeitalters erklären zu wollen, da sie nur einen Gemeinspruch enthält, der auf alle andre Zeiten ebensowohl paßt. Der 731ste Vers, der von Tanz, Musik und Gesang spricht, ist überdieß anerkannterweise unächt.

dieser Art, wo sie hervortreten, auf das schärfste zu züchtigen; denn eine solche Wissenschaft, statt, wie sie sollte, den Geist zu reinigen und zu kräftigen für die Aufnahme des Hohen und Edlen, erstickt vielmehr durch ihren Wust und tödet alle Empfänglichkeit für das Edle und das Hohe. Sie selber gleicht den übertünchten Gräbern im Evangelium, die auswendig geschmückt erscheinen, aber inwendig sind voll Moders und Todtenbeine; denn ihre zwar verdeckte und unbewußte, aber desto verderblichern Tendenz ist, Geist und Seele aus der Erkenntniß zu verbannen, und eine unbeschränkte Herrschaft des todten Stoffes zu begründen.— Es kann seltsam scheinen, so viel Aufhebens zu machen von einer so einfachen und Vielen wohl als gleichgültig vorkommenden Frage über den Verfasser eines Dichterwerks; allein die Beantwortung dieser Frage ist von größerer Bedeutung als ihr erster Anblick zu erkennen gibt, und wäre sie dieß auch an und für sich nicht, so bleibt doch die Weise, wie man sie behandelt, charakteristisch für den Geist und die Behandlungsart der historischen Wissenschaft überhaupt.

Die Odyssee soll, dieß ist die gegenwärtig im Ganzen herrschende Meinung, das Werk seyn einer Dichterschule, welche etwas später als jene Dichterschule, welcher man die Ilias zuschreibt, gleichfalls auf den Küsten und den Inseln Joniens und des übrigen asiatischen Griechenlands blühte. Man gesteht also eine gewisse Einheit der Poesie des Werks zu,

welcher nicht bloß in dem Stoffe, sondern auch in der Behandlung insofern liegt, als nicht verschiedene, ohne alle gegenseitige Rücksicht auf einander gedichtete Rhapsodien bloß wegen der zufälligen Verwandtschaft ihres Stoffes durch einen willkührlichen Einfall Späterer vereinigt seyen, sondern eine gewisse Verbindung der Verfasser der verschiedenen Theile, eine Art von Zusammenarbeiten oder Fortbauen auf einem gemeinschaftlichen Grund und den Arbeiten der Vorgänger allerdings angenommen werden müsse. Zugleich gibt man mit dieser Behauptung zu, daß die Dichterarbeit der Odyssee in einem Bezug stehe zu der Ilias, welche, als eine vorangehende historische Entwicklungsstufe bezeichnend, nicht bloß in einen frühern Zeitraum zu setzen, sondern auch im ächt historischen Sinn als die geistige Mutter und Vorgängerin der Odyssee zu betrachten sey. — Es bedarf demnach keines großen Scharfsinns, um zu sehen, wie die Lehre von der fragmentarischen Entstehung der homerischen Gedichte sich selbst widerspricht und unvermeidlich in sich zerfällt. Weil die geistige Einheit des Plans und der Behandlungsart, so laut man sie auch mit offnen Worten verläugnete, doch insgeheim und unvermerkt sich immer wieder aufdrängt, ersinnt man eine Geschichte von Sängerschulen, welche, ungefähr wie die Gilden der Reichsstädte des Mittelalters bisweilen gemeinschaftlich gearbeitete Meisterstücke zum Vorschein brachten, so die Geschichte von den Irrfahrten und der Heimkehr des Odysseus in Com-

pagnie bearbeiteten. Dabei kommen denn einige historische Notizen von den Rhapsoden und einer Familie der Homeriden wohl zu Statten, welche aber freilich durchaus nichts aussagen von einer Dichterschule, sondern nur von einem Gewerbe des Auswendiglernens und des mündlichen Vortrags der Dichterwerke. Eine noch gröbere Inconsequenz der Anhänger jener beliebten Hypothese ist es, wenn sie einerseits die vermeinte Unmöglichkeit, daß das Gedächtniß eines Mannes ohne Beihülfe der Schreibekunst eine so gewaltige Masse von Dichtung habe zusammenfassen können, als Hauptbeweis gegen die Einheit der Dichtung brauchen, wiederum aber jeden kleinen Widerspruch, der sich von selbst als Gedächtnißfehler ankündigt, sorgfältig aufsuchen und als Merkmal der späteren Zusammenfügung heterogener Compositionen zu bezeichnen kein Bedenken tragen. Die tollste Voraussetzung aber, zu welcher jene Hypothese nöthigt, und deren Verbreitung und scheinbare Begründung zugleich als die verderblichste und geisttödendste Folge derselben betrachtet werden muß, ist die Annahme, daß die homerischen Dichter alle Züge ihrer Dichtung ohne Ausnahme bereits fertig von der Sage empfangen, durch eigne Erfindung aber nichts, gar nichts hinzugesetzt hätten. Denn eine so vollkommne, durch wenig unbedeutende Ausnahmen verletzte Uebereinstimmung in allem Faktischen sowohl als Charakteristischen, dem Kleinsten sowohl als dem Größten, ließ sich auch bei einer engen

Verbindung der Dichter unter einander nicht anders erklären, als durch jene Voraussetzung, daß der Stoff den Dichtern gegeben gewesen sey, an dem sie nichts hätten verändern dürfen. Entweder also sind alle Begebenheiten des trojanischen Krieges sowohl als die Schicksale des Odysseus, welche allenfalls für historisch gelten können, buchstäblich wahr, und ihr Gedächtniß hat sich vollständig bis auf Homers Zeiten erhalten; oder es hatte sich eine Sage gebildet, (auf welche Weise, möchte freilich schwer zu erdenken seyn, wenn es nicht durch Dichter geschehen seyn sollte, deren sklavische Nachbeter also Homer oder die Homeriden wären), die alle Begebenheiten bis in's Einzelste und Kleinste ausgebildet und durchgeführt enthielt. Von einem Einfluß der homerischen Dichter auf die Gestaltung der Mythologie und der Göttersagen könnte vollends gar nicht die Rede seyn; sie erzählten nichts als die Fabeln, die das Volk ohnehin kannte, und glaubten ganz gutmüthig wohl selbst an ihre unverhüllte Wahrheit: eine Meinung, welche heller zu beleuchten wir noch später Gelegenheit finden werden. — Gleichwie daher der Polytheismus unausweichlich zum Fatalismus führte, so darf man mit Recht behaupten, daß der Glaube an die Freiheit und Schöpferkraft des Dichtergenius unzertrennlich zusammenhängt mit dem Glauben an den Einen Homer.

Der poetische Charakter, die Sprache, die Ansichten der Götter- und Menschenwelt sind in der ganzen

Odyssee (die als unächt bezeichneten Stellen ausgenommen) sich durchaus gleich; nur daß gegen das Ende hin ein allmähliches Sinken und Ermatten, eine größere Weitschweifigkeit, öftere Wiederholungen und andre ähnliche Mängel bemerkbar werden, die als die natürlichsten Folgen des höheren Alters des Dichters zu betrachten sind. Ueberhaupt hatten die Alten vollkommen recht, und es zeigt von dem tüchtigen und gesunden Sinne, mit dem sie das Ganze ihrer großen Dichtungen auffaßten, obgleich denselben mit sondernder Kritik in's Einzelne zu folgen nicht in ihrem Geiste lag, wenn sie die Odyssee für das Werk des bejahrten Dichters erklärten. Denn nichts kann der Meinung von dem zunftmäßigen, künstlichen Zusammenwirken einer Rhapsodenschule lauter und schneidender widersprechen, als der Styl und der ganze dichterische Charakter der Odyssee, welcher offenbar so frei ist von allen Spuren des Erlernten und Studirten, und so entfernt, als die Darstellungsweise eines poetischen Werks nur immer gedacht werden kann, von allem mühsamen Kunstfleiße, sorgfältigen Ausarbeitung und Feile des Einzelnen und scharf und ängstlich durchdachten Abwägung des Ausdrucks: Eigenschaften, welche ein auf jene Art entstandenes Werk nothwendig an sich tragen müßte. Der wesentliche und durchgehende Charakter dieses Epos ist vielmehr unverkennbar eine außerordentliche Leichtigkeit und Bequemlichkeit des poetischen Ausdrucks und aller Darstellungsmittel, und eine geniale aber kunst-

lose Nachlässigkeit in dem Gebrauch derselben. Wie läßt sich auch nur entfernt die Möglichkeit denken, daß Rhapsoden, welche die einmal festgesetzte und stereotypisch gewordene Form, Weltansicht und Darstellungsweise der epischen Dichtkunst erst mühsam erlernen mußten, gerade durch diese selbst bei großen Geistern höchst seltne Eigenthümlichkeit sich gemeinschaftlich auszeichneten? Denn die Behauptung, daß durch eine Eingebung des Weltgeistes eine Menge von Dichtern zu jener Zeit ohne Verbindung untereinander einzeln zu jener Dichtung und Darstellungsart inspirirt worden seyen, wäre ein gewaltiges Mißverständniß des Geistes der Weltgeschichte, welcher durch die freie, geniale Schöpferkraft des einzelnen Selbstbewußtseyns, nicht durch einen einer Menge eingepflanzten einförmigen und vernunftlosen Instinkt sich auszusprechen und zu gestalten liebt. Die einzig zulässige Erklärung jenes poetischen Charakters der Odyssee ist vielmehr, daß diese das späte Werk Eines großen und kunstgeübten Dichters ist, welche im Alter, nach der Weise aller großen Künstler, seine Kunst mit größerer Fertigkeit, aber auch mit größerer Nachlässigkeit ausübte, als zuvor. Dieser Dichter aber kann kein andrer seyn, als der Verfasser der Ilias; denn was wäre sonst aus den früheren, unstreitig größten Werken seiner jugendlichen und Mannesjahre geworden? Der innerste, geistige Charakter der Ilias und der Odyssee ist Einer und derselbe; die Verschiedenheit der Darstellungsart erklärt sich hinreichend aus dem

verschiednen Alter des Dichters und aus dem Zeitraume, den man als zwischen die Abfassung beider fallend annehmen darf, ohne dadurch dem Reichthum der Produktionskraft des Dichters so zu nahe zu treten, wie dieß durch jede andre Hypothese unvermeidlich geschehen muß. Die Ilias ist unstreitig ein weit größeres Kunstwerk, aber der Dichtergeist, welchen die Odyssee voraussetzt, wenn sie auch nicht seine ganze Kraft und Fülle in sich enthält, ist derselbe. Die Odyssee verhält sich zur Ilias ungefähr wie Göthes: „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben" zu Wilhelm Meisters Lehrjahren; Styl und Behandlung des Stoffes gehen bei dem jüngern Dichter mehr in die Tiefe, bei dem ältern in die Breite, und es ist der Charakter dieser Breite der spätern Werke großer Künstler (wodurch sie sich von der gehaltleeren Breite mittelmäßiger Werke unterscheidet), daß sie die Gestalten welche sonst in der Tiefe des künstlerischen Stromes dem gemeinen Auge verborgen schwimmen, auf die Oberfläche desselben emporgehoben zeigt. Die historischen Abweichungen oder Widersprüche zwischen den Erzählungen und Fabel der Odyssee und Ilias sind so unbedeutend, daß es kaum der Mühe lohnt, ihrer zu erwähnen: daß in der Ilias Iris, in der Odyssee Hermes das Amt des Götterboten versieht, wäre bedenklicher, wenn in der letztern der Iris gar nicht in dieser Beziehung gedacht würde; da aber jener Bettler, den die Freier der Penelope als Boten gebrauchen,

von diesen unter ausdrücklicher Erwähnung der Ableitung dieses Namens Iros genannt wird (Od. XVIII, 7), so ist nichts natürlicher, als den Götterboten Hermes für eine Bereicherung der Mythologie anzusehen, die ebensowohl von demselben Dichter in seinen spätern Werken, als von andern Dichtern aufgenommen werden konnte. Die häufige Erwähnung der Sänger und ihrer nun schon als ausgebildetes Gewerbe erscheinenden Beschäftigung, sowie des Ruhmes und der Ehre, welche dieser gezollt wird, in der Odyssee, weit entfernt zur Annahme verschiedener, durch einen langen Zeitraum getrennter Verfasser beider Gedichte zu nöthigen, bestätigt vielmehr unsere Ansicht; denn theils war durch das Hervortreten der Ilias die Dichtkunst mehr als zuvor in Aufnahme gekommen, theils ist es die Weise bejahrter vorzüglicher Menschen, gern und häufig ihres Standes und ihrer Beschäftigung zu gedenken und die Vorzüge, welche sie früher im stolzen Bewußtseyn ihrer Kraft bei Seite legten, mit Wohlgefallen und Behaglichkeit auf ihr Haupt und die Häupter ihrer Genossen und Freunde zu sammeln. Eben so ist es nicht nur erlaubt, sondern durch die unbefangene Betrachtung der Gesänge selbst gefordert, die größere Bildung und Fülle in der Beschreibung von Bequemlichkeiten und Verzierungen des Lebens und von dem Schmuck in Bauwerken und Geräthschaften, welche wir in der Odyssee bemerken, weniger dem Zeitraume zuzuschreiben, der zwischen der Abfassung der Ilias und der Odyssee ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

flossen war (wiewohl so kurz nach der Ansiedlung griechischer Stämme an den Küsten Kleinasiens auch im Verlauf weniger Jahre hierin nicht unbedeutende Fortschritte gemacht werden konnten), als dem höhern Alter, dem der Dichter sich nahte; welches sich ja in der gemüthlichen Beschauung und Ausmahlung solcher Gegenstände gern zu ergehen pflegt. — Es wäre ermüdend, alle die einzelnen Stellen und Charakterzüge durchzugehen, in denen sich der Verfasser der Odyssee als ein Greis, oder wenigstens als ein bejahrter Mann, kund gibt. Dergleichen ist z. B. die Aeußerung des Odysseus Ges. VII, V. 294, daß junge Leute stets thörichte Dinge vorzunehmen pflegen. Einem alten Manne, der dadurch charakterisirt werden sollte, in den Mund gelegt, würden diese Worte wenig beweisen; desto bedeutsamer aber sind sie in dem Munde des Odysseus, eines rüstigen, in seinen besten Jahren stehenden Mannes, der sich noch zur Jugend rechnete und in Wettkämpfen und Leibesübungen es mit ihr aufnahm. Ferner die behaglichen Schilderungen der Freuden des Mahls, die besonders gegen das Ende immer häufiger werden und fast ununterscheidbar zusammenschmelzen mit der Lust zur Dichtung und zum Gesange (siehe z. B. den Anfang des neunten Gesanges); die naive Aeußerung, wie die Götter die Phorminx zur Begleiterin des Mahles bestimmt (Ges. XVII, V. 271) und gleich darauf (V. 284) das auch an andern Orten wiederholte Geständniß, wie der Hunger doch nie beschwichtigt werden könne, son-

dern das große Triebrad der Menschenwelt sey; die Wohlgefälligkeit, mit der Odysseus in der angenommenen Gestalt eines alten Mannes geschildert ist, und welche man überhaupt in allen Schilderungen des Alters und Betrachtungen über dasselbe, bis auf den alten treuen Hund herab, der beim Wiedersehn seines Herren verscheidet (ebendas. V. 300. 325) leicht bemerkt; wie man denn aus der Eindringlichkeit, mit der das Recht der Fremden und die Gastfreundschaft überall anempfohlen wird, wohl nicht mit Unrecht schließen könnte, daß Homer, als er die Odyssee sang, in der Fremde umherzog;*) welche Lebensart überhaupt zu einer Dichtung, welche den Stoff der Odyssee behandelt, besser paßt, als das ruhige Leben in der Heimath. Wäre die Odyssee ein Kunstwerk in dem Sinne wie die Ilias, so würden Schlüsse dieser Art allerdings unerlaubt seyn; wie man denn keineswegs den Dichter der Ilias für einen Krieger, oder seine Zuhörer für eine vorzugsweise kriegerische Menschenklasse halten darf; aber die Leichtigkeit und bequeme Nachlässigkeit, welche der Charakter der Odyssee ist, rechtfertigt vollkommen die Ansicht, daß in ihr mehr wie anderwärts die Subjectivität des Dichters durchscheint, indem dieser seiner Zunge freien Lauf läßt und seine Gesinnungen behaglich ausbreitet. — Selbst

*) Von den Wanderungen des Homer hatte sich auch unter den Alten eine Sage erhalten, die z. B. Pausan. Att. II, 3 erwähnt; eine merkwürdige Stelle, weil sie das Problem hinstellt, warum Homer nicht in der Nähe von Königen sich aufgehalten.

solche Züge, wie das schnelle Einschlafen der Penelope, ehe sie in den Kreis der Freier tritt, auf Anstiften der Athene um im Schlaf größere Schönheit ihr zu verleihen (Ges. XVIII, V. 184), oder des Odysseus in einer ähnlichen Lage (Ges. XX, V. 52), oder auch die Klage über Schlaflosigkeit als den höchsten Gipfel des Leidens und der Trauer (ebendas. V. 83), würden schwerlich einem andern, als einem greisen Dichter eingefallen seyn. Sehr charakteristisch ist auch der große Sentenzenreichthum der späteren Gesänge der Odyssee: welcher nach seinem Verhältnisse zu der übrigen Darstellung fast allein hinreichen würde, dieselben als ein Werk des geschwätzigen Alters zu bezeichnen.

Doch was sich auch außer dem hier Angedeuteten alles noch sagen ließe für die Einheit des Verfassers der Odyssee und seine Identität mit dem Verfasser der Ilias; zur lebendigen, fruchtreichen Anschauung wird diese Erkenntniß erst dann, wenn sie verbunden ist mit einem von poetischer Empfänglichkeit beseelten Blicke auf das Ganze der Composition beider Gedichte, worin der eigenthümliche Genius des Dichters am klarsten hervortritt: gleichwie man ein Gemälde des Raphael oder des Correggio, wenn auch über Zeichnung und Colorit Zweifel obwalten könnten, aus der auf eigenthümliche Weise sinnreichen Anordnung der Gruppen und den oft nur durch das Fallen oder die Beugung eines Lichtstrahls, welche kein kopirender Maler vollkommen wiederzugeben vermöchte, tiefsinnig angedeuteten Idee unfehlbar er-

kennen würde. — Beim Homer ist diese Anschauung der Composition im Ganzen und Großen allerdings darum schwierig, weil dieselbe in beiden Gedichten durch den abgebrochenen Rhapsodengesang einerseits und das Flickwerk der Diaskeuasten andrerseits verstümmelt, verrückt und die in ihr leuchtende Idee getrübt worden ist; weshalb denn wir versuchen müssen, die ursprünglichen Gedanken Homers von den Zufälligkeiten der gegenwärtigen Gestalt seiner Werke zu sondern. So ist wohl nichts natürlicher, als die Annahme, daß der ursprünglichen Composition zufolge der fünfte Gesang der Odyssee in Verbindung mit den fünf und neunzig Versen des ersten den eigentlichen Anfang des Gedichtes ausmacht; denn es ist höchst auffallend, wenn wir durch vier Gesänge von Anstalten zur Aufsuchung des Odysseus hören, ohne von seinen eignen gleichzeitigen Schicksalen vorher näher unterrichtet zu seyn. Der Anfang des fünften Gesanges kündigt sich ohnehin als Flickwerk an, besonders durch die Wiederholung der Sentenz V. 8 — 12 aus Ges. II, V. 230 — 234, und wäre also wegzuwerfen; schwieriger, aber gewiß nicht unthunlich, wäre es sodann, die Abreise des Helden von der Insel der Kalypso, von seiner Ankunft in dem Lande der Phäaken durch die Einschaltung der Begebenheiten auf Ithaka und der Reise des Telemach zu trennen. Nun bemerke man, welche überraschende, aber ganz ungezwungene und ungesuchte und nicht die geringste Spur eigentlicher Nachahmung an sich tragende Aehnlichkeit als-

dann hervortritt zwischen dem Beginne der Odyssee und dem Beginne der Ilias. Dort der Zorn des Apollon, hier des Poseidon als erste Veranlassung der Reihe von Begebenheiten, die geschildert werden soll; die unbeglückende Liebe der Kalypso zum Odysseus, als Gegenstück zu dem Hasse und der Ungerechtigkeit des Agamemnon gegen Achilles; Odysseus am Strande des Meeres weinend, wie dort Achill, und getröstet durch die freundliche Zusprache der Kalypso, wie jener durch die der Thetis; Hermes auf ähnliche Art in die Handlung eingreifend, wie dort Athene beim Streite des Achill mit dem Agamemnon; Odysseus vorziehend die Rückkehr in die Heimath und die Treue seiner Gattin der Unsterblichkeit in den Armen der Kalypso (Od. V, 209), wie umgekehrt Achill die Unsterblichkeit seines Namens vorzieht einem langen und glücklichen Lebenswandel (Il. I, 416 vergl. IX, 412 ff.): alles dieses und noch weit mehr der Ton und die Haltung des Styls und der Darstellung, deren Eigenthümlichkeit nicht mit Worten auszudrücken ist, zeugen vernehmlich von einer geistigen Verwandtschaft jener Vorhallen der beiden großen Heldengedichte, welche sich nicht als die engherzige Nachahmung der Weise des Herren durch den Knecht, sondern als die freie Aehnlichkeit zweier Brüder kund gibt. — Lassen wir sodann die Begebenheiten im Hause des Odysseus folgen, welche der erste und zweite Gesang erzählen: das Ermannen des Telemach, sein kühnes Auftreten vor den Freiern der Pe-

nelope, und seinen Entschluß zur selbstständigen Thätigkeit; so nehmen diese in der Odyssee dieselbe Stelle ein, wie in der Ilias das Anordnen des Heeres und seine Ausführung zum Kampfe durch Agamemnon; die Reisen des Telemach aber enthalten ähnliche Rückblicke in die Vergangenheit, wie wir kurz vorher in dem dritten Buche der Ilias bemerkten: theils indem man die Jugend des Odysseus und sein erstes Auftreten in der Welt gleichsam erneuert sieht in seinem Sohne Telemach, den Athene, die Schutzgöttin des Vaters, gleichfalls leitet; theils in den Erzählungen des Nestor und Menelaus von dem troischen Kriege und von der Rückkehr der Achäer. Auch die Erzählung von den Reisen des Telemach wäre als einzeln für sich bestehendes Gedicht von sehr trivialem, bedeutungslosem Inhalte; in dem Ganzen der Odyssee erscheint sie als eine höchst sinnreiche, aus der freiesten Beherrschung des Stoffes hervorgegangne Erfindung; in der wir die indirekte, gewandt-ironische Darstellungsweise des Dichters der Ilias leicht wiedererkennen; wiewohl diese Ironie namentlich im zweiten Buche der Ilias, (wo Zeus, um das griechische Heer zu verderben, den Agamemnon im Traume zum Angriff auf Troja auffordert, und dieser, um die Gesinnungen des Heeres zu prüfen, das Gegentheil seiner wirklichen Gesinnung, aber unbewußt die Wahrheit ausspricht, daß Zeus Böses über ihn verhänge; weshalb er nach Hause zurückzukehren gesonnen sey), dem Charakter des Gedichtes gemäß weit mäch-

tiger und gewaltiger auftritt, als wenn in der Odyssee die Götter den Telemach zur Aufsuchung des Vaters aussenden, den sie bald selbst in die Heimath zurückzuführen Willens sind. — Eine dieser Ironie nah verwandte Eigenschaft des Dichters ist die Gewohnheit, die besungenen Begebenheiten in größere Gruppen zu vertheilen; diese in großartigen Gegensätzen einander gegenüberzustellen; die mannigfaltigen, zerstreuten und reichen Gemälde in einfache und bedeutungsvolle Darstellungen wie in Rahmen einzufassen; in ihrer Mitte aber einen sinnschweren Gegenstand als leuchtenden Hintergrund durchschimmern zu lassen. Diese ganze Kunst der Composition, welche zwar in ihrer Allgemeinheit betrachtet, jeder größern Dichtung zukommt, zeigt sich in der Ilias und der Odyssee auf eine charakteristische Weise, wodurch diese sich von allen andern Dichterwerken alter und neuer Zeit unterscheiden. Sie ist nämlich der strengen chronologischen Folge der Begebenheiten dergestalt eingepflanzt, daß, während das Gedicht von dem Zeitpunkt seines Beginnes an von Tag zu Tage, zu Moment von Moment fortschreitend, die ganze von seinem Anfange bis zu seinem Ende verfließende Zeit gleichsam mit seinen Flügeln überdeckt, (so daß im strengsten Sinne des Worts kein Augenblick innerhalb derselben vergeht, in dem nicht etwas Sangeswerthes geschehe): dennoch in dieser äußern, gebunden scheinenden Folge die freieste und reichste Mannigfaltigkeit der künstlerischen Erfindung und Anordnung sich entfaltet. Um

den Ruhm der letzteren zu gewinnen, sah Herodot sich genöthigt, die chronologische Ordnung aufzuopfern; Thucydides, zwar durch wissenschaftliche, nicht wie Homer durch künstlerische Zwecke geleitet, zog es vor, auf anmuthige Mannigfaltigkeit und Gruppirung zu verzichten, um die genaue Zeitordnung beobachten zu können. Homer allein vereinigte in seinen beiden Gedichten beides, und wurde dadurch in der That der Schöpfer der griechischen Kunstwelt, der Entdecker des Weltalls der Poesie; indem er nicht bloß einzelne, willkührlich herausgehobene Begebenheiten, sondern ganze Zeitfolgen mit Allem, was sich Menschliches darin ereignet, in den Aether der Poesie erhob, und die freien Gebilde seines Geistes als die vollständige Wirklichkeit des Lebens hinstellte. Eine solche Schöpfung aber hervorbringen konnte nur Einer; denn es ist eine tiefbegründete philosophische Wahrheit, daß jede universelle, zugleich an sich und für sich seyende Offenbarung des Naturgeistes oder der in der zerstreuten Masse waltenden Einen Vernunft und Seele durch die natürliche Einheit des einzelnen Selbstbewußtseyns geschieht; und ebenso wie die höchste göttliche Offenbarung des Weltgeistes nur in Einem Menschen sich vollenden konnte; oder wie die sittliche Ordnung des Zusammenlebens der Menschen, der Staat, nur durch das Zusammentreffen seiner Strahlen in einem einzelnen Menschen, dem Fürsten, zur Vollständigkeit des Daseyns und der Wirklichkeit gelangt: auf gleiche Weise mußte auf jene das ganze Leben umfassende Urkunst

frisch und vollendet wie Minerva aus dem Haupte des Vaters, aus dem Geiste Eines Menschen hervorgehen; und alle spätere Kunst konnte, wie große Künstler unter den Griechen selbst gestanden, nur als Bruchstück aus jenem universellen Kunstganzen, als Brocken von jenem Göttermahl der Poesie gelten wollen; und Eustathius hat auch in diesem Sinne vollkommen recht, wenn er die homerische Poesie, vorzüglich wie sie in ihrer höchsten Glorie in der Ilias sich ergossen hat, eine königliche nennt. —

Wir haben hiermit uns die Bahn gebrochen zu einer allgemeineren Betrachtung der Natur und des Wesens der epischen Poesie überhaupt, und wie dieselbe durch Homer zugleich begonnen und vollendet ist; verweilen wir hiebei noch etwas länger, um später noch einmal mit mehr Einsicht sprechen zu können über die Eigenthümlichkeiten der Composition der Ilias und der Odyssee, und die Verwandtschaft beider, welche darin sich ausdrückt. Eine Betrachtung aber, welche das Wesen dieser Poesie ergründen will, kann dieß Ziel nicht anders erreichen, als indem sie das Verhältniß derselben zu andern Kunst- und Dichtungsarten bestimmt, welche mit ihr das große organische Ganze, das Weltall der Kunst ausmachen. — Am wichtigsten nun ist das Verhältniß des homerischen Epos zu der früheren Poesie, die es voraussetzt und aus der es hervorgegangen ist; aber auch insofern am schwierigsten zu durchschauen, als wir von jener Poesie nur eine mittelbare,

zum Theil selbst nur mit Hülfe eben jenes Verhältnisses, welches erklärt werden soll, zu gewinnende Kenntniß besitzen. Auf diese vorepische Periode der Poesie aber glaube ich alles dasjenige übertragen zu müssen, was man von der rhapsodischen Entstehung der homerischen Gedichte bisher gewähnt hat. Denn vollkommen richtig und als eine der tiefsten und fruchtbarsten Wahrheiten, deren Erkenntniß wir der neuern philosophisch-historischen Erforschung und Ergründung der Kunst verdanken anzusehen ist die Ansicht, daß aller gebildeten und eigentlich künstlerischen Dichtung eine Natur- und Volkspoesie vorangehe, welche in noch ungetrennter Einheit mit dem Leben und dem gesammten geistigen Daseyn der Nation den Keim zur spätern Kunstpoesie, wie zu aller Kunst und Wissenschaft in sich enthält; selbst aber noch nicht für Kunst gelten darf, weil sie ihre Schöpfungen nicht losreißt von dem mütterlichen Schooße des Volkslebens und der Ueberlieferung, und als selbstständige Individuen frei hinstellt, sondern sie Embryonen gleich ungesondert herumträgt, und mit dem eigenen Leben fortwährend sie umbildet und ernährt. Diese Dichtung ist in einem steten Fluß begriffen, kein Lied, keine Erzählung ist das Eigenthum Eines Dichters, ihr Inhalt geht als Sage, ihre Form als Fertigkeit des lebendigen, augenblicklichen Ausdrucks von Munde zu Munde und wechselt und verwandelt sich unablässig, und kein Erzeugniß macht in der Gestalt, in welcher es hervortrat, auf längere Dauer An-

spruch, als die der Augenblick ihm gewährt. Dichtung ist Völkern, die in dieser Periode der Bildung begriffen sind, nur ein Thun und Handeln, noch kein Schaffen, wenigstens kein bewußtes; versenkt in die vollkommenste Einheit mit der Natur vermögen sie nicht, diese sich entgegenzustellen und als ein ihnen Anderes eine aus ihnen selbst erzeugte Natur von sich abzusondern. Es verhält sich also diese Poesie zur Kunstpoesie, wie das Pflanzenreich zum Thierreich; welcher Vergleich auch darum sehr passend ist, weil die erstere der letztern Stoff und Nahrung gibt. — Auf das deutlichste läßt sich nachweisen, wie epische, lyrische und dramatische Dichtkunst als Keim in dieser Urpoesie enthalten sind, welche für sich weder episch, noch lyrisch oder dramatisch ist. Sie gestaltet alles als Erzählung, als That oder Begebenheit, weil alles Innre ihr zugleich ein Aeußeres und Unmittelbares ist; auf der andern Seite aber folgt sie ganz der Begeisterung und dem Gefühle des Augenblicks, dem gemäß sie ihren Stoff wählt und umbildet, ohne auf Universalität und eigentliche Objektivität in der Auffassung desselben Anspruch zu machen; endlich ist das Abwesende und Vergangne ihr stets ein Gegenwärtiges und Nahes, sie verschmilzt die gegenwärtige Wirklichkeit des Gefühls und des subjektiven Gedankens mit der idealen Allgemeinheit der Ueberlieferung auf das Vollkommenste dadurch, daß sie die Personen der Sage dramatisch

redend und handelnd einführt *). Daß aber eine solche Dichtung unter den Griechen in den vorhomerischen Zei=

*) Auf keine Weise übereinstimmen kann ich mit der von August Wilhelm Schlegel in den Briefen über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache (Charakteristiken und Kritiken Bd. 1. S. 318 ff.) aufgestellte, und von Friedrich Schlegel in der Geschichte der Poesie der Griechen und Römer wiederholte Behauptung, daß der lyrische Ausdruck des subjektiven Gefühls im regelmäßigen Sylbenfall der erste Anfang aller Poesie sey. Die Poesie ist ein Erzeugniß des Triebes, sich über die Schranken der Individualität zu erheben, und was die Seele im Innern beengt, als für sich bestehende Wesenheit äußerlich hinzustellen. Dieß geschieht zunächst einzig dadurch, daß das subjektive Gefühl oder der Gedanke einer fremden Wesenheit eingebildet und als Begebenheit, als That erzählt wird. Es erfordert einen bedeutenden Zeitraum geschichtlicher Entwicklung, ehe das Bewußtseyn von der Möglichkeit, subjektiven Gefühlen und Gedanken auch durch bloßes kunstmäßiges Aussprechen ein objektives Daseyn geben zu können, unter einem Volk entsteht; woher käme sonst die Erscheinung in der Geschichte der Poesie, daß, nachdem Jahrhunderte lang kein Laut lyrischer Dichtung sich vernehmen ließ, plötzlich auf einen Anstoß von Außen oder nachdem Einer mit einem glücklichen Griff begonnen hat (welches eben der Moment ist, in dem jenes Bewußtseyn erwacht), eine unendlich reiche Ader der Poesie durch ganze Nationen sich ergießt; welches z. B. unter den Deutschen des schwäbischen Zeitalters von dem Moment an der Fall war, wo bei jener berühmten Zusammenkunft Friedrichs des Ersten mit Berengar von Provence im Jahr 1154 die ersten Töne lyrische Dichtkunst zu dieser Nation herübergeklungen. — Ich zweifle, ob man eine im eigentlichen Sinne des Worts lyrische Poesie unter Völkern aufweisen kann, unter denen die Schreibkunst nicht gebräuchlich ist; weil vermittelst dieser allein das rein Innerliche und Subjektive Aeußerlichkeit und Objektivität erhält; — nicht als ob es zum Wesen des einzelnen Gedichts gehörte, niedergeschrieben zu seyn, sondern insofern die Entstehung dieser Gedichte das Daseyn einer Anschauungsweise und Denkart unter dem Volke voraussetzt, welche nur durch Mitwirkung der Schreibkunst hervorgehen kann.

ten lebendig gewesen sey, und daß sie hier in einer Fülle und Herrlichkeit sich ergossen habe, wie nie bei einem andern Volke; dafür bedarf es durchaus keiner äußern Zeugnisse und Beglaubigungen, deren vollkommenste Strenge man allerdings vermissen würde, weil die Griechen sich jener Naturthätigkeit nie bewußt wurden; indem dieselbe, als das geschichtliche Bewußtseyn unter ihnen erwachte, schon längst verloschen oder vielmehr in das Reich der Kunst übergegangen war. Allein wir besitzen das lebendigste und sprechendste Denkmal jener Dichtung, welches jede andre anders woher erlangte Gewißheit völlig entbehrlich macht, in der gesammten hellenischen Mythologie, die durchaus auf keine andre Art entstanden seyn kann, als durch eine Thätigkeit, welche alle besondern Thätigkeiten des Geistes im Keime in sich vereinigt und nicht absichtlich, sondern unbewußt schafft. Durch eine solche Thätigkeit aber eigentliche Kunstwerke, dergleichen die homerischen Gedichte sind, entstehen zu lassen, ist ein eben so großer Irrthum, als umgekehrt eine Götter- oder Heldensage aus der künstlerischen Thätigkeit eines Individuums hervorgegangen glauben. In der Kunst tritt der Geist und die ganze Fülle des Wesens in die äußere Oberfläche der Erscheinung hervor; der erscheinende Geist aber ist der Geist des Individuums, nicht der Geist der Gattung, welcher letztre für sich in der Tiefe des Innern verborgen bleibt. Die Sagenpoesie also, welche eine Thätigkeit nicht des Individuums, sondern der Gattung ist,

vermag ihren Erzeugnissen nicht die wahre Objektivität zu geben, welche nur denjenigen Geistesprodukten zukommt, in denen der Begriff des Volksgeistes aus der Allgemeinheit herausgetreten ist, und seinen vollständigen Kreislauf durch die Besonderheit und Einzelheit hindurch im Schlusse der Nothwendigkeit vollendet hat *). Die Thätigkeit jener bleibt daher eine bloß innere; ihr äußerer Absatz (die Mythologie) ist für sich ein nichtiges und geistloses, welches nur durch stete Wiederaufnahme und Versenkung in die Wesenheit des Geistes, aus der es hervorging, Sinn und Bedeutung erhält. Diese Wiederaufnahme selbst aber ist zunächst eine bloße reflektirte, indem die Erscheinung durch das Hinzukommen des Wesens zur Wirklichkeit wird **); sie geschieht durch die Religion, deren Organ eben jene Sagenpoesie und auch die Kunst insofern ist, als ihre Werke durch den Volks- und Zeitgeist bedingt und Ausdruck desselben sind. In der Religion daher haben die Erzeugnisse der Sagenpoesie volles Daseyn und lebendige Wirklichkeit; ihr Inhalt gilt dem religiösen Bewußtseyn für Geschichte und wirkliche Begebenheit: eben weil er sich noch nicht zum Begriff gesteigert und durch vollendete Vernunftthätigkeit von dem Subjekt als freie

---

*) Vergl. Hegel's Wissenschaft der Logik 2ter Bd. S. 179 ff. S. 192 ff.

**) Ebendas. 1ster Bd. 2tes Buch S. 213.

Objektivität wieder abgelöst hat. Aber auch zu dieser ist die Mythologie, der Inhalt und das Wesen der Sagendichtung, bestimmt zu gelangen; denn auf keine andre Weise kann sie ihre Wahrheit, die ewige und göttliche Bedeutung des religiösen Lebens, aus dem sie hervorging und das sie gegenseitig wiederum erzeugte, vollständig beurkunden. Sie erhält aber diese Objektivität durch die Wissenschaft; welche das Wesen nicht bloß in seine Erscheinung reflektirt, sondern durch die Thätigkeit des Begriffs es zur Objektivität herausbildet. — Doch auf dieses höchst bedeutsame und denkwürdige Verhältniß der Mythologie zur Wissenschaft unsers Zeitalters werden wir später zurückkommen; für jetzt ist es nothwendig, zur homerischen Poesie wieder einzulenken; welche zwar gleichfalls eine Objektivirung der Sage ist, indem jene flüssige und nur subjektive Urpoesie sich in ihr fixirte und gleichsam krystallisirte: aber nur eine unmittelbare, an sich seyende, wodurch das Wesen der Sage zwar zum vollendetsten Seyn für Anderes befestigt und verklärt, aber noch nicht zum Fürsichseyn, zur selbstständigen Idee erhoben ward.

Es ist eine denkwürdige Erscheinung, wie gleich die erste Kunstgattung, welche jene Naturpoesie, die Schöpferin der Sagen, in Griechenland ablöste, eine so universelle seyn mußte, als welche wir das homerische Epos eben bezeichneten. Der Grund davon ist unstreitig darin zu suchen, daß, wie es unter allen

Kunstgattungen der Natur am nächsten stand, es die ganze ungetrübte Reinheit derselben am vollständigsten wiedergeben konnte. Wir hoffen unten, wenn wir von dem Zeitalter, welches Homer besingt, sprechen werden, noch eine deutlichere Anschauung geben zu können von der welthistorischen Nothwendigkeit dieser Poesie und wie sie sich, eine wahre Offenbarung des Weltgeistes, an die Grenzscheide zweier Zeitalter stellt, des Zeitalters der bewußtlosen Naturthätigkeit einer in sich einigen und vollendeten Heroenwelt und des Zeitalters einer durch selbstsüchtige Verstandesthätigkeit abgefallnen, aber durch das Gesetz gebändigten und geheiligten Menschheit; — für jetzt müssen wir uns begnügen, den äußern Unterschied derselben von der frühern Sagenpoesie mit möglichster Schärfe zu bestimmen. Und hier dürfen wir zuvörderst das regelmäßige Sylbenmaß der Kunstpoesie des Epos als ausschließendes Eigenthum vindiciren; denn obgleich ein melodischer, dem eigentlichen Rhythmus sich nähernder Sylbenfall auch der frühsten Naturpoesie wesentlich angehört, so ist dieser doch noch ein ganz freier, durch kein Gesetz gebundner. Schwerlich wohl gibt es einen Wahn, der das Wesen der Kunst mehr in seinem Innersten verkennt, als die Meinung, daß die frühste, oder daß irgend eine wahrhafte Poesie je in wirklich gebundner Rede improvisirt worden sey. Denn gleichwie der Mensch, sobald er nicht der Neigung des Augenblicks, sondern moralischen Gesetzen in seinem Handeln folgt, sogleich heraustritt aus

dem Kreis des Zeitlichen und den Verkettungen endlicher Zwecke und Ursachen, und unmittelbar für die Ewigkeit handelt: eben so macht jedes Wort, das in gebundener Rede ausgesprochen ist, streng genommen auf ewige Dauer Anspruch und läßt die Forderungen sowohl als die Empfindungen des Augenblicks weit hinter sich liegen, die wohl Veranlassung seines Daseyns seyn konnten, in denen aber nicht sein Wesen beschlossen ist. Melodische, harmonische Prosa ist daher der erste Anfang aller Literatur; ebenso wie sie in umgewandelter Gestalt ihr Gipfel und Ende ist: denn wie bei der höchsten Virtuosität des moralischen Handelns die Gesetze als zwingendes Band verschwinden, so nicht weniger bei der höchsten, durch alle Stufen des poetischen Ausdrucks hindurchgeführten Entwicklung der Redekunst. Als Beispiel aber von dem Styl der ältesten Sagenpoesie können außer den hebräischen und andern morgenländischen Dichtungen insbesondere die Lieder der sämundischen Edda dienen, welche sich zu dem spätern germanischen Kunstepos, z. B. dem Liede der Nibelungen, genau eben so verhalten, wie die Mythendichtung der Griechen zu den Gedichten des Homer. — Mit der Erfindung des Hexameters also trat die griechische Poesie aus dem Naturgebiete heraus und wurde zur Kunst; wie die germanische mit der Entdeckung des Reimes: unstreitig muß schon in der Naturpoesie eine allmähliche Annäherung zur gebundnen Rede und zur Bildung eines poetischen Kunstwerks angenommen werden; wie

auch die nordische Dichtung vermittelst der Alliteration dem Reime sich näherte: und vielleicht ist nicht Homer der erste Erfinder des epischen Versmaßes, so wenig wie Johann van Eyk der Oelmalerei oder Erwin von Steinbach des Spitzbogens; aber gewiß war er gleich diesen oder ihnen ähnlichen Schöpfergeistern der erste, der die Bedeutung dieser technischen Form für die Poesie erkannte und zur Schöpfung einer nie geahndeten Kunstwelt benutzte. — Für nicht weniger gewiß aber halte ich einen andern äußern Unterschied des homerischen Epos von der vorhomerischen Sagenpoesie, welchen ich in die schriftliche Entstehung des erstern setze. Allerdings läßt sich die Wolfische Skepsis über diese durch keine ausdrücklichen äußern Zeugnisse niederschlagen, und ich habe deshalb in dem Vorhergehenden die jetzt gewöhnliche Annahme im Allgemeinen vorausgesetzt, weil die Anschauung der homerischen Gedichte unabhängig seyn muß von Ansichten, welche nur durch diese selbst vollständig begründet werden können. Denn da äußere Gründe hier durchaus keine vollständige Entscheidung zu geben vermögen, und das Unzureichende der Wolfischen Beweisführung *) sich keineswegs selbst

*) Die äußern Gründe gegen die Annahme einer schriftlichen Abfassung der homerischen Gedichte werden noch beträchtlich geschwächt durch die Entdeckung, daß die Hieroglyphen nichts als eine verhüllte Buchstabenschrift sind. Insbesondre macht diese Einsicht mistrauisch gegen die Erklärung der berühmten Stelle Il. VI, 169, als sey hier von einer Bilderschrift die Rede. Ganz unstatthaft scheint mir in Bezug auf diese Stelle Wolfs Zweifel, ob das Wort δεῖξαι

verbirgt, so sah sich schon Wolf genöthigt, den endlichen Ausspruch auf innere Gründe ankommen zu lassen; und nach der Art, wie er den Homer gefaßt hatte, mußte er sich natürlich gegen die schriftliche Abfassung erklären. Begreifen wir aber diese Gedichte als Kunstwerke in dem Sinne, wie wir sie bisher darzustellen versuchten, so wird die Entscheidung ganz anders ausfallen. Ein Werk, welches den Inhalt des Lebens und der Menschenwelt mit geistigem Griffel auf den vorliegenden Grund einer bestimmt begränzten Zeitreihe niederschrieb, und zu so vollendeter, allumfassender Objektivität gestaltete, wie nach ihm kein Dichterwerk je

---

von der Uebergabe eines Briefes gebraucht werden könne; da das: ἐν πίνακι πτυκτῷ, so wie das παρεδέξατο (V. 178) meines Bedünkens deutlich genug zeigen, daß wenigstens an eine offne, unversiegelte Zeichenschrift (die zwischen den Königen von Tirynth und von Lykien ausdrücklich verabredet gewesen seyn müßte) hier nicht zu denken ist: wenn auch die Sache nicht schon an sich so ganz unwahrscheinlich wäre. Wollte man aber einwenden, daß Homer, gesetzt daß ihm selbst die Schreibkunst nicht unbekannt war, ihren Gebrauch doch nicht einem Zeitalter zuschreiben konnte, aus welchem er Begebenheiten besang, die, wie dieß bei der Handlung der Odyssee der Fall ist, Unkunde dieser Kunst offenbar voraussetzen: so ist darauf zu erwiedern, daß ganz ähnliche Inconsequenzen auch in den Epopöen des Mittelalters in Menge sich finden. So hat z. B. Gottfried von Straßburg kein Arg, seinen Tristan als einen in Schrift und Bücherkunst Wohlerfahrnen durchgängig darzustellen, obgleich dieser Held, nachdem normännische Seeleute ihn weggeführt haben, Jahrelang an dem cornwallischen Hofe verweilt, ohne seinem Freund und Vormund Rual, der ihn aufzusuchen die Welt durchwandert, durch einen Federstrich seinen Aufenthalt kundzugeben.

wieder sie erreichen konnte, bedurfte hiezu durchaus auch des äußern Mittels, Gedanken und Rede objektiv und für unendliche Dauer zu gestalten. Nicht als ob die wirkliche Abfassung eines objektiven Dichterwerks ohne dieses Hülfsmittel schlechthin unmöglich wäre: — wiewohl ich auch hievon das Gegentheil keineswegs für ausgemacht halte — allein der erste Gedanke, der Plan zu einem solchen setzt schon die Schreibkunst voraus; ohne die das Bewußtseyn von seiner Möglichkeit gar nicht entstehen konnte. Eine schriftliche Abfassung dieser Gedichte in dem Zeitalter des Pisistratus, nachdem sie sich Jahrhunderte lang in dem Munde der Rhapsoden mit wörtlicher Treue erhalten hätten, wäre daher in der That das ärgste Hysteron Proteron, welches die Weltgeschichte jemals hat ausgehn lassen. Und wahrlich, wer nur einiges Gefühl der Ehrfurcht hat und nur eine leise Ahndung von dem Geiste der Gesetzmäßigkeit und der erhabnen Nothwendigkeit, welchen in dem Entwicklungs- und Bildungsgange der Menschheit die Weltgeschichte offenbart: der wird es nicht über sich gewinnen können, eine Kunst, die als wesentliches Moment der frühsten Völkerbildung in dem entferntesten orientalischen Alterthum sich durchgehends unsern Blicken aufdringt, für überflüßig und entbehrlich zu halten bei dem entscheidendsten Schritte, den eben innerhalb des eignen Gebiets derselben das geistige Leben und die höhere Bildung der Völker je zu thun vermochte. Wir denken es unten noch deut-

licher darzulegen, wie die Sprach-, Schrift- und Symbolwelt des orientalischen Alterthums nothwendig der hellenischen Götter- und Heroenwelt vorangehn und in dieselbe eingehn mußte; da nun die Buchstabenschrift eben so zur homerischen Poesie sich verhält, wie das orientalische Symbol zu den griechischen Göttern, so können wir uns hier auf jene allgemeinern Betrachtungen beziehen. — Selbst wenn daher der Annahme eines so frühen literarischen Gebrauchs der Schreibkunst noch viel größere Schwierigkeiten im Wege stünden, als ihr wirklich entgegenstehn, so wären wir dennoch genöthigt, uns zu ihr zu entschließen; denn die Erkenntniß des Geistes, der in der Weltgeschichte lebt und ihren Lauf richtet und regelt, darf nicht abhängig seyn von der Zufälligkeit vereinzelter historischer Notizen; welche für sich betrachtet nur eine ganz willkührliche und also geist- und werthlose Wahrscheinlichkeit zu begründen vermögen. *) Bedürfte es aber noch

---

*) Um die höhere Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, welche auch hinsichtlich des Gebrauches der Schreibkunst in der griechischen Geschichte waltet, kann man sich eines sehr nahe liegenden Beispiels bedienen. Die Gesetzgebung des Zaleukus, welche, wie die Alten berichten, die erste geschriebene war, verhält sich zu den frühern Gesetzgebungen der Griechen gerade ebenso wie das homerische Epos zu der frühern Sagenpoesie. Sie war nicht, gleich den frühern griechischen Gesetzgebungen, z. B. der kretischen und der lacedämonischen, ungesondert in den Sitten und der Denkweise des Volks als Naturnothwendigkeit enthalten, sondern sie war als ein selbstständiges Kunstwerk frei aus diesen herausgetreten, und kündigte sich an als hervorgegangen aus der Freiheit des Geistes und sprechend zu

einer anderweiten Bestätigung des aus der innern Beschaffenheit der homerischen Gedichte als gewiß Erkann-

---

dieser. Von diesem Charakter der Gesetzgebung des Zaleukus geben besonders zwei ihrer Bestimmungen Zeugniß: daß sie eine Veränderung der Gesetze gestattete, (obgleich nur unter sehr erschwerenden Vorsichtsmaßregeln; vergl. Heyne opusc. academ. II, p. 30), anstatt daß Unveränderlichkeit der Grundsatz der ältesten Gesetzgebungen gewesen (wofern man anders dasjenige, was Folge des Mangels an Bewußtseyn und Geistesfreiheit war, Grundsatz nennen darf); sowie zweitens, daß sie zuerst Bestimmungen für besondre Rechtsfälle enthielt, welche frühere Gesetzgebungen durchgehends der Willkühr des Richters überlassen hatten (Ephorus beim Strabo VI, S. 14 Tauchn. Ausg.). Es ist nicht nöthig, die Verwandtschaft dieser Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter der Kunstpoesie weitläuftig auseinander zu setzen; allein es sey erlaubt, die Bemerkung hinzuzufügen, daß es damit zusammenhängt, wenn Athene als die Schutzgöttin dieser Gesetzgebung genannt wird (Plutarch. sui laud. 11), so wie Apollon Schutzgott der lacedämonischen Gesetzgebung war; denn Athene erscheint durchgehends (z. B. in den Eumeniden des Aeschylus) als die Göttin des vollendeteren, allseitigen Bewußtseyns, im Gegensatz zu Apoll, der eine weniger ausgebildete, einseitige Richtung der Vernunft bezeichnet. Auch das seltsame Mährchen (Aelian. Var. Hist. XVII, 24), wie Zaleukus, um seinem leiblichen Sohn die von ihm selbst festgesetzte Strafe des Ehebruchs zu mildern, diesem das eine und sich selbst das andre Auge habe ausschlagen lassen, hat unstreitig, gleich so vielen ähnlichen Anekdoten, welche die Alten von berühmten Menschen erzählten, eine allegorische Beziehung auf den Geist seiner Gesetzgebung. Indem nämlich der Gesetzgeber Veränderungen seiner Gesetze gestattete, verstümmelte er gleichsam sich selbst, um seinen Nachkommen die gänzliche Blendung zu ersparen; und indem er zwar Bestimmungen über das Einzelne in seine Gesetzgebung aufnahm, aber noch nicht so genaue und systematisch-vollständige, wie nach ihm die Thurier (Strabo a. a. O.), zog er es vor, sein eignes Werk unvollständig und mangelhaft zu sehen, als bei allzugroßer Vollendung die freie Entwicklung der Zukunft zu hindern.

ten: so könnte man die Beschaffenheit der cyklischen Gedichte als einen solchen anführen: von denen, die nichts als eine trockne Erzählung des Inhalts der Sage enthielten, man nicht begreift, wie sie die frühere lebendige und aus dem Urquell der reichsten Anschauung hervorgeströmte Sagenpoesie verdrängen konnten, wenn es nicht dadurch geschah, daß sie die erste schriftliche, in regelmäßiger Form abgefaßte Aufzeichnung des Mythus enthielten. Denn daß dieselben den ausdrücklichen Zweck verfolgten, eine vollständige und erschöpfende Darstellung des Sagenkreises zu liefern, sieht man auf das Deutlichste an den Auszügen des Proklus von den Gedichten, die den trojanischen Sagenkreis besangen; deren jedes genau an demselben Punkte, oft mitten in einer Handlung begann, wo das ihm vorangehende aufgehört hatte.

Doch wir kehren jetzt zurück zu dem geistigen Charakter des epischen Gedichts, und suchen diesen dadurch zur deutlichern Anschauung zu bringen, daß wir den Gegensatz dieser Dichtungsart zu den übrigen Kunstgattungen mit einigen flüchtigen Zügen andeuten. Es läßt sich aber, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, das homerische Epos streng genommen nicht in Eine Klasse setzen mit andern sogenannten epischen Dichtungen; es ist vollkommen einzig in seiner Art, eben weil es über Alles, was man eigentlich Gattung oder Art nennt, erhaben ist. Wenn die Griechen ihren Homer den Dichter schlechthin nannten, so hat

dieß ganz dieselbe Bedeutung, wie wenn Rom die Stadt ohne weitern Zusatz genannt wird; denn alle Dichtkunst, ja alle Kunst überhaupt ist in ihm auf ähnliche Weise enthalten, wie alles politische Leben den Staaten und der Städte in Rom als in einem Mittelpunkte zusammentraf. Die homerische Poesie ist der Paradiesesgarten der europäischen Kunstwelt, denn sie hat noch nicht gegessen von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen; die Götter, die in ihr in die Natur und in die Menschenwelt herabgestiegen sind, leben mit beiden in ungestörter Einigkeit. Man könnte darum sagen, daß in ihr nur Ein Wesen das eigentlich handelnde ist: die Gottheit oder das Schicksal; die einzelnen Menschen und Götter erscheinen nur als Aeußerungen der Einen Naturseele; gleichwie in den Reden der epischen Helden nicht wie im Drama, der Held selbst, sondern stets nur der Dichter spricht. Mehr als irgend eine andre Kunst ist daher die epische Poesie in sich vollendet und abgeschlossen; ihre Seele ist ein durchaus harmonisches, von keinem Misklang getrübtes Ganze der Weltanschauung; wodurch sie in Stand gesetzt wird, das Allgemeine sowohl als Allgemeines, wie auch in allen seinen besondern Gestaltungen in ihre Schöpfung aufzunehmen. Je mehr aber eine Kunst dieses leistet, desto vollkommener erfüllt sie das geistige Bedürfniß eines Zeitalters oder eines einzelnen genialen Menschen; desto weniger bedarf sie einer Ergänzung durch andre Künste oder durch Phi-

losophie. Die epische Poesie behauptet in dieser Hinsicht unstreitig den ersten Rang unter allen Künsten, und der epische Dichter ist, rein als solcher betrachtet, der vornehmste aller Künstler. In ihm vereinigt die höchste Besonnenheit und Lebensweisheit sich nicht nur mit der Schöpferkraft des Genies, sondern sie ist in diesem enthalten und mit ihm Eins und dasselbe. Diese Poesie ist die eigentlich adliche Kunst: entfernt von aller Besonderheit und Vereinzelung der Lebensansichten und der Seelenthätigkeiten, und von allen Künsten die älteste, gleichwie der Adel der älteste der Stände ist. Seele und Körper sind in ihr eins; darum bedarf sie unter allen Künsten am wenigsten besondrer mechanischer Zurüstungen und technischer Fertigkeiten. Jugendlich und vollendet geht sie mit Einem Schlage aus einer lebenskräftigen Heroenzeit hervor, wie Athene aus dem Haupte des Zeus. Keine grundlosere und den Geist der Zeit und der Kunst im Tiefsten verkennende Meinung, als daß die epische Dichtung Jahrhunderte lang habe lallen und fabeln müssen, ehe sie die vollendeten Gebilde Homers hervorzubringen vermochte. Wiewohl es auf der andern Seite nicht weniger widersinnig ist, Homer zu einem Improvisatore zu machen, und die ruhigste und besonnenste Schöpfung des Menschengeistes im wilden Rausche des Augenblicks entstehn zu lassen. — Der Gegenstand einer solchen Kunst aber konnte nur eine Welt seyn, welche selbst in sich einig und noch durch keine Reflexion oder Trennung

der Seelenkräfte zerrissen ist. Aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet ist daher Unschuld der Charakter des Epos. Dieß Gedicht kennt keine Tugend, die aus Bezwingung der Leidenschaften hervorgeht: die Leidenschaften selbst sind Tugend; denn das Göttliche ist noch ganz in ihnen enthalten, die noch nicht von dem tödtlichen Hauche des Egoismus vergiftet sind. — Allerdings ist die Unschuld des heroischen Zeitalters eine andre, als die Unschuld der frühsten Menschheit, gleichwie auch der Unschuld des Jünglings und der Jungfrau eine andre ist als jene des Kindes: und eine Welt des wildesten Kampfes und der gewaltsamsten Reflexion muß ihr vorangegangen seyn; aber das Gespaltene hat sich wieder zu einer großartigen Harmonie vereinigt, und das Wesen ist in seine Erscheinung vollständig hervorgetreten. Auch durch die Kriege und Schlachten der Heroenwelt wird jene Einigkeit und Harmonie des Göttlichen, welches sich in ihr verwirklicht hat, so wenig gestört, wie durch Weltkämpfe und die Spiele der Palästra die Einigkeit der Kämpfenden. Die homerischen Schlachtengemälde sind in der antiken Poesie dasselbe, was in der modernen die Erzählung von den Qualen der Verdammten in dem Gedicht des Dante: die Einheit und Erhabenheit des Göttlichen zeigt sich dort im freien Spiele mit den Gestalten der ihm befreundeten Welt; hier in der furchtbar waltenden Rache über eine abgefallne und feindliche Welt.

Das homerische Epos ging hervor aus einem von

der Herrlichkeit der Welt in ihrem ganzen Umfange erfüllten und begeisterten Sinn. Alles trägt in ihm den Charakter der Unmittelbarkeit, nämlich nicht der uranfänglichen logischen, sondern der künstlerischen, welche durch die Einheit des Wesens mit seiner Erscheinung erzeugt wird. Die Idee, welche in ihm herrscht, ist nicht hinter der Erscheinung verborgen, und durch Reflexion in sie hervorzuziehn, noch herrscht sie in ihr unsichtbar und erst die Offenbarung des denkenden Bewußtseyns erwartend als Begriff: sie ist vielmehr eine seyende und gegenwärtige im unvermittelten Daseyn, und eben dieß ihr Daseyn ist ihre Wahrheit. Darum kennt das Epos auch keine entschwundene Vergangenheit, kein Alterthum, welches nicht in den Gestalten der Gegenwart nach vollkommen lebendig wäre. Die Völker, welche Homer besingt, haben wenig Erinnerungen an ihre nächste Vorzeit; keine an eine längst vergangene, welche in das Dunkel unverstandener Sagen sich vor ihnen zurückgezogen hat. Ihr Zustand, wie das Gedicht ihn schildert, trägt ganz die frische Farbe der Ursprünglichkeit; er scheint dem Betrachtenden weder hervorgegangen aus einem früheren und entschwundenen, noch auch sich neigend und hindeutend auf eine ferne, unentwickelte Zukunft. Zwar könnte man die beim Dichter so häufig vorkommende Bemerkung, wie sehr die Menschen seiner Zeit von den im Gedicht besungenen an Größe und Tugend übertroffen werden, für Trauer halten über eine verlorne Schönheit

und Größe der Vorwelt; allein auch hierbei ist dem Dichter Trauer so fremd wie seinem Nestor, wenn er die Helden seiner Jugendzeit als erhaben schildert über jene der trojanischen Zeit. Aeußerungen dieser Art sind nur eine Erhöhung der Gestalten wie der Kothurn in der Tragödie; nicht bestimmt, sie über das Menschliche hinauszurücken, sondern nur, sie so mächtig und gewaltig als möglich erscheinen zu lassen. Uebrigens ist diese Ansicht dem Epos höchst natürlich; man kann sagen wesentlich, denn nach der epischen Weltanschauung ist eine solche allmähliche Abnahme und Schwächung des Menschengeschlechts vollkommen wahr und gegründet. Unmittelbarer, natürlicher Ausdruck der Gottheit ist der Mensch, je länger sein Geschlecht besteht, desto weniger: nur mittelbar nähert er sich ihr wieder durch die Kraft des Selbstbewußtseyns und der Vernunft; welches außer dem Bereich der epischen Dichtung liegt. Man erblickt daher in jenen Geständnissen eine Ahndung von dem Untergang der epischen Welt, von der Vergänglichkeit des Heroenalters: welches eben darum so herrlich war, weil es der Zeit huldigte und den Augenblick ausfüllte; weshalb es auch der Zeit unterliegen mußte.

So lange noch im Glanze der epischen Poesie alles Zeitliche als unmittelbarer Ausdruck des Göttlichen erschien, fühlte man kein Bedürfniß weder der lyrischen, noch der bildenden Kunst. Denn alle Künste waren im Epos enthalten und hatten, als dieses blühte

noch kein gesondertes Daseyn: so wenig wie es, als der Ocean den Erdball bedeckte, besondre Meere, Flüsse und Quellen gab; daher auch die Alten vom Homeros sagten, aus ihm sey alle Dichtung und Rede geflossen, wie nach der Vorstellung jener Zeit aus dem Ocean alle andern Gewässer. Was daher auch im Homer und mehr noch in den unächten mit seiner Poesie vermischten Gesängen von Bildnerwerken erwähnt wird, darf nicht als eigentliche Kunst, sondern nur als Zierrath betrachtet werden: denn die wahre Kunst begann mit dem Bilden von Göttern, wovon wir doch in den homerischen Gedichten nichts erwähnt finden. Es verdanken aber alle jene Künste ihr selbstständiges Daseyn eben jenem tieferen Selbstbewußtseyn, der Frucht des Baumes der Erkenntniß, deren Genuß das Paradies der epischen Poesie vor den Augeu der Sterblichen verschwinden ließ. Denn sobald das Gefühl von dem Gegensatze zwischen Göttlichem und Endlichem und von der Unwürdigkeit und Nichtigkeit des letzteren jede unvermittelte Anschauung der Gottheit unmöglich macht, tritt das Bedürfniß einer Vermittlung ein, durch welche die gestörte Einigkeit so gut als möglich wieder hergestellt werde. Jetzt erst erscheint das Leben des Menschen als ein Räthsel, und alle nunmehrige Kunst und Wissenschaft, ja die Religion selbst und der Staat, sind nichts als Versuche zur Lösung dieses Räthsels. Die erste Vermittlung aber des Zeitlichen mit dem Göttlichen geschieht durch das Gesetz, welches gleichsam

das Thor ist, durch welches die Gottheit sich entschließt, den Zugang zu sich den unglücklichen verlaßnen Sterblichen zu eröffnen. Auf welche Weise nun aber durch die Begründung der Herrschaft des Gesetzes (von dem selbst der Name dem Homer unbekannt ist) in der politischen und sittlichen Welt Griechenlands nach den Zeiten des Dichters ein neues Zeitalter herbeigeführt ward; davon werden wir später noch einiges sprechen: hier beschäftigt uns nur das Verhältniß des Gesetzes zur Kunst. — Durch sein Auftreten bekommt zunächst die Kunst der Rede eine unvermeidliche Richtung nach der Lehre und der ermahnenden, fruchtbringenden Weisheit. Die Poesie wird auf unmittelbare oder mittelbare Weise didaktisch: wie dieß für Griechenland Hesiod, die homeridischen Hymnendichter und die gesammte Literatur bis zu dem Zeitalter des Solon hin beweist. Gleichwie aber die Musik zum Hegen und Aussprechen des Gefühls, die Plastik und Mahlerei zur belebenden Erzählung; so pflegt zur lehrenden, ermahnenden und gebietenden Rede gern die Baukunst sich zu gesellen, denn diese Kunst drückt im Raum und in der Natur das Gesetz mit derselben Allgemeinheit, Schärfe und Unbildlichkeit aus, wie in der Zeit der lehrende und unterweisende Vortrag. Darum finden sich auch in der Geschichte diese beiden stets vereinigt und gegenseitig sich fordernd. Schon in der indischen Literatur herrscht die didaktische Tendenz unverkennbar über das wenige, was von wahrhaft epischen

und lyrischen Elementen in ihr enthalten seyn mag; den Aegyptern war epische Erzählung und Gesang gänzlich fremd, und ihre ganze Bildung in Lehre, Befehl und Unterweisung beschlossen: und beide Völker kannten von allen äußeren Künsten fast einzig die Baukunst. Unter den Israeliten war es der weise, spruchreiche Salomo, welcher den Tempel, jenes große Nationalwerk hebräischer Kunst erbaute; bei den Griechen begann die Baukunst zu blühn in dem Zeitalter der Gesetzgeber, zugleich mit der gnomischen und didaktischen Poesie und mit jener ältesten, mehr ordnenden, lehrenden und werkthätigen, als abstrakten und spekulativen Weltweisheit. Die erste Kunst, welche an die Lehre des Christenthums sich anschloß, war die byzantinisch-lateinische Baukunst; die Herrlichkeit der gothischen Baukunst aber ging den christlichen Völkern auf, als das Blüthenalter des Helden- und Minnesangs vorüber war, in der Kirche die Predigt und erbauende Lehre, in der Dichtkunst die Lebensweisheit zu herrschen begann; ihr Hauptsitz war Deutschland, das Land sinnvoller Weisheit und ernster Lehre. Hier eignete sich die Zunft der Bauenden selbst den bevorzugten Besitz jener Weisheit zu, als deren sinnliche Darstellung sie ihre Kunst betrachteten; in der Folgezeit entwich Sinn, Gemüth und Seele aus der Architektur, aber noch lebt eine matte Erinnerung an jene Bedeutsamkeit in den didaktischen Handwerksgebräuchen der Bauleute. Ein Zeitalter, wo jeder wohl studiren, aber nicht belehrt werden

wohl forschen und finden, aber nicht anregen und mittheilen will, kann nicht günstig seyn für die Baukunst: haben wir bisher unter dem Boden in den Tiefen der Erde emsig nach Schätzen gewühlt, so können die glücklich gefundenen auch zu einer neuen Schöpfung über dem Erdboden benutzt werden.

An die Baukunst reihen die eigentlich sogenannten bildenden Künste, die Plastik und die Malerei sich an; welche nicht mehr so unmittelbare Darstellungen des Gesetzes sind wie jene, aber gleichfalls dem Bedürfnisse der Vermittlung des Göttlichen mit den Irdischen ihr Daseyn verdanken. Denn erst nachdem die vollkommene Gegenwart des Göttlichen aus dem Leben in der Zeit und im Augenblick, aus dem ewig Wechselnden entflohen war, suchte man durch das Festhalten und Verewigen der schwindenden Gestalt die fliehende Gottheit zu fesseln. Das Reich der epischen Poesie war eine Welt des Absoluten; der Gedanke noch ungetrennt von der That, das schaffende Wort von der gebildeten Gestalt: erst nach dem Verlust jenes Paradieses schied sich das Reich des Sichtbaren von dem Gedanken und dem Leben des Geistes; und als die Pforte des Gesetzes für die Natur und die Körperwelt durch die Baukunst eröffnet war, konnten durch sie auch die Gestalten der sichtbaren Welt in den Himmel der Kunst von Neuem einziehn. Eine neue Offenbarung des göttlichen Geistes ergoß sich jetzt über die irdische Welt: das Gesetz selbst senkte sich unter dem Volke

der Hellenen in das sichtbare und individuelle Daseyn herab und erschien an ihm als die Eine und vollendete göttliche Idee in gänzlicher Selbstentäußerung, als das höchste und vollkommenste Seyn, das sein Selbst weggeworfen hat und nur noch für Anderes ist, als die Schönheit in ihrer reinsten und eigenthümlichsten Gestalt. Denn die reinste Schönheit zeigt sich in den vollkommensten Außersichseyn der Idee, also in dem todtesten von allem sinnlichen Leben entferntesten Stoffe, dem Steine. In allen andern Stoffen hingegen, wenn in ihnen durch die Kunst die Schönheit niedergelegt ist, geht sie mehr oder weniger über in die beiden andern Hauptseiten der Geisterwelt, die Ideen der Wahrheit und der Güte, zwischen denen die Idee der Schönheit in der Mitte liegt. Darum ist die Bildnerkunst die Kunst im engsten Sinn; und wie die Griechen vorzugsweise das künstlerische Volk sind, weil in ihnen der Geist als Substanz nach Außen sich zu offenbaren im Begriff war, so ist es natürlich, daß in der bildenden Kunst der Hellenen der Geist und das Schicksal aller menschlichen Kunst am reinsten und klarsten sich ausspricht. Darum ungeachtet so geringe Ueberbleibsel von der griechischen Plastik auf uns gekommen sind, bildet dennoch keine historische Wissenschaft ein so vollendetes, vollständiges und in sich abgerundetes Ganze, als die Geschichte dieser Kunst, oder die mit Recht sogenannte Archäologie. Deutlicher und in festern Umrissen als irgend eine andre Historie, zeigt sie

uns den Gang des menschlichen Geistes von dem ersten Aufdämmern der Idee in der Anschauung bis zu dem Moment, wo das Geistige sich in der Materie verliert, und sein klarer Strom erst getrübt wird durch den Schlamm des irdischen Genusses und bald verrinnt in dem Sande der Körperwelt. Wohl verdient sie daher als allgemeiner Typus betrachtet zu werden für die Geschichte aller Kunst und Wissenschaft, ja des menschlichen Geistes in seinem Conflikt mit dem Materiellen überhaupt; und nicht umsonst leitete ein wahrhaft genialer Instinkt den großen Winkelmann auf dieß Gebiet, um mit der Gründung dieser Wissenschaft eine neue Epoche der deutschen Literatur zu eröffnen, welche durch die philosophische Erkenntniß des Schönen und durch das Bewußtseyn von der welthistorischen Entwicklung des Menschengeistes von allen frühern Perioden der Wissenschaft und Geistesbildung sich unterscheidet; weshalb es denn auch als bedeutungsvoll erscheinen muß, daß gleich bei dem vollen Erwachen der höhern Philosophie, der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte durch Schelling's göttliche Rede von dem Verhältniß der bildenden Kunst zu der Natur die tiefste philosophische Begründung zu Theil worden ist. — Es ist aber die Wissenschaft der Archäologie um so ehrwürdiger, als die Ungunst der Zeiten ihr jeden Anspruch auf materielle Vollständigkeit unmöglich gemacht: denn weit verdienstlicher ist es, in den Trümmern des Körpers den Geist vollständig zu

erkennen, als ihn aufzuweisen, wenn man den Körper unversehrt vor sich sieht.

Ehe aber noch die Kunst in die Körperwelt sich niedersenkt und das von dem Einen Mittelpunkte, wie nun unausbleiblich geschehen muß, mehr und mehr sich entfernende Besondre und Einzelne verfolgt; strebt sie zuvor noch einmal der in das Allgemeine und Uebersinnliche entfliehenden Seele nach; mit tiefer Innigkeit drängt sie sich an sie und umklammert sie mit fast krampfhafter Heftigkeit, um die entweichende zu fesseln. Dieß ist der Geist der lyrischen Poesie, welche nicht, wie die übrigen Künste, gewisse Zeiten ihrer Blüthe hat, innerhalb deren sie in organischer Entwicklung steigt und fällt, sondern gleich nach dem Erlöschen des epischen Zeitalters, bei allen Völkern in denen ein Funke künstlerischen Lebens glüht, durch alle Zeiten hindurch in dem reichsten Wechsel der mannigfaltigsten Formen und Gestaltungen fortlebt, und die wechselnden Schicksale der andern Künste begleitet. Die lyrische Poesie ist in dem Reiche der Kunst dasselbe, was in der Thierwelt die Klasse der Insekten, in denen, wie die Naturforscher sagen, ein Allgemeingefühl großentheils die Stelle der einzelnen Sinne vertritt. Und gleichwie jedes Insekt besondern Pflanzen sein Daseyn zu verdanken hat, an die es in allen Hauptmomenten seines Lebens gekettet bleibt, so reiht das lyrische Gedicht an die subjectiven Gefühle sich an, welche gleichsam das vegetative Produktionsgebiet der menschlichen Seele bil-

den, während die selbstbewußte Welt des Handelns und Schaffens dem animalischen Reiche gleicht. — Wenn aber irgend eine Kunst es deutlich ankündigt, daß sie die epische Poesie als ihre Vorgängerin und ihre Quelle voraussetzt, so ist es die Kunst der Lyra; denn sie singt von einer Welt des Göttlichen und des Vollkommenen, die der Hörer schon kennen muß, wenn er ihre Andeutungen und Winke verstehen will: wie aber der Einzelne diese Welt in seinem Gemüthe besitzt, so ist ihr Daseyn im Geiste des Volkes nur das Epos oder eine dem Epos sich nähernde Gestalt der Religion. Auf eines von diesen bezieht sich daher mittelbar oder mittelbar oder unmittelbar jede ächt volksthümliche Lyrik; und wenn sie auch zunächst an die subjektiven Gefühle der Einzelnen sich wendet, so verlangt sie doch, daß diese bereits gebildet und bewährt seyen durch den Geist der Nation. — Auch die Seele der lyrischen Poesie war bei den alten Völkern, insbesondre den Israeliten und den Griechen das Gesetz; welches nach dem Erlöschen des epischen Zeitalters als der Inbegriff aller Beziehungen des Göttlichen auf das Menschliche verehrt wurde. Und wenn dasselbe in die Plastik als naturgemäße Regel und Schönheit herabgestiegen war; so spiegelt der Strom des hellenischen Gesanges nicht nur, wie dort im Orient, die göttliche Welt des Gesetzes gleich dem in unerreichbarer Ferne thronenden Sternenhimmel auf seiner Fläche ab, sondern er läßt auch seinen Lauf von dem Gesetze ordnen und regeln

und verkündet im melodischen Falle des Rhythmus die unmittelbare Gegenwart desselben Göttlichen, nach welchem als nach einem ewig fliehenden und nirgends die Erde berührenden Horizont er unaufhaltsam hinzustreben scheint. Sehr bemerkenswerth ist daher das Verhältniß des epischen Hexameters zu den lyrischen Versmaßen; jener ist ein Gewand, welches die Poesie weit und bequem umgiebt; diese sind selbst Gestalten, vom Dichter stets wieder neu geschaffen: jener bezeichnet die Einheit und Stetigkeit der Offenbarung des Göttlichen in dem Mannigfaltigen und Besondern; diese das Aufstreben des Menschen zum Göttlichen durch das Gesetz.

Ganz dem Gesetz angehörig und von ihm einzig beseelt war bei den Griechen auch die Musik; welche als eigentliche Kunst gleichfalls erst nach dem Epos entstand: denn der ursprüngliche Vortrag des epischen Gedichts war, obgleich von der Cither begleitet, doch unstreitig nur recitirend, und erst Terpander soll den Homer in Musik gesetzt haben. Denn fremd ist dieser Kunst jene Einheit des Geistes mit der Natur, welche das Epos beseelte: sie ist vielmehr gleichsam die Logik unter den Künsten; indem sie den Menschen von der Natur und dem Raume losreißt und in das Reich der übersinnlichen Idee einführt, aus der sowohl die Natur als durch die Natur der Geist hervorgegangen ist; weshalb denn auch die Tonkunst einen hohen Grad der Vollendung nur in einem Zeitalter der Bildung erreichen kann, wo der Geist, der Natur entfremdet,

sich selbst den Gegenstand seiner Thätigkeit setzt. Dieses transscendentale Streben begründet ein geheimniß volles Band zwischen der Musik und der metaphysischen Wissenschaft, und leicht bemerken wir, wie in dem Wechsel der Zeiten die Schicksale dieser beiden Hand in Hand miteinander gehn. Die Musik der morgenländischen Völker verfolgt den Zweck der Naturtreue in Nachahmung der Töne der Leidenschaften, und es ist auffallend zu sehen, wie dieselben Nationen, welche in der eigentlichen Historie kaum wissen, was es heißt, die Wirklichkeit festzuhalten, in einer ihrem Wesen nach ganz idealen Kunst nach diesem Lobe streben. Eben jene Völker aber wußten auch ihre metaphysische Wahrheit nur historisch auszudrücken, und die Philosophie ward eben so wie die Musik unter ihren Händen (aber freilich in einem sehr niedrigen Sinne dieses Worts) zur Geschichte. Unter den Hellenen schien in der Schule des Pythagoras Musik und Philosophie ganz in Eins zusammenzufallen; sie trennten sich zwar bald wieder, aber eine innere geistige Verwandtschaft hielt sie fortwährend verknüpft, und beide schlossen sich eng an die lyrische und dramatische Poesie; indem über die Phorminx, nach Pindars kühnem Ausdruck, der Hymnus als König herrschte, die Philosophie aber ihre Ideen in ein lyrisches oder dramatisches Gewand zu kleiden liebte. Im Mittelalter entspricht die Blüthe des Kirchengesanges dem Anbau der Scholastik; die Dichtkunst der gleichfalls nie ganz vernachlässigten Historie; die bildende

Kunst aber tritt gegen das Ende des Zeitraums hervor, gleichzeitig mit den Naturwissenschaften: gleichwie auch in Griechenland der Zeitpunkt ihrer ersten Blüthe mit der Entstehung der ionischen Naturphilosophie zusammentraf, und auch die philosophische Naturwissenschaft unsrer Zeit ein neues Blüthenalter der bildenden Kunst mit sich zu führen nicht verfehlen konnte. Denn das Ganze der Kunstwelt zeigt in allen seinen Formen und Gliederungen eine vollkommne Analogie mit dem Systeme der Wissenschaft: was in diesem die Logik oder Metaphysik, das ist in der Kunst der Musik; die für das Auge bildenden und darstellenden Künste entsprechen der Naturwissenschaft in ihren besondern Zweigen und Hauptgebieten*): namentlich die Baukunst der Mathematik und Mechanik, die Malerei der Lehre von den Elementen, die Plastik der Lehre von den Gestalten und Individuen, der Wissenschaft von der organischen Natur aber die Mimik, welche den Uebergang zu der Poesie bildet, gleichwie durch den Organismus die Natur zum Geiste herübergeführt wird. Denn die Poesie ist der dritte Haupttheil des Systemes der Kunst, wie die Wissenschaft des Geistes oder die Historie im tiefsten und umfassenden Sinne des Worts des Systemes der Wissenschaft. — Auch in der neuern Zeit bewährt die Musik ihre Verwandtschaft

---

*) Vergl. über die Eintheilung der Naturwissenschaften Hegel's Encyklopädie der philos. Wissensch. S. 130. 142. 142. 152. 154. 180.

zur Philosophie; denn beide blühten zum erstenmal mächtig wieder auf in Italien im sechzehnten Jahrhundert, in Deutschland seit dem achtzehnten. Denn wer verkennt wohl in den gewaltigen Werken, welches in der nächstvergangnen Zeit die Kunst der Töne hervorgebracht hat, die glänzende Ankündigung, gleichsam die Ouverture zu dem Schauspiel einer durch den Gedanken umgeschaffenen Welt, und eines im Lichte des vollendeten Selbstbewußtseyns neubeginnenden Weltalters der Kunst und der Menschheit?

Das Gesetz war die Form, unter der die Völker des Alterthums die Reste jener Offenbarung, die als Erbtheil von ihrem Ursprunge her ihnen mitgegeben war, zu bewahren und den Weg zur Gemeinschaft mit der Gottheit sich offen zu erhalten suchten. Unter dem Volke der Griechen hatte dasselbe die umfassendste und lebendigste Gestalt angenommen, weil die Natur der Hellenen, wie sie sich in dem heroischen Zeitalter entfaltet und in der epischen Poesie für das Gedächtniß und die Anschauung aller folgenden Zeiten dargestellt und gestaltet hatte, die reichste und lebendigste war. Die Griechen waren auch das Volk, welches über das Gesetz im künstlerischen Bewußtseyn hinausging und nach einer neuen vollendeteren Offenbarung des Göttlichen hinstrebte. Denn bei tieferer Betrachtung erschien selbst das Gesetz in seiner zeitlichen Gestalt dem Göttlichen und Ewigen unangemessen, so wie andrerseits das Irdische der göttlichen Gestalt des Ge-

setzes. Und hiermit war das Bewußtseyn von dem Räthsel des Lebens vollendet. Es zu lösen, war ohne die göttliche Offenbarung des Christenthums und der Erlösung unmöglich: nur es hinzustellen in seiner ganzen niederschmetternden Kraft vermochte die alte Welt, und auch dieß nur einmal, in dem Staate, der alle Geisteskraft und das volle Bewußtseyn des Alterthums in sich vereinigte. So erscheint das attische Drama als der vollendetste Vorläufer des künstlerischen Christenthums, und der auf Kolonos verklärte Oedipus als sein wahrer Elias.

Der epische Dichter besang die Heroenwelt als ein Ganzes; die einzelnen Menschen als solche hatten für ihn keinen Werth, sondern nur als Ausdruck der lebendig im Menschen wie in der Natur wirkenden Gotteskraft überhaupt. Der dramatische Dichter *) hingegen, dessen Blicke jene Einheit entrückt ist,

---

*) Nicht leicht hat für das Verständniß einer Kunstgattung die höhere Wissenschaft unsrer Zeit noch so viel gethan, als für die der Tragödie, insbesondre der alten. Es scheint, daß wie bei den Griechen das Drama gleichsam die letzte Stufe der Kunst war, ehe sie in die Philosophie überging, eben weil es sein Beruf ist, das Räthsel des menschlichen Daseyns im Innersten und Tiefsten zu enthüllen: so die neuere Philosophie das Drama zu der Brücke wählte, welche zunächst sie mit der Kunst und mit dem Alterthum verbindet. Zuerst finden wir die neue große Ansicht über Charakter und Bedeutung der alten Tragödie gleichsam skizzirt in Schelling's Briefen über Dogmatismus und Kriticismus (philosophische Schriften S. 192); dann aber am tiefsinnigsten und schönsten in Schelling's Rede über das Verhältniß

betrachtet die Individuen als selbstständige, fürsichseyende Wesen, ihn muß daher das Unvollkommene und Mangelhafte ihres Seyns, das Verschwinden und Aufgehn selbst ihrer Tugend in den Widersprüchen und der Nichtigkeit des Irdischen nothwendig mit einer Trauer erfüllen, welche dem epischen Dichter fremd ist. Ihm sind die Kämpfe und die Leiden der Menschenwelt nicht mehr leichtsinnige, heitere Spiele der unsterblichen Götter, sondern das Göttliche selbst hat sich im Innersten zerspalten; die Idee in sterblichem Gewande ringt mit der Idee, die ein andres sterbliches Gewand angezogen hat; und vor der Macht, die das Herrlichste unter den Sterblichen zu zerstören und zu vernichten strebt, sind auch die olympischen Götter nicht sicher. Die Einheit und Ewigkeit des Göttlichen hat sich in das undurchdringliche Dunkel des Schicksals zurückgezogen und die siegende Herrlichkeit, die es auch dorthin begleitet, ist mehr eine geahndete als eine gegenwärtige und klar erkannte. — Wie aber vereinigte der tragische Dichter diese seine Weltansicht mit dem Wesen der heroi-

---

der bildenden Kunst zur Natur (ebendas. S. 370), in Hegel's Phänomenologie des Geistes (besonders S. 403 ff. S. 683 ff.), und in Solger's Erwin, so wie in dessen Vorrede zur Uebersetzung des Sophokles und einer von eben diesem Verfasser herrührenden Recension von A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, im siebenten Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur. Das Werk von Schlegel enthält treffliche Andeutungen über einzelne Dichterwerke, aber weniger befriedigende Ansichten über das Wesen und das Allgemeine.

schen Welt, die, wenn auch ihre einzelnen Gestalten in seiner Darstellung das gemeine Schicksal der abgefallnen Menschheit traf, im Ganzen doch stets eine große, vollkommene und ewige blieb. Denn jene Welt, welche durch Religion geadelt aller Kunst des Alterthums Stoff und Basis blieb, ward nicht gedacht als eine durch Abfall von der Gottheit entartete, wie die mosaische Menschenwelt nach dem Sündenfall; sie stand noch in unmittelbarem Verkehr mit den Göttern, deren Abbild in ihr durch keine allgemeine Schuld befleckt war. Wie nun war es möglich, daß in einer solchen vollkommnen und göttlichen Welt selbst die Tugend einer Antigone zum Verbrechen werden *), die Kindes- und Geschwisterliebe eine Elektra, einen Orest zum Muttermord nöthigen, die königliche Unschuld eines Oedipus in Blutschuld und Blutschande versinken mußte? Diese grausen Widersprüche konnten nur eintreten in einem ausgearteten, mit der Geburt die Sünde fortpflanzenden Geschlecht. Was daher in dem modernen Drama als gemeines Schicksal der sündigen Menschheit dargestellt und durch großartige Gegensätze in furchtbarer Harmonie versinnlicht wird: das ist in der antiken Tragödie die Sündenschuld einzelner Ahnherrn, die fürchterlich in den Geschlechtern forterbt und Unheil aus Unheil, Frevel aus Frevel erzeugt **). Der

---

*) *τὴν δυσσέβειαν εὐσεβοῦσ' ἐκτησάμην.* Sopli. Antig. v. 924.

**) Eine merkwürdige Stelle des Chorgesanges im Agamemnon des Aeschylus (V. 752 ff.) gibt es ausdrück-

Ungehorsam des Laius, der Uebermuth des Tantalus war für ihre Geschlechter genau dasselbe, was nach der christlichen Weltansicht Adams Fall für das ganze Menschengeschlecht. — Daher kommt es, daß dort der Chor alles im Einzelnen Verwirrte und Getrübte wenigstens scheinbar sogleich zurückführen kann auf den ewigen Sphärentanz der Götter- und Heroenwelt, aus dem freilich der Geist der wirklichen Welt, welchen die Tragödie darstellt, herausgetreten ist: während das neuere Trauerspiel nur durch einzelne in die tiefe Nacht des Irdischen einfallende Lichter nach oben zu deuten vermag, wenn es nicht, wie oft bei Calderon, durch allzu absichtlich scheinende und künstlich architektonische Composition die Gestalt einer Theodicee annehmen soll.

Wenn schon durch die Tragödie die Heroenwelt des Epos gleichsam sich selbst entfremdet worden war; so verließ die Komödie den Boden derselben gänzlich, und führte die Götter, welche dort einheimisch waren, in die gegenwärtige Wirklichkeit des Lebens ein; aber nur um sie zu vernichten. Sie vollendete jene Aufgabe des Drama, den Widerspruch darzustellen, in den die Idee sich auflöst, wenn sie in das Endliche und Zeitliche eingeht; denn sie beschäftigte sich nicht bloß

---

lich als unterscheidenden Grundgedanken der Tragödie an, (*δίχα ἄλλων μονόφρων εἰμί*), das Böse und das Misgeschick als aus Bösem erzeugt darzustellen und also einen Sündenfall vorauszusetzen: im Gegensatz der gemeinen Meinung, nach welcher schon ein zu hoher Grad von Glück Unglück aus sich erzeugen mußte.

wie die Tragödie, mit dem auf dem Gebiete des Heroenthums entsprungenen und in die Einzelnheit des menschlichen Selbstbewußtseyns eingehenden Gesetz: sie zog vielmehr die vorher sich selbst gleiche und im ungetrübten Lichte der Idee schwimmende Heroenwelt mit allen ihren Gestalten herab in die Gegenwart; wodurch sie zwar über diese für den Augenblick eine überschwengliche Süßigkeit göttlichen Lebens verbreitete, aber auch den Verfall jener Götterwelt für immer unwiderruflich ankündigte. Der Gesang der Vögel reizt bei Aristophanes *) die Götter zum Einstimmen: und so kann man sagen, daß die strotzende unerschöpfliche Lebensfülle, welche in Athen bis in die tiefste Gemeinheit der Wirklichkeit sich ergossen hatte, endlich den Olymp selber zu sich herabzog und die Götter vermochte, noch einmal unter die Sterblichen sich zu mischen, aber nicht mehr um, wie im heroischen Zeitalter, ein Geschlecht von Halbgöttern auf der Erde zu hinterlassen, sondern um selbst eine Läuterung zu bestehn, und nur nach langer Qual vergeistet und von allem irdischen Stoff gereinigt zum Himmel zurückzukehren.

Die epische und die dramatische Poesie sind gleichsam zwei entgegengesetzte Pole der gesammten Kunst. In jeder von beiden sind alle Künste enthalten: in dem Epos als von ihm ausgehend, in dem Drama als darin eingehend; und sowohl der große Epiker als

*) Aristoph. Av. v. 214 seqq.

Dramatiker muß die ganze Fülle des geistigen Lebens seiner Zeit umfassen. Denn diese beiden Künste haben die Aufgabe, das Verhältniß der Idee zum Endlichen überhaupt darzustellen; während die übrigen nur einseitige Vermittlungen der Gottheit mit dem Irdischen bezwecken. Der Gegensatz aber jener beiden ist am auffallendsten, wenn man sie nach der innern Einheit und Abgeschlossenheit ihrer Werke betrachtet. Das eigentliche, homerische Epos bedarf, wie schon von Andern mit Recht bemerkt worden, keines Schlusses: es kann in's Unendliche fortgesetzt gedacht werden; denn was hindert z. B., daß nicht an die Odyssee die fernern Schicksale des Telemach sich anknüpfen und mit ihr ein und dasselbe Ganze bilden? Eben weil das Epos die gotterfüllte Breite der Welt und des Lebens zu umfassen bestimmt ist, würde ein eigentlich abschließendes Ende diesem Berufe Eintrag thun; es würde scheinen, als habe der Dichter eine einzelne Begebenheit, nicht aber das Menschliche überhaupt besingen wollen; und die durchgeführte Ausfüllung der Zeit, welche wir als den unterscheidenden Charakter jener Dichtung bezeichneten, würde, statt die Universalität derselben zu begründen, nur als eine beengende Pedanterei erscheinen. Die dramatische Dichtkunst hingegen verlangt unter allen Künsten die strengste Abgeschlossenheit ihrer Werke, ja sie allein liefert im vollen Sinne des Worts künstlerische Organismen und Individuen. Denn weder ein Gemälde noch ein lyrisches Gedicht läßt sich

leicht denken, welches nicht einer Zusammenziehung oder einer Erweiterung selbst in ganz fremde Gebiete hin fähig wäre, ohne dadurch von seiner künstlerischen Einheit einzubüßen, noch auch selbst eine Bildsäule, die nicht als Glied in eine Gruppe eintreten, oder, wenn sie schon ein solches ist, aus ihrer bisherigen Gruppe herausgerissen und in eine andre eingefügt werden könnte. Jedes ächte Drama hingegen ist ein Mikrokosmus, der alle fremdartige Zuthaten verschmäht und eben sowenig eine Abreißung seiner Glieder duldet. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Bedeutung der dramatischen Dichtung, welche die Idee als in einem Kampf mit sich selbst begriffen darstellt, dessen Catastrophe, indem diejenige Gestalt der Idee, welche in die Person des Helden verwirklicht ist, sich auflöst oder mit der ihr entgegengesetzten ausgleicht, zugleich der Schluß des Drama's selber ist; der auf keine Weise willkührlich gesetzt oder erfunden werden darf, sondern eben so wie der Tod eines organischen Individuums, durch das natürliche Leben der Idee selbst gegeben ist. Dennoch darf man diese Einheit des dramatischen Dichterwerks keineswegs als eine von Außen entlehnte ansehen, wie die Einheit einer Statue; es gehört dieselbe vielmehr der Kunst selbst eigenthümlich an, weil nur sie der dargestellten Idee sich bewußt ist, und somit das Leben dieser ganz eigentlich aus sich heraus erschafft.

Man könnte die gesammte Kunst einer Pflanze

vergleichen; die Sagenpoesie wäre das Samenkorn, das Epos die Wurzel, die lyrische Poesie der Stamm, die bildenden Künste und die Musik Zweige und Blätter, die dramatische Kunst die Blüthe. Der Roman erweitert das Drama zum Epos; er unternimmt, die im Drama Mensch gewordene Gottheit in den Himmel, von dem sie herabstieg, zurückzuführen; er gleichet also der Frucht. Mit ihm beginnt die Kunst, die ihren Kreislauf vollendet hat, ihr zweites Weltalter.

Hiemit ist der Uebergang gemacht zu derjenigen Betrachtung, welche nach der Bestimmung des Verhältnisses der epischen Poesie zu den übrigen Kunstgattungen überhaupt und insbesondre in der Gestalt, in der sie bei den Griechen auftraten, nun zunächst noch uns obliegt, und welche das Verhältniß des homerischen Epos zu andern epischen Dichtungen andrer Zeiten und Völker betrifft. Es stehen aber alle jene Dichtungen in der Mitte zwischen dem eigentlichen oder homerischen Epos und dem Roman. Von jenem trennt sie ein höchst bemerkenswerther Unterschied der Form, welcher zugleich ein wahrer Unterschied des Wesens ist; der Mangel jener chronologischen Stetigkeit, durch welche Homer sein Gedicht so allumfassend und zugleich so vollkommen objektiv zu machen wußte. Denn alle epischen Werke sowohl des Mittelalters (die Dichtungen der Araber und Perser mit eingeschlossen) als auch der neuern Zeiten (die absichtlichen Nachahmungen des Homer ausgenommen, welche in der Geschichte

der Kunst kaum eine selbstständige Rolle spielen) greifen willkührlich einzelne Hauptmomente auf aus der chronologischen Folge der Begebenheiten, und tragen diese mit der größten subjektiven Freiheit vor, ohne irgend einen Gedanken an Stetigkeit der Zeit. Der Unterschied ist derselbe, wie der bekannte des antiken und des modernen Drama, von denen das erstere eine Einheit der Zeit und des Orts zu beobachten pflegt, an die das letztre sich nicht bindet: doch hat diese dramatische Einheit oder vielmehr Stetigkeit der Zeit nicht die volle Bedeutung der epischen, weil das Drama auf jene Universalität des Epos, welche in die Breite des menschlichen Daseyns sich erstreckt, keinen Anspruch macht. Von jener Ungebundenheit aber der modernen Behandlungsweise macht nur Ein Epos eine Ausnahme, die unstreitig eine höchst merkwürdige ist; nämlich das Gedicht des Dante, welches überhaupt einzig ist in seiner Art und (wie wir schon einmal flüchtig andeuteten, den vollständigsten Gegensatz in der ganzen neuern Kunst zu dem homerischen Gesange darbietet. Auch Dante läßt Alles, was er in der Hölle, im Fegefeuer und in den himmlischen Räumen erblickt, in ununterbrochner Zeitreihe an sich vorübergehen: er thut dieß, um die Einheit und Unzertrennlichkeit des Göttlichen, wie dieses sich der Anschauung darstellt, zu versinnlichen: aber eben hier zeigt sich deutlicher als fast irgendwo der Gegensatz zwischen antiker und moderner Poesie; denn Homer gelangt zu dieser Stetigkeit durch die

vollkommenste Objektivität und Selbstentäußerung, indem er nur, was geschehn ist, erzählt, ohne irgend eine offenbare Wahl oder andre Beziehung auf sich den Erzählenden; Dante hingegen durch die ganz subjektive Haltung seines Gedichts, indem er die Unendlichkeit der überirdischen und unterirdischen Sphären um seine Person versammelt. Damit hängt der zweite Gegensatz eng zusammen, daß Homer nur die Welt selbst mit allem, was sie enthält und was in ihr sich ereignet, besingt, und selbst das Außerweltliche auf ihren Boden versetzt; Dante aber die Gegenstände seines Gesanges über die Welt der Wirklichkeit hinaus verlegen muß, weil ja auch das Christenthum, welches die Seele seines Werkes ist, nicht von dieser Welt war. Obgleich daher die Schöpfung dieses Dichters für das wahre Epos des Christenthums gelten muß und als solches dem homerischen kühn gegenübertreten darf (wie denn auch Dante mit vollem Rechte von sich selbst verkündigt, daß er nicht ohne höhere Erleuchtung und himmlische Führung jene gewaltige Bahn durchwandert sey), und obgleich die Darstellung des christlichen Geisterreichs innerhalb der Sphäre der künstlerischen Unmittelbarkeit durch diesen einen, im vollen Sinne des Worts katholischen Dichter eben so vollkommen für alle Zeiten erschöpft ist, wie durch Homer die unmittelbare, epische Darstellung der griechischen Götterwelt in ihrem Ansichseyn, dem Heroenthum: so bildet dennoch jene Dichtung nicht einen gleich universellen Ausgangspunkt

für die christliche Kunst, wie das homerische Epos für die hellenische; es ist ein solcher für jene überhaupt undenkbar, weil das Christenthum selbst über die Sphäre der Unmittelbarkeit erhaben ist, und nur für das subjektive Bewußtseyn der Völker die es zu den Trägern seines Reichs bestimmt hatte, in jenem Zeitalter diese ihm eigentlich fremde Gestalt annehmen mußte; so wie es in der Geschichte nur durch die Anknüpfung des kirchlichen Vereins an die Subjektivität eines Monarchen, des Pabstes, als eine ansichseyende geistige Substanz dargestellt werden konnte. — Auch der Name der göttlichen Komödie ist übrigens ein höchst sinnreicher Ausdruck für jene große Dichtung; denn wenn die griechische Komödie die Götterwelt der Kunst in den Schlamm der irdischen Gemeinheit und Frevelhaftigkeit herabgezogen hatte, so führte sie Dante in seiner Hölle durch diesen vollends hindurch, vollbrachte die begonnene Läuterung und setzte sie wieder ein in ihre alte Würde und Herrlichkeit.

Die Dichtkunst der neuern europäischen Völker beginnt da, wo jene der Griechen ihr letztes und höchstes Ziel erreicht hatte; denn wie das Gedicht des Dante an die alte Komödie, so reiht der volksthümliche germanische Heldengesang an die Tragödie sich an, durch das tragische Schicksal, welches in seinen Schöpfungen waltet. Auch die Völker Germaniens hatten eine ideale Heroenzeit, aber ihre Götter waren durch das Christenthum vernichtet worden. In unmittelbare Be-

ziehung konnte der Gott der Christen zu jenen Heroen nicht gebracht werden, nur aus dunkler Ferne waltet er über sie als richtendes und ihre Herrlichkeit durch sie selbst zerstörendes Schicksal. Das Lied der Nibelungen ist daher nicht rein-episch, sondern es nähert sich der Tragödie. Es besingt eine Heroenwelt, aber eine zertrümmerte. Doch ist es kein Drama, weil es nicht aus dem entwickelten Selbstbewußtseyn hervorging. Die griechische Götterwelt wurde zuerst zerstört durch das philosophische Selbstbewußtseyn, die nordische durch das Christenthum. Deswegen wurden dort die von ihren Göttern verlassnen Heroen selbstständige dramatische Personen, hier blieben sie dem nur gläubig betrachtenden Dichter zwar im Leben epische Helden, wurden aber in ihrem Untergange zu tragischen verklärt. Dieser tiefe Ernst lag zwar als Keim schon vom ersten Ursprung an in der nordischen Sage; seine wahre Bedeutung aber erhielt er erst durch das Fortleben jener Sagenwelt in der christlichen Zeit, weshalb denn die deutsche Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts die einzig vollendete, wahrhaft ewige Darstellung derselben ist. Sie verhält sich zu dem homerischen Gedicht, wie zu einer reichen, unendlich mannigfaltigen Landschaft ein Eichen- und Föhrenwald. Ihre großartige, erhabene Einfachheit enthielt nicht die Keime andrer Künste in sich, ja kaum Beziehungen und Verwandtschaften zu diesen: erst ein Zeitalter, welches das Bedürfniß fühlte, aus der Verwirrung der zahllosen,

sich gegenseitig widersprechenden Denk- und Handlungsweisen sich zu sammeln und in dem reinen, urkräftigen Aether altgermanischen Heldengeistes zum ernsten Kampfe Kraft zu gewinnen, zog sie wieder an den Tag der lebendigen Kunstanschauung hervor, um in einer neuen Periode deutscher Kunst und Bildung als Alpengletscher über den reichen und lachenden Thalebnen der übrigen Künste zu schweben und aus ihrem Busen diese zu wässern.

Weniger tief und bedeutungsschwer als der altdeutsche Heldengesang, aber desto mannigfaltiger in seinen Arten und Gestaltungen ist das romantische Epos. Gleicht das epische Gedicht der Griechen einem klaren, azurblauen Tageshimmel, die griechische Lyrik aber einer sternenhellen Nacht, so verhält die romantische Poesie, welche epische und lyrische Elemente vereinigt, sich zu beiden wie ein in wundervolle Gestalten gebrochener und im buntesten Farbenspiel beleuchteter Wolkenhimmel. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Gattungen derselben einzeln durchzugehn; die Mannigfaltigkeit der Formen, in der dieses Epos allmählig dem Roman sich nähert, ist unübersehbar groß; und der sinnig- und sinnlich-kecke Dekamerone gehört so gut hieher, wie die empfindsamen Gesänge vom Tristan oder wie die in Edelsteinen und im Purpur des Morgenroths glänzende Schirin; die Heldensinn, Stolz und Ehre athmenden Romanzen vom Cid, wie der allegorisch-mystische Percival und Titurel oder die Welt des

bilderreichen Scherzes, das Gedicht des Arioſt. Denn alle dieſe Dichtungen führen uns Geſtalten vor, deren Werth und poetiſche Bedeutung in ihrem unmittelbaren Seyn liegt, nicht in dem Begriff, der die Seele des Drama's iſt, und auf dem auch der eigentliche Roman wie auf einer Baſis ruht. Weil ſie aber ſämmtlich jener homeriſchen Univerſalität der Weltanſchauung entbehren, ſo bedürfen ſie eines begrenzten Elements, um die Herrlichkeit, welche ſie beſingen wollen, darin einzubilden: und dieſes Element iſt entweder der Charakter oder die Situation. Wie man daher zwei Gattungen des Luſtſpiels dieſem doppelten Elemente gemäß hat unterſcheiden wollen, ſo könnte man mit weit größerem Rechte das romantiſche Epos in zwei Hauptklaſſen theilen, in deren einer der Charakter herrſchen würde, in der andern die Situation. Schon im Orient, wo das romantiſche Epos früher noch als im Abendlande entſtand, finden wir beide Gattungen getrennt: die erſtere wird durch den Schahnameh des Firduſi, die letztere durch das Mährchenbuch von tauſend und einer Nacht repräſentirt. In der Literatur des Abendlandes gebührt dem Boccaccio das ſeiner Würde nach gar nicht genug anerkannte Verdienſt, die Situation und Intrigue als poetiſches Element geſchaffen zu haben: welche er dadurch innerhalb der Sphäre des unmittelbaren Seyns hält, daß er ſie als Qualität, als Art und Weiſe oder Modus des Einen ſubſtantiellen Seyns darſtellt, welches bei ihm als die Geſchlechts-

liebe erscheint. Denn selbst das Allgemeinste, die Substanz oder das Weltwesen, welches den alleinigen Stoff und die Seele seiner Dichtung ausmacht, ist dem modernen Epiker schon ein Besonderes und subjektiv Begränztes, eben weil, wie wir zuvor beim Dante bemerkten, der Geist der modernen Welt schon in seiner ersten Anlage über die epische Unmittelbarkeit hinausgeht und eine vollendete Universalität erst in dem Reiche des Begriffs gewinnen kann. Darum ist auch jenes Unendliche und Ueberschwängliche, welches den Hintergrund und Träger nicht nur, sondern die wahrhafte und einzige poetische Substanz der orientalischen Mährchen und in ähnlichem Sinn der mystischen und allegorischen Gedichte des Abendlandes bildet, keineswegs das universelle und in sich vollendete Weltwesen der homerischen Gedichte, sondern ein Gestaltloses und Außerweltliches, nur Geahndetes. Am leichtesten erkennbar aber ist diese Eigenschaft des modernen Epos an derjenigen Klasse desselben, deren Inhalt Darstellung des Charakters ist; denn so sehr sich diese stets bestreben mußte, möglichst universelle und großartig-ideale Charaktere aufzufassen (wovon besonders Cid und Tristan zwei glänzende Beispiele sind), so unumgänglich war es, daß ein Gedicht, welches die Herrlichkeit und Größe der Welt auf dem Haupt Eines Menschen zu vereinigen trachtete, von dieser nur eine einseitige Ansicht festhielt. Es ward hiedurch selbst ein Conflikt dieses epischen Charakters mit der gleichfalls nicht ideen-

losen Außenwelt herbeigeführt und so diese Dichtung in gleichem Maße dem Drama und dem Roman genähert, wie die andere Gattung des romantischen Epos durch die Erweiterung der Situationen und Intrigue und ihre Annäherung an die Tiefe des Begriffs. — Ueber den eigentlichen Roman ausführlicher zu sprechen, müssen wir uns für jetzt enthalten, da wir schon zu weit von dem nächsten Ziel unsrer Betrachtungen uns entfernt haben; von der Herrschaft des Begriffs und des vollendeten Selbstbewußtseyns, die wir als den Charakter dieser Dichtungsart bezeichneten, gibt schon der Umstand Zeugniß, daß er eine geordnete bürgerliche Gesellschaft voraussetzt (wie dieß vor Allen die beiden größten Werke dieser Gattung, die wir bis jetzt besitzen: Don Quixote und Wilhelm Meister, beweisen); dahingegen das Epos, wie wir bald deutlicher sehn werden, einem einfachen Naturzustande angehört, das Drama aber zwar erst zu einer Zeit, wo der Begriff in dem Staate bereits herrschend ist, zu entstehen pflegt, aber seinen Inhalt in eine Periode des Werdens und des Conflictes der Elemente, aus deren chemischer Durchdringung und teleologischer Umschaffung der vollendete Staat hervorgeht, zurückzuverlegen liebt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung jetzt zurück zur Betrachtung der poetischen Composition der homerischen Gedichte, so drängt sich uns sogleich die Bemerkung auf, daß, wie wir das Wesen und die Natur der Dichtungsarten und Kunstgattungen zu verstehen

nicht vermochten, ohne auf die Entfaltung und welthistorische Entwicklnng des Menschengeistes einen Blick zu werfen, als deren Resultate und Denkmale jene mit Recht gelten dürfen; ebenso jedes einzelnen größeren Kunstwerks eigenthümlicher Charakter auf der Geschichte und den besondern Begebenheiten und Zuständen der Zeit beruht, aus der es hervorging: daher uns das Verständniß des erstern nur dann aufgehn wird, wenn wir ihn in Verbindung mit den letztern betrachten. Auch bei diesen Untersuchungen aber müssen wir uns die Aussicht auf andre, durch Zeit und Gattung getrennte Dichterwerke offen erhalten; denn da die Weise, wie das wirkliche Leben und seine Begebenheiten und Interessen sich zur Kunst nnd zur Darstellung gestalten, in allen Zeitaltern und unter allen Völkern im Wesentlichen dieselbe ist, so gibt nicht selten ein vergleichender Blick auf diese uns tiefere Aufschlüsse über die Composition eines bestimmten Kunstwerks und dessen Verhältniß zur Geschichte seiner Zeit, als es die sorgfältigste Durchforschung des einzelnen Gegebnen nicht vermöchte.

Die homerische Poesie war ein Erzeugniß jener großen Völkerwanderung griechischer Stämme, welche an die Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes sich anreihte. Sie ging hervor unter dem beweglichsten, zum Wandern und zur Kolonienstiftung geneigtesten Stamme der Griechen, unter den Joniern, zu jener Zeit, als sie anfingen, an Asiens Küsten und auf den

Inseln, die zwischen Kleinasien und Griechenland in der Mitte liegen, sich zu verbreiten und feste Wohnsitze daselbst einzunehmen. Was war natürlicher, als daß ihr Stoff einestheils eine That der Vorzeit werden mußte, die gleichsam als das Vorspiel jener Wanderung der Hellenen nach Asien, als die vorläufig ausgesprochene Idee des dem hellenischen Volke inwohnenden Verbreitungs- und Eroberungsgeistes gelten konnte; andrerseits aber solche Begebenheiten, welche die Sehnsucht nach der Heimath und das Streben aussprachen, nach vollbrachten gewaltigen Thaten und nach überstandnen Irrsalen und Mühseligkeiten ein sichres friedliches Leben und festes Bestehn zu gewinnen? Denn unter künstlerischen und literarischen Nationen erzeugt jede große Begebenheit ein geistiges Abbild, gleichsam ihren Genius oder Ferver, der aber, wie es im Gegensatz zu dem Wirklichen und Faktischen dem Geiste gebührt, als das Erste, das Höhere erscheint und darum in der Vorzeit des Volkes seine Heimath zu wählen liebt. So verhält das Geschichtswerk des Herodotus sich eben so zu den Perserkriegen, wie der Gesang des Homer zu der ionischen Wanderung, der Geschichtschreiber mit historischem Sinn und künstlerischem Geist in die Vergangenheit zurückblickend macht es zur Aufgabe des ältesten historischen Kunstwerks, die Kriege der Europäer mit den Bewohnern Asiens zu erzählen und das Verhältniß des Orients zu Europa darzustellen. Auf ähnliche Art gaben die Züge Alexanders

des Großen Anlaß zur erneuerten Feier der Züge des Bacchus aus Griechenland nach Indien und aus Indien nach Griechenland (Erinnerungen aus der frühsten Geschichte alter Religionen); die Sagen der germanischen Völker wurden zur Zeit ihrer großen Wanderung dahin umgestaltet, daß die Helden der Urzeit um solche Güter kämpfend erschienen, welche entweder die nämlichen, oder der symbolische Ausdruck von jenen waren, nach denen in der That die Völker in jenen gewaltigen Zeiten rangen; die Kreuzzüge des Mittelalters und der Conflikt zwischen Königsherrschaft und ritterlicher Adelsfreiheit erzeugten die Gesänge von Karl dem Großen und seinen Paladinen, wie auch von den Rittern der Tafelrunde und dem heiligen Gral; das Lied von Chrimhildens Rache aber und von dem grausen Untergang der Burgunder in dem Lande des Etzel verdankt vielleicht den ihm gleichzeitigen Schicksalen der deutschen Krieger in Italien seinen Ursprung; so wie das Gedicht des Dante den Kampf geistlicher und weltlicher Herrschaft.

So entspricht also die von Alten und Neuern durchgängig angenommene Meinung über Zeit und Ort des Ursprungs der homerischen Gedichte gleich auf den ersten Anblick den allgemeineren Ansichten, die über das Verhältniß des epischen Dichterwerks zum Charakter seiner Zeit die Geschichte selbst uns an die Hand gibt

Nichts desto weniger ist vor Kurzem eine Kritik hervorgetreten, welche jene Meinungen auf ähnliche Art,

wenn auch mit minderm Ruhme der Gründlichkeit in Zweifel zieht, wie die Wolfische Kritik das Daseyn des Dichters selbst in Zweifel gezogen hatte. Wir werden es ihr Dank wissen, wenn auch diese Skepsis eine lebendigere Anschauung des Wahren herbeiführt, so wie durch jene zu einer richtigern und allseitigern Auffassung der homerischen Gedichte selbst der Weg gebahnt worden war. Was übrigens aber auch von dem Werth der Hypothesen, deren Gültigkeit wir hier zu untersuchen haben, zu halten seyn mag; so bleibt dem Verfasser der Ideen über Homer und sein Zeitalter das Lob, mit Gemüth das griechische Alterthum angeschaut und diejenigen Seiten seiner Betrachtung, die uns, weil sie die wesentlichen sind, am meisten interessiren müssen, hervorgekehrt zu haben: welches unstreitig ein größeres Verdienst ist, als die ideenlose Gelehrsamkeit und die unverschämte Hypothesenwuth vieler Alterthumsforscher je sich erwerben kann.

Man findet es zuerst bedenklich, daß Homer unter einem griechischen Stamme soll aufgetreten seyn, dessen Vorfahren wenig Theil genommen hatten an den Thaten, die der Dichter besang, und auf den kein Ruhm davon übergegangen war. Dieser Einwurf zeigt von Misverständniß des Wesens der epischen Dichtung, die keineswegs dem Preiß einzelner Menschen oder Stämme gewidmet ist. Die lyrische Dichtung wohl geht von dem Einzelnen aus und erhebt dieses in's Allgemeine, wie die inwohnende organische Triebkraft des Keims

die Pflanze aus der Erdscholle empor und der Sonne entgegentreibt; die epische Poesie aber ist vielmehr der Kraft des Lichtes vergleichbar, welches alle Gewächse und organische Gebilde ohne Unterschied umstrahlt und bildend fördert; wie auch Gott seine Sonne leuchten läßt über Böse und Gute, und den Regen fallen über Gerechte und Ungerechte. Hellenisches Nationalgut war das Epos, nicht ausschließendes Eigenthum besondrer Stämme; darum wählte es zu hausen unter jenem Volksstamme, der thaten- und ruhmloser als die andern, aber an Empfänglichkeit und Geistesbildung sie übertreffend, und durch seine mannigfaltigen Wanderungen und Verbreitungen, wie durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er fremden Geschlechtern Aufnahme in die eigne Mitte und Theil an seiner Gemeinschaft zugestand, den verschiedensten Ländern und Völkern Griechenlands gleich fern und gleich nahe, den Geist der Nation am reinsten und am allseitigsten bewahrte und die heroische Vorzeit Aller am vollständigsten kannte, und am unpartheiischsten zu würdigen wußte. Nur so konnte die epische Poesie ein Pantheon werden aller Stammheroen und Volksgeister; nur so war sie fähig, Grundlage hellenischer Kunst und Geistesbildung für alle folgende Zeiten zu bleiben. Denn die griechische Poesie bewährt auch dadurch ihren höhern, über Zeit und Lebensverhältnisse erhabenen Geist, daß sie nie den einseitigen Gesinnungen eines besondern Stammes oder Staates huldigte. Aus keinem hellenischen Dichter-

werke weht im Geist der Feindseligkeit oder der Verachtung andrer hellenischer Stämme: wie in dem Lande Elis, dem heiligen Schauplatze der olympischen Spiele, mußte auf dem Gebiete der Kunst der Haß sich verbergen und das Kriegsgetümmel verstummen; und was im Leben getrennt und feindlich sich gegenüberstand, fand in diesem göttlichen Heiligthum zu ewiger Eintracht und Harmonie in melodischem Rhythmus sich vereinigt. Hatte die epische Poesie alle, auch die kleinsten Völkerschaften und Stämme Griechenlands mit gleicher Unpartheilichkeit und Liebe gepriesen und verherrlicht; so lag es der lyrischen Dichtung zwar zunächst ob, in ihren einzelnen Gesängen bestimmte und einzelne Stämme und deren lebende und abgeschiedne Helden zu besingen; gleichsam aus dem alles aufnehmenden Haine des olympischen Zeus (mit dem man das Epos vergleichen könnte) Kränze zu winden *) für die Tugenden Einzelner: aber sie that dieß, ohne jemals andre dabei in Schatten zu stellen oder verachtende Seitenblicke umher zu werfen; vielmehr mit stets freiem Blick über die ganze hellenische Welt wie auf Morgenwolken schwebend, und „dem Geier gleich" auf jede sangeswerthe Beute, gleichviel wo sie sich zeigte, herabstürzend. Die dramatische Dichtkunst aber, obgleich einheimisches Nationalgut der Athener und in einigen ihrer edelsten Werke die Vaterstadt aus den tiefsinnigen

---

*) Pind. Ol. III. p. 30 seq.

Ahndungen der Sagenwelt verherrlichend, wählte sich dennoch ihre Helden ohne Unterschied aus allen Völkern Griechenlands, und machte sich es in der ältern Komödie sogar zum Hauptgeschäft, die politische Selbstigkeit des atheniſchen Staats, und seine Entfernung von dem ächten, urväterlichen Griechenthum zu züchtigen. — Diese rühmliche Eigenschaft helleniſcher Kunst, welche man bei oberflächlicher Betrachtung leicht übersieht, erscheint in einem noch hellern Lichte, wenn man mit ihr die Dichtungen andrer alten Völker, z. B. der Hindus, der Araber u. s. w. vergleicht, welche voll sind von Nationalhaß und Stammfeindseligkeiten; wie denn selbst die hebräische Poesie, obgleich einzig gewidmet der Verherrlichung des gemeinschaftlichen Nationalgottes, sich nicht frei davon erhielt *). — Daß aber jener geistige Charakter der Unabhängigkeit von den Beschränkungen der Stammesindividualität bei den Griechen der frühern Zeit zugleich durch das wirkliche Daseyn eines besondern Stammes ausgedrückt seyn mußte, welcher bei seiner Universalität gleichsam als der Träger dieses Charakters erscheint: dieß erkennt eine tiefere philosophische Betrachtung als nothwendige Folge jener Stufe der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit alles Seyns, auf der die epische Poesie nicht nur, sondern ihr ganzes Zeitalter steht, und auf welcher alle idealen Momente zugleich als reale Besonderheiten erscheinen. Nicht

*) Siehe z. B. den sonst so herrlichen Siegesgesang der Debora.

weniger durch höhere Nothwendigkeit begründet ist es, daß eben dieser Stamm zugleich die Grundlage, den an sich seyenden Anfang zu jenem Staate bildete, in welchem zu späterer Zeit die Breite der hellenischen Nationalität gewissermaßen zusammenging oder einen tiefliegenden Mittelpunkt fand; welchem Staate als dem allein vollkommen selbstbewußten und wahrhaft für sich seyenden die dramatische Poesie angehört.

Eben so wenig, wie an der Ruhmlosigkeit des ionischen Stammes, darf man an dem Ruhme des trojanischen Reiches Anstoß nehmen, noch sich dadurch zu der doppelten (und also einen Ueberfluß enthaltenden) Behauptung verleiten lassen, der Dichter habe sowohl historische Wirklichkeit dabei vor Augen, als auch ein persönliches Interesse gehabt, wenn er Troja und dessen Helden in so günstigem Lichte zu zeigen bemüht war. Denn auch der rauhe Weltstürmer Attila erscheint ja im Nibelungenlied und im Heldenbuch als ein edler, sanfter und gerechter König; weshalb man denn mit gleichem Rechte den Satz aufstellen könnte, der Hunnenkönig nicht nur müsse dieses Lob in der That verdient haben, sondern auch der Dichter der Nibelungen selbst ein Hunne gewesen seyn. Was nun zuvörderst die Person des Homer betrifft, so war die Ueberzeugung, daß dieser ein asiatischer Jonier gewesen, und also erst nach der dorisch-ionischen Wanderung gelebt habe, so allgemein und fast ohne Widerrede bei den Alten angenommen, und wird zugleich nicht nur, wie

wir so eben zeigten, durch den poetischen Charakter, sondern auch durch die Sprache*) des Dichters so entschieden bestätigt, daß es kaum noch andrer Beweismittel bedürfte, um jeden Zweifel daran niederzuschlagen. Es ist aber anziehend und lehrreich, in den homerischen Gedichten selbst die Spuren aufzusuchen, welche auf die persönlichen und Zeitverhältnisse des Dichters hindeuten: ja wir können auf diesem Wege selbst manchen tiefern Blick in die Kunst und Komposition des Dichters gewinnen. Außer der schon von Andern auf die Begebenheiten der Heraklidenwanderung bezogenen Aeußerung der Juno im vierten Gesange der Ilias: sie sey bereit, wenn Zeus in Ilions Zerstörung willigen wolle, dagegen ihre drei geliebtesten Städte, Sparta, Argos und Mycen seinem Zorn preißzugeben; mache ich hier nur noch auf Einen Umstand aufmerksam, der

---

*) Es pflegten zwar schon die Alten vorzugeben, Homer rede nicht einen besondern Dialekt, sondern eine aus allen Dialekten gemischte Sprache; und nicht nur Aeolismen, welches leicht zugegeben werden kann, sondern selbst Dorismen will man in ihm finden. Dio Chrysost. Or. XI, p. 315 ed. Reisk. Plut. vit. et poes. Hom. c. 9. Plutarch gibt einige Redensarten, die als Beispiel der letzteren dienen sollen, namentlich an: allein es bestehen dieselben nur aus elliptischen Abkürzungen, welche nicht in diesen einzelnen Fällen der dorischen Mundart angehörten, sondern nur deswegen Dorismen genannt werden, weil die Dorier sich überhaupt häufiger als andre Griechen, der Ellipse zu bedienen pflegten. Betrachten wir aber das Verhältniß des Jonismns zum Aeolismus im Homer, so erscheint der erstere durchgehends als die Grundlage, das Wesentliche; der letztere als das Aufgetragene, die Accidenz.

als Wink für ähnliche Betrachtungsweisen dienen mag. Die große Auszeichnung, mit der Homer den Ruhm des Nestor feiert, scheint den Zweck gehabt zu haben, die Söhne und Nachkommen des Kodrus *) dadurch zu ehren, unter deren Anführung und Königsherrschaft die Jonier ihre Sitze in Kleinasien eingenommen hatten, und die bekanntlich von dem pylischen Königsgeschlechte abstammten. Denn gar zu auffallend ist es, wie Nestor allenthalben als der treueste und weiseste Berather, als die festeste Stütze der Achäer gepriesen wird, da man doch meinen sollte, auch die andern vor Troja kämpfenden Helden haben Umsicht und Weisheit genug besessen, um den Rath eines alten Mannes, der zum Kampf schon zu schwach war, entbehrlich zu machen **). Wie passend aber und wie fein zugleich eine solche Anspielung war, entgeht wohl Niemanden;

---

*) An dem historischen Daseyn der Söhne des Kodrus scheint mir die Umständlichkeit und der weder poetische noch mythische Charakter der Nachrichten des Pausanias (Achaic. c. 2 — 4) keinen Zweifel zu gestatten.

**) Man könnte gegen die hier aufgestellte Vermuthung einwenden, daß Nestor auch in den cyklischen Gedichten, welche bekanntlich die alte Sage treu wiedergegeben haben sollen, eine bedeutende Rolle spiele (er selbst vornehmlich in dem cyprischen Gesange, sein Sohn Antilochus aber in der Aethiopis): weshalb die Auszeichnung seines Charakters und Wirkens vielmehr der Sage, als dem Dichter anzugehören scheine. Nichtsdestoweniger ist mir as letztere wahrscheinlicher: denn die Cykliker haben überall offenbar den Homer vor Augen; und Nestor ist in dem cyprischen Gedichte nichts als eine Hülfsperson, welcher es übertragen ist, Begebenheiten aus der Vorzeit zu erzählen, welche der Dichter die Absicht hatte in sein Ge-

zumal wenn man zugleich bemerkt, wie die bereits alternde und dem Republikanismus weichende, aber noch immer sehr geehrte Königsmacht sich zu dem politischen Leben der Zeit des Dichters gerade ebenso verhält, wie Nestor zu den Helden des trojanischen Kriegs. — Daß aber die politischen und geographischen Verhältnisse, die in dem Gedicht geschildert sind, ganz andre seyn müssen, als die dem Dichter gleichzeitigen, dieß sieht man deutlich aus der Freiheit und Genialität, mit welcher der Dichter sich in ihnen bewegt; denn die gegenwärtige Wirklichkeit ist ein ungünstiges Element für den epischen Dichter, welcher die Gesammtheit des Menschlichen in der Idee zu umfassen strebt; und zu allen Zeiten, auch den von eigentlicher Wissenschaft ganz entfernten, hat die ächte Kunstpoesie die Freiheit besessen, von dem Zufälligen und Besonderen ihrer Gegenwart und Umgebung abzusehn und in ein vergangenes Zeitalter das Gemüth ihrer Hörer einzuführen.

Zweifeln wir aber nicht mehr an der Gewißheit dessen, was über das Vaterland und die Zeit des Dichters berichtet wird, so verliert die Frage nach der Herkunft und dem historischen Charakter des trojanischen Reiches ihr unmittelbares Interesse für das Verständ-

---

dicht einzuschalten. War aber auch Nestor, was nicht geläugnet werden soll, schon eine bedeutende mythische Person, so konnte Homer ebensowohl durch die Auswahl und Entwicklung mythischer Andeutungen seinen Königen schmeicheln, wie später ganz auf dieselbe Art Aeschylus und Sophokles dem athenischen Volke.

niß der Dichtung und ihres Verhältnisses zu der Persönlichkeit des Dichters. Denn daß dieser nicht historische Treue bei seiner Erzählung beabsichtigt haben kann, nöthigen uns dieselben Gründe einzugestehn, aus welchen wir so eben die Meinung verwerfen mußten, als habe Homer die politischen und historischen Verhältnisse seiner eignen Zeit abgeschildert; wenn es auch nicht der ganze Charakter der griechischen Sagenwelt hinreichend bewiese, daß wir auf diesem Gebiet unverhüllte historische Thatsachen anzutreffen nicht erwarten dürfen. Anstatt daher zu fragen, ob die Trojaner wirklich Ein und dasselbe Volk mit den Griechen, oder ein verschiedenes gewesen seyen; haben wir vielmehr zu untersuchen, ob Homer sich dieselben als Griechen oder als Nichtgriechen gedacht, und welche künstlerischen Zwecke er bei der Auffassung der Sage, die von ihnen erzählte, verfolgt habe. Hier nun kommt uns zuvörderst die Bemerkung entgegen, welche zu jenen Zweifeln vornehmlich Anlaß gegeben hat, daß Homer den Trojanern wo nicht gebildetere, doch mildere und sanftere Sitten zuzuschreiben scheint, als den sie bekriegenden Hellenen; daß er vorzüglich die friedlichen und sanften Tugenden ihrer Helden, namentlich des Hektor, hervorzuheben liebt. Der Grund dieser Erscheinung, die man nicht wegleugnen darf, da sie in dem Ganzen der Dichtung eben so entschieden hervorleuchtet als in den einzelnen Stellen, die man zu ihrer Unterstützung beibringt und die großentheils aus den unächten Büchern

der Ilias entlehnt sind: ist zu suchen theils in der Anlage und Composition der Dichtung, theils in dem Geiste der Sage, die von dem trojanischen Krieg berichtete. Es ist aber einer jeden wahrhaft genialen und von universellem Geist belebten Dichtung, die ein kriegerisches Heldenalter ihrer Nation besingt, die Neigung eingepflanzt, zur Ergänzung und Vervollständigung der dargestellten Welt und zur Hervorbringung des poetischen Contrastes eine Welt der Freude und des Genusses im Hintergrunde zu zeigen, und am liebsten die entgegenstehende Nation als eine sanfte, gebildete und friedliche zu schildern. Einem Bedürfnisse dieser Art haben auch die Gleichnisse der Ilias ihren Ursprung zu danken, welche fast durchgängig von Gegenständen des Hirtenlebens und der Landwirthschaft hergenommen sind; und die uns zugleich beweisen können, daß Homer die Thaten des Kriegs vor friedlichen Völkern besang, und ihrer Anschauung sie durch Anknüpfung an Bilder, die ihrer Lebensart geläufiger waren, näher zu bringen beabsichtigte: gleichwie der Mond, ein der Erde verwandter und von ihr abhängiger Körper, die Strahlen der Sonne auffängt und sie gemildert der Erde zurückgibt, auf der sie durch ihn gleichsam erst recht heimisch werden. Nichts ist dagegen unbegründeter und irriger als die Meinung, die Ilias sey für Krieger und Helden gedichtet worden: da es doch eine bekannte Wahrneh- ist, daß Niemand lieber von Krieg und Kriegsgeschrei zu hören pflegt, als wer in alltäglicher Wiederkehr fried-

licher Geschäfte sich der ungestörten Ruhe zu Hause freut. Darum ist es umsonst nach andern historischen Gründen mühsam umherzusuchen, weshalb in dem Heere der Achäer kein Sänger auftritt, wohl aber in den Gelagen der Freier der Penelope und der Phäaken; und wie es komme, daß Achilles sowohl als der weichliche Paris in seinen Gemächern die Leier zur Hand nimmt, aber sie wegwirft, wenn er zum Kampf ausschreitet. Wenn aber Kalliope von Hesiodus die Begleiterin der Könige genannt wird, so darf man sie dadurch keineswegs den friedlichen Gefilden des Landlebens entrückt meinen; denn auch Könige beschäftigten sich mit Viehzucht und Landwirthschaft: und eben so wenig wird uns die Betrachtung stören können, daß die Ilias wahrscheinlich durch die ionische Kolonienstiftung unmittelbar veranlaßt ward; denn nach kurzem Kampf mit den einheimischen Küstenvölkern kehrten die Ansiedler wieder der gewohnten Lebensart zu, für die der herrliche Himmel jenes Landes einen so reizenden Schauplatz darbot. — Konnte aber dasselbe Bedürfniß des poetischen Contrastes verbunden mit politisch-mythischen Ideen, die jene Dichtungen durchdrangen, in den Epopöen des Mittelalters die unhistorischen Gestalten eines König Etzel und eines in der Mitte seiner Palatine thatenlos ruhenden Kaiser Karl hervorrufen: so trafen bei der homerischen Dichtung noch mehrere Umstände zusammen, um vereinigt jenes Bild des troischen Volkes hervorgehn zu lassen, welches wir in der Ilias vor

uns sehen. Die Vaterlandsliebe des Hektor, die Homer selbst mit so viel Vorliebe und Wohlgefallen schildert, drückt die Liebe jener griechischen Stämme, unter denen sie gepriesen wurde, zu ihrem neuen Vaterlande aus. Denn so wie die spätern dorischen Bewohner des Peloponneses den Ruhm der alten achäischen Helden als ihrer Landsleute sich zuzueignen nicht verschmähten, und Herakles, Aeakus, die Tyndariden, einer Verehrung unter ihnen genossen, wie keiner ihrer eignen Vorfahren: so zog auch der Dichter der Ilias den Ruhm der alten Landesbewohner auf die Ankömmlinge herüber und besang ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe zugleich mit dem Preiß hellenischer Heroen *). — Ganz vorzüglich aber wirkte zur Ent-

*) Auch unabhängig von Niederlassungen, die den Ruhm früherer Helden sich zuzueignen zu berechtigen scheinen, zeigen kriegerische Völker, die zugleich poetischen Geist besitzen, fast durchgängig eine Neigung, fremde Helden und Könige zu besingen, und insbesondre dieselben als milde und weise Herrscher zu preisen, während in den eignen Heroen des Volks mehr eine rauhe und wilde Tapferkeit erscheint. Ein denkwürdiges Beispiel hiervon liefert der Geschichtschreiber der Longobarden, Paul Warnefried, der von dem großen Longobardenkönige Alboin, unter welchem dieses Volk zuerst seine Sitze in Italien einnahm, folgendes erzählt: Albuin ita longe lateque nomen percrebuit, ut hactenus etiam tam apud Boiuariorum gentem, quam et Saxonum, sed et alios eiusdem linguae homines eius liberalitas et gloria, bellorumque felicitas et virtus in eorum carminibus celebretur. — In der altrömischen Volkspoesie scheint Porsena eine ähnliche Rolle gespielt zu haben, so wie in der englischen des Mittelalters der Walliserkönig Arthur (der wohl nicht erst von den Normannen, sondern schon von den Sach-

stehung jener Charakterschilderung des trojanischen Staats die Feinheit und Weichlichkeit der orientalischen Sitten, welche Homer unter den ihm benachbarten asiatischen Völkern beobachtete; wenn gleich seine Dichtung, ächt hellenischen Schönheitssinn athmend, jene in ihrer Verbildung unschönen Sitten, so wie die ganze Denkweise dieser Völker den griechischen so sehr anzunähern sich erlaubte, daß sie kaum mehr von diesen zu unterscheiden sind. Insbesondre erfuhren diese Hellenisirung auch die beiden Gottheiten, welche von den Völkern des westlichen Asiens vornehmlich verehrt wurden; jener Licht- und Sonnengott und jene Natur- und Zeugungsgöttin, die im Homer unter der Gestalt der griechischen Wesen, Apollon und Aphrodite, als Schutzgötter des trojanischen Reiches auftreten. Es ist hier der Ort, einiges zu sagen über die bisher bei Weitem nicht vollständig verstandene Bedeutung der Sage von dem trojanischen Krieg, deren eigentlicher Sinn in dem Homer zwar wenig hervortritt, aber doch auf die Composition seines Gedichtes nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Der trojanische Krieg entstand dem Mythus zufolge aus einem Zwist der Göttinnen Here und

---

sen, seinen Feinden, gefeiert ward) und in der spanischen verschiedne Helden und Herrscher der Mauren. — Es ist diese Erscheinung ein schönes Zeichen von der genialen Freiheit und dem ächt menschlichen Gemüth jener Volkspoesie, die ebenso, wie die gebildete hellenische Kunst, über den einseitigen und beschränkten Stammpatriotismus sich erhob und das ewige Wesen der Idee befreite von den Fesseln der vergänglichen Form.

Athene mit der Aphrodite: nur die Bedeutung dieser Göttinnen kann uns daher über den Sinn der historischen Sage belehren; mehr unstreitig als das Wesen des Apollon, welcher Gott in der ursprünglich griechischen Mythendichtung bei der Erzählung von dem Untergang Trojas nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt zu haben scheint, und vielleicht erst durch Homer selbst oder durch die Umbildung der Sagen bei den asiatischen Joniern als Schutzgott der Trojaner eingeführt worden ist. Um aber den Sinn jenes Zwistes der Göttinnen zu verstehen, müssen wir in die Geschichte und die Religionen des westlichen Asiens zurückblicken; wo die Wesenheit und der Dienst jener weiblichen Gottheiten entstanden ist, die in dem gegenüberliegenden Griechenland sich zu der schönen Individualität einer künstlerischen Religion gestalteten. Es finden sich aber in jenen Ländern zwei welthistorische Erscheinungen bei einander, die in weit engerem Zusammenhange stehen, als man gewöhnlich zu bemerken pflegt: die wilde, zügellose Natur- und Phallusreligion, und die Neigung zur Vermischung und Verschmelzung der Völker und der Stämme. Um die unzertrennliche Verbindung dieser beiden Thatsachen darzuthun, genüge es vor der Hand, an jene unkeuschen Gebräuche in dem Dienste der Naturgöttinnen in Babylon, Armenien, Lydien und einigen Orten Cyperns zu erinnern, in deren Tempeln alle einheimische Frauen den Umarmungen der Fremden und Ausländer sich hingeben

mußten *): daß aber auch die griechische Aphrodite von Anfang an eine völkervereinigende Göttin war, dies beweist die merkwürdige Nachricht des Pausanias, daß Theseus, als er die zwölf Völkerschaften Attikas zu Einer Stadt vereinigte, der Aphrodite Pandemos einen Tempel erbaut habe **); und die Sagen von den Wanderungen des Bacchus sind, wie sehr viele andre Züge der griechischen Mythologie, eine Erinnerung an die völkerverbindende und durchdringende Kraft jenes Wollustrausches. Eben dahin deuten auch die Reden der israelitischen Propheten, welche so häufig des Bildes der Hurerei und Unkeuschheit sich bedienen, um die Greuel der Abgötterei und der Vermischung mit fremden Völkern dadurch zu bezeichnen; in welchem Sinne z. B. der Prophet Hoseas spricht ***): Oben auf den Bergen opfern sie und auf den Hügeln räuchern sie, unter den Eichen, Linden und Buchen, denn sie haben feine Schatten. Darum werden eure Töchter auch zu Huren und eure Weiber zu Ehebrecherinnen werden. — Mit dieser durch Religion begünstigten und geheiligten Neigung zur ausschweifendsten Wollust und zur Völkervermischung hängt aber auf das engste zusammen eine andre, nicht weniger merkwürdige und gerade entgegengesetzte Erscheinung. Dasselbe westliche Asien, welches

---

*) Herodot. I. 94. 199. Strab. XI, extr.

**) Paus. Att. XXII, 3.

***) Cap. 4, V. 13.

der Schauplatz jenes Naturdienstes war, erscheint als die Heimath der männlich gesinnten und Männer hassenden, kriegerischen und heroischen Frauen. Die Semiramis, Nitokris und Tomyris, die Artemisien und Zenobien, die Götterdienste der Minerva, die Diana und andrer jungfräulichen und heroischen Göttinnen, die hier entsprangen und von hier aus sich verbreiteten, die Amazonenreiche endlich, sind offenbar unter sich verwandte und jenem vorhin bemerkten Charakterzug als Gegensatz entsprechende Erscheinungen. Wenn Geschlechter dahin sinken und zu zerschmelzen drohen in üppiger Lust und wilder Zeugungswuth: da behauptet der Geist seine Rechte und verkehrt wie mit einem elektrischen Schlage die ausschweifende Brunst in ihr Gegentheil. Kein Wunder daher, wenn wir mitten unter den weibischen Männern jener Regionen und den die ungezügelte Lust in Selbstentmannung büßenden Gallen auch männliche Frauen dort finden, welche von Heldengeist beseelt, Nationen gründen und befreien, und unter deren Aegide das wilde Naturleben in bürgerliche, sittliche und gewerbliche Kultur sich verwandelt. Denn wie mit der Wollust und Sittenlosigkeit die Vermengung und die Sklaverei der Völker, so sehen wir mit weiblicher Zucht und jungfräulicher Keuschheit die Freiheit und Selbstständigkeit der Nationen Hand in Hand gehen: und oft erblicken wir in den Weltgeschichten Frauen mit Heldenkraft und Wundergaben ausgerüstet in solchen Augenblicken auftretend, wo Völker in Gefahr

sind, durch gewaltsame Vermischung mit andern Völkern unterzugehn; wozu nicht nur die Danaiden und die Weiber von Lemnos der griechischen, oder die Debora und die Judith der hebräischen Sage, sondern auch aus vollkommen historischer Zeit die Jungfrau von Orleans als Belege dienen können. Am gewaltigsten aber und grellsten mußte diese Erscheinung da hervortreten, wo ihr Gegentheil zu der fürchterlichsten Höhe gestiegen war; und die alle Fremden in ihrem Tempel tödende amazonische Artemis Scythiens bildet das vollkommenste Gegenstück zu jener die Fremden durch den Lohn der Wollust an sich lockenden Mylitta oder Anais. Wie aber das Eine aus dem Andern hervorgegangen war, dieß sehen wir auf das Deutlichste in den Diensten verschiedener weiblichen Gottheiten Asiens, Aegyptens und Griechenlands, die an einigen Orten in geheimen und öffentlichen Ceremonien als Vorsteherinnen und Symbole der Zeugungskraft und der üppigsten Wollust, an andern als keusche und jungfräuliche Göttinnen verehrt wurden: und eine Erinnerung an die alten Verdienste weiblicher Heldinnen um die Gründung und Bildung der Nationen ist es, wenn wir unter den Lykiern und bei einigen griechischen Stämmen einen Weiberadel finden, oder wenn wir in Egypten (dem Lande, dessen Naturvergötterung und Phallusdienst die ausgebildetsten und durchgeführtesten, aber auch die geordnetsten und gezügeltesten waren) die Frauen männliche, was die Griechen so verwundert beobachte-

ten *), und die Männer weibliche Geschäfte treiben sehen. — Von der größten Wichtigkeit aber sind diese Wahrnehmungen für die Erklärung der Mythen, die von dem trojanischen Kriege handeln. Here und Athene, diese heldenmüthigen, züchtigen und männlichen Göttinnen, deren eine, die Gattin des höchsten Zeus, aller politischen Kultur und Gesetzesherrschaft auf Erden und der weiblichen Zucht insbesondre durch die Heiligkeit des Ehebandes vorsteht, die andre als ewige Jungfrau und die mutterlose Tochter des Einigen Gottesgeistes das Bürgerthum und die Sitte Griechenlands beseelt; verfolgen mit tödtlichem Hasse Ilion, den geliebten Sitz der üppigen Aphrodite, deren reitzende Güter dort jener Königssohn der Macht einer Juno und dem Ruhme einer Minerva vorgezogen hatte. Was hindert uns, Troja, dem Geist der Sage gemäß, als einen Hauptsitz eines völkervermischenden Naturdienstes zu betrachten, welcher in den großen Städten Westasiens am schnellsten überhandzunehmen pflegte, und den Raub der Helena als einen Versuch, auch das freie Volk der Hellenen in den Strudel jenes schmelzenden und Alles verschlingenden Wollustrausches hineinzuziehn, in welchem die Kraft des Orientes unwiederbringlich versunken war? — Daß dieß wirklich der Sinn jener Mythen ist, dieß läßt sich aus dem Zusammenhange der griechischen Mythologie auf das Strengste erweisen; wir ver-

*) Herodot. II, 35. Soph. Oed. Col. 337.

sparen aber diese Ausführung auf eine besondre Abhandlung, die wir als Anhang unsern Betrachtungen folgen lassen werden, und kehren gegenwärtig zurück zu der Composition des homerischen Gedichts.

Der Krieg der Hellenen gegen Troja war in der That der Kampf europäischer Freiheit, Sittlichkeit und Selbstständigkeit gegen den alle freie Gestaltung auflösenden Völkerdespotismus und die sinnliche Schlauheit des Orients. Diese historische und sittliche Bedeutung seines Stoffs hat Homer zwar nicht ausdrücklich hervorgehoben; aber eine Frucht des Geistes der Sage ist die tiefbedeutsame und dem Dichter eigenthümlich angehörende Gegenüberstellung der Helena in der Ilias und der Penelope in der Odyssee: welche beide Gestalten gleichsam zwei Brennpunkte der beiden Gedichte ausmachen. Diese Gegenüberstellung, welche zu auffallend und unverkennbar zu künstlerisch ist, um zufällig zu seyn, und welche allein hinreichen würde, das Recht des Schöpfers der Ilias auf den Dichterruhm der Odyssee darzuthun, beweist zugleich, daß Homer selbst die Schönheit und das Schicksal der Helena in einem höhern Sinn betrachtete, und eine tiefere Bedeutung darin fand, als welche die Gemeinheit der oberflächlich betrachteten Thatsache anzugeben scheint. Nur wenn der Besitz dieses herrlichen Weibes (dessen Name schon die Repräsentantin des hellenischen Volkes zeigt) als das Unterpfand hellenischer Freiheit und europäischer Sitte zu betrachten war, steht Helena der Penelope

würdig zur Seite, und ist mit Recht Mittelpunkt des Kampfes und letzter Zweck der größten Thaten der Helden zweier Welttheile, wie Penelope das Endziel des mühevollsten Strebens und Ringens und Preis des treusten Ausharrens. Es muß als der Triumph der Dichtkunst anerkannt werden, wenn Homer, ungeachtet er den eigentlich historischen Sinn verschwieg, dennoch durch die Kunst seiner Darstellung die Helena in einem so edlen und hohen Lichte erscheinen läßt, daß sie wie ein heller Stern durch die Nebel und Wetterwolken des gewaltigsten Kampfes durchblickt, oder wie ein göttlicher Lichtglanz seine Dunkel erhellt: so daß, was sie an Bedeutung und Tiefe der mythischen Wahrheit einbüßen mußte, ihr durch den Glanz der Schönheit reichlich ersetzt ward. In der Schilderung der Penelope dagegen tritt die sittliche Bedeutung mehr hervor; und auch hiedurch kündigt sich die Odyssee als ein Werke des Alters an, in welchem die Schönheit der Sittlichkeit zu weichen und in sie sich zu verwandeln liebt. — Ueberhaupt aber kann, um nun noch einmal auf das Ganze zurückzublicken, wohl nicht leicht ein so unerschöpflicher Stoff künstlerischer Betrachtung aufgewiesen werden, als den jener Gegensatz der Ilias und der Odyssee darbietet; von welchen beiden Gedichten jedes, dem Kastor und Pollux gleich, eben dann zum Himmel aufsteigt, wenn das andre in die Unterwelt hinabgeht. In der Ilias sind es die Bilder und Gleichnisse, welche durch das Tosen des

Kampfes und der Schlachten die sanfte harmonische Ruhe des Land- und Hirtenlebens, durch den Krieg den Frieden hindurchklingen lassen. In der Odyssee hingegen zieht durch die Gemälde des heitern, friedlichen Daseyns ein Geist unruhigen Sehnens und Strebens und rastlos wirkender Thatkraft. Die Ilias ist ein Bild von dunklem Vorgrunde und hellem Hintergrunde; die Odyssee von dunklem Hintergrund und hellem Vorgrund. — Dieser großartige Gegensatz bewährt sich dadurch als ein tiefer und wahrhaft ewiger, daß er öfter wiederkehrt in der Geschichte der Poesie: und wie die Ilias und die Odyssee der Anfang aller Dichtkunst sind; so beginnt auch die Laufbahn einzelner großer Dichter mit einer Ilias und einer Odyssee. So der erste Dichter unsrer Zeit; der im Götz von Berlichingen seine Ilias aufstellte, im Werther seine Odyssee. Wie die Ilias, ruhte der Götz auf der Anschauung einer großen vaterländischen Vergangenheit und ihres Verhältnisses zur Gegenwart; wie sie, warf er ein gewaltiges Bild von Kampf und Thatkraft in ein Zeitalter des Friedens und der beschaulichen Ruhe, und ließ auch seinem Vorbilde treu, diese in schnell vorübergedrängten idyllischen Scenen hindurchscheinen; wie dort Troja und die Familie des Priamus, so war hier der Hof eines Bischofs der ergänzende Gegensatz jener wilden Kraftwelt und der Schauplatz sanfterer Tugenden, aber auch selbstsüchtiger Schlauheit; und selbst eine Helena drängte sich im Entstehen des Werks dem

Dichter unwillkührlich auf, und stellte sich als glänzendes Gestirn an die Gränze zweier Zeitalter, wie jene an der Grenze zweier Welttheile steht *). Im Werther dagegen fließt, wie in der Odyssee, der rauschende, rastlos drängende Strom der Sehnsucht und des innern mächtigen Seelenstrebens durch die lachenden Blumengefilde des Friedens und des Naturgenusses: eine Penelope steht von fern als höhere Potenz jener einfältigen Naturschönheit und als Ziel des Strebens und Sehnens: aber statt wie die homerische Penelope den Strom aufzunehmen und zu beruhigen, vermag sie ihn, weil die umgebende Welt mit Dämmen ihn eingezwängt hat, der Strom selbst aber tiefer und reißender ist, nur von seiner Bahn abzulenken und schneller dem Meere zuzuführen.

Haben wir bisher von dem Dichter selbst und seiner Kunst gesprochen und dabei die sich öfters aufdringende Bemerkung nicht unterdrücken können, wie erst in unserm Zeitalter, nachdem der Geist die ganze Höhe des Selbstbewußtseyns und des Fürsichseyns erstiegen hat, nicht nur ein vollkommnes Verständniß derselben möglich war, sondern auch ein Wiederaufleben ihrer Seele in höherer Potenz; indem die Wissenschaft und Kunst unsrer Zeit auf ähnlich universelle Art die

---

*) Vergleiche: Aus meinem Leben von Göthe; dritter Theil; wo von der Entstehung des Götz von Berlichingen die Rede ist.

Weltgeschichte geistig zu verklären strebt, wie die epische Poesie die Verklärung der Heroenwelt ist: so liegt es uns nunmehr ob, die andre Seite dieses Studiums hervorzukehren, und den Dichter nicht mehr als Zweck der wissenschaftlichen Forschung, sondern als Mittel betrachtend, in seinen Werken wie auf einer Spiegelfläche die Geschichte und den Geist seines Zeitalters anzuschauen und die Bedeutung dieser Erkenntniß für das unsrige zu erwägen. Es hat unstreitig Zeiten und Völker gegeben, welche jener Welt, in die Homer uns einführt, in vielen ihrer Charakterzüge gleich oder ähnlich waren: um daher den Gegenstand unsrer Betrachtung von fremdartigen Einmischungen rein zu erhalten und ihrem Gange einen bestimmten Weg vorzuzeichnen, müssen wir das homerische Zeitalter in seiner wahrhaft individuellen Eigenthümlichkeit aufzufassen suchen, in welcher es nur einmal und nie wieder in der Weltgeschichte auftritt. Sehen wir uns aber nach einer Pforte um, durch die wir in dieses Gebiet eintreten, oder nach einem Punkt, an dem, gleich als an einem Zipfel des Gewandes, wir diese fliehende Gestalt ergreifen und festhalten mögen: so begegnet uns auch hier wieder die Darstellung des Dichters und gesellt sich nicht durch ihren Inhalt und ihre Berichte, sondern durch ihr bloßes Daseyn und Wesen zu uns als Führer durch jene Gefilde: gleichwie derselbe Virgil, der die Regionen des Tartarus und Elysium besungen hatte, seinem Nachfolger durch sein reines, vom In-

halte seiner Poesie geschiedenes Wesen und seine Dichternatur, wie dieser ihn anschaute, Führer durch eben jene Reiche werden konnte. Das Aeußere, den Körper jenes Zeitalters lernen wir kennen durch den Inhalt der epischen Darstellung; das Innere aber oder die Seele durch das Wesen des epischen Gesanges selbst und sein historisches Daseyn in der Zeit; denn eben dadurch, daß diese die epische Dichtung erzeugte, unterscheidet sie sich von allen andern äußerlich ihr ähnlichen Zeiten. Eben hierin aber liegt auch die hohe Bedeutung dieses Studiums für unsre Zeit, daß es uns deutlicher als fast jede andre verwandte Historie die Stelle aufzeigt, welche die Selbstbespiegelung der Menschheit durch Kunst und Wissenschaft in dem Gange der Weltgeschichte einnimmt, und somit für den geistigen Charakter der Gegenwart ein Vorbild in dem fernen Alterthume nachweist. Denn die epische Poesie war die erste allgemeine Selbstbespiegelung des Menschengeschlechts; wie die Philosophie und Wissenschaft unsres Zeitalters die zweite ist: das Verhältniß jener zu dem Zeitalter, welches in ihr sich verklärte, muß daher das nämliche seyn, wie das Verhältniß der Weltgeschichte und alles Menschlichen überhaupt zu der Wissenschaft des vollendeten Selbstbewußtseyns. Die Anschauung also der epischen Poesie nicht als eines kalten, nur die Oberfläche der Gestalten wiedergebenden Spiegelbildes, sondern als des Wesens, der offenbarten Seele des Heroenalters, belehrt uns über die Bedeutung jeder uni-

verfellen Kunst und Wissenschaft; welche nicht ein der Substanz des Menschlichen Aeußerliches, sondern mit ihr Ein und Dasselbe ist. Wie wir daher oben die Archäologie als den Typus aller objektiven, realen Historie bezeichneten; so halten wir die homerische Wissenschaft für geeignet, als Typus für die subjektive oder ideale Seite des geschichtlichen Erkennens zu gelten, indem sie die ideale Gestaltung als die Wahrheit und das ewige Leben des verschwindenden und sich selbst zerstörenden Realen aufzeigt.

Das Zeitalter, welches wir in den homerischen Gedichten kennen lernen, unterscheidet sich von allen andern ihm ähnlichen dadurch, daß es ein vollständiges Abbild seiner selbst in der epischen Poesie erzeugte. Hiedurch gibt es sich kund als ein in sich geschlossenes und vollendetes; denn nur einem Zeitalter, welches sein Wesen und seinen Charakter in der Wirklichkeit nach allen Seiten hin entfaltet hat, ist es möglich, diese Wirklichkeit in einem geistigen Ganzen abzuspiegeln und ein Ebenbild des eignen Selbst zu erzeugen, worein seine Substanz vollständig eingeht; so daß dieses selbst nun schaffend und erzeugend fortwirkt. Doch ehe wir diese innere Vollendung der dargestellten Welt in ihrem eigenthümlichen Wesen näher beleuchten und ihre höhere Nothwendigkeit darthun, müssen wir noch eine Vorfrage berühren, deren Beantwortung zur äußeren Begründung und Feststellung jener Betrachtungen unentbehrlich ist. Sie betrifft das persönliche Verhältniß

des Dichters zu der dargestellten Welt; indem es als zweifelhaft erscheinen kann, ob es die Anschauung einer großen Gegenwart ist, welche wir in der epischen Darstellung niedergelegt sehen, oder das Gedächtniß einer großen Vergangenheit. Die natürlichste Antwort hierauf ist diese: die Zustände des Heroenalters, seine Verfassung, seine Religion, seine Sitten und seine Denk- und Lebensweise waren im Wesentlichen dieselben geblieben bis zu der Zeit des Dichters hin, und Homer konnte in Allem diesen seine eignen Anschauungen unbedenklich übertragen auf die Zeit, die er besang: — aber die Heroen selbst waren nicht mehr; sowenig wie die Götter noch unter den Sterblichen wandelten. Das Wesen des Heroenthums aber ist es, worauf wir nun zuvörderst unsre Aufmerksamkeit richten müssen; indem dieses der Mittelpunkt jener Welt ist, welche Homerus schildert, und von ihm alles andre, was in dieselbe eingeht und ihre vollendete Gestalt hervorbringen hilft, abhängig erscheint. — Nicht nur die homerische Poesie, sondern alle andern Nachrichten von dem entfernteren Alterthum derjenigen Völker, welche den Gipfel des Menschlichen zu ersteigen bestimmt waren, ja die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes selbst nöthigen uns zu der Annahme, daß, ehe jene Kraft göttlichen Geistes, die als Genius unter den Menschen lebt und schafft, eine Kunst, eine Wissenschaft, eine geordnete bürgerliche Gesellschaft erzeugte und diese Gebiete zur Stätte ihres Schaffens und Wirkens bereitete, sie sich auf

andre Weise aussprach, und vermöge einer Thätigkeit, die nachher großentheils verschwinden mußte, die Individuen zu den mächtigsten Wirkungen beseelte. Die Wunderkräfte der israelitischen Propheten, die gewaltige Begeisterung, mit der ihre Schaaren die Begegnenden unwiderstehlich fortrissen, der damit offenbar verwandte Enthusiasmus des Bacchusdienstes und anderer morgenländischer und griechischer Götterdienste, dessen erste erschütternde Kraft verschwand, sobald Poesie und Kunst unter dem letzteren Volke auftrat: sind sie nicht Zeugnisse einer Wirkungsart des lebendigen Gottesgeistes, von der später selbst das Gedächtniß und mit diesem der Glaube an ihre Möglichkeit großentheils unterging, weil sie seit dem Entstehen der Kunst gänzlich entschwunden war? Man möchte sie die Geburtswehen des künstlerischen Geistes nennen, und dabei an die Wunderkräfte der Apostel und ihrer Zeitgenossen erinnern, welche eben so die Geburtswehen des tieferen sittlich-religiösen Selbstbewußtseyns sind. Eine damit verwandte Erscheinung aber ist jenes ungeheure Hervorragen einzelner Helden im persönlichen Kampfe, wie im Rathe und auf allen andern Schauplätzen, wo jede persönliche Tugend sich zeigen kann: wir finden das deutlichste und bestimmteste Gedächtniß dieser Thatsache nicht nur im Homer, sondern fast unter allen Völkern, welche die Natur begünstigte; und nur die unsinnigste Zweifelsucht vermag dieselbe zu läugnen. Fragen wir aber, woher die gewaltige Leibeskraft zu erklären ist,

welche als die Mitgabe jener Heroen erscheint; so dient zur Antwort, daß außerordentliche Geisteskräfte bei einem einfachen und naturgemäßen Leben gewöhnlich auch sichtlich auf den Körper zu wirken pflegen: und zwar entweder niederwerfend, verstümmelnd und Anomalien erzeugend; oder aber erhöhend, kräftigend und Schönheit verleihend *). In dem ersteren Falle, wenn der Genius mit einem schwachen und kranken Körper verbunden war, warf er in jenen Zeitaltern, die keinen ausgebildeten Zustand der Gesellschaft kannten, seine ganze Götterkraft auf die in der Natur verborgene Seele, und brachte Weissagung und Priestergaben hervor; fand er sich aber zu einem starken, schönen und erhöhten Körper, so glänzte er in mächtiger Herrlichkeit

---

*) Diese doppelte Wirkungsart des Genies läßt sich auch in allen andern Zeiten sehr deutlich nachweisen; nur daß man sie hier weniger an dem körperlichen, als an dem geistigen Charakter der genialen Individuen bemerkt. Entweder nämlich ist die Kraft des Genius auch übergegangen in die rein menschliche Individualität, die ihr Träger ist, und mit dieser ein und dieselbe Wesenheit geworden; oder sie ist von ihr getrennt geblieben; in welchem Fall sie ihr denn nothwendig die edelsten Lebenssäfte entziehen und folglich sie schwächen und verstümmeln muß. Man könnte die erstere Klasse menschliche oder auch moralische; die letztere göttliche oder intellektuelle Genien nennen. Jene müssen das Schicksal der Menschheit an sich selbst erfahren, und besitzen geistig nur dasjenige, was sie wirklich erlebt haben; diese bleiben unberührt von den Leiden und Freuden der Menschheit und überschauen das Menschliche von einem außerhalb desselben befindlichen Standpunkt. Um nur durch ein Beispiel diesen Vergleich zu erläutern; so gehört Platon zu den moralischen, Aristoteles zu den intellektuellen Genien.

durch persönliche Thätigkeit im Rath und im Felde, und erzeugte die Heroentugenden. Daher kommen einerseits die vielen Sagen von blinden und leibeskranken Priestern und Sehern; vielleicht zum Theil auch die Vorstellungen] von misgestalteten Gottheiten (wiewohl diese letztern größtentheils sinnbildlichen und allegorischen Anschauungen ihren Ursprung verdanken mögen); diejenigen Priester aber, welche sich zugleich, wie viele der morgenländischen Propheten, durch Körpergaben auszeichneten, wirkten vielmehr persönlich als Lehrer, Gesetzgeber und im Namen des Heiligen und der Sache Gottes mächtig Gebietende; denn als Seher und Verkündiger verborgner Naturweisheit. Wie aber die Individuen, in denen eine geistige Macht jener Art lebendig war, äußerlich keineswegs als begünstigte und hohe erschienen, so konnten sie auch kein Gedächtniß ihres persönlichen Daseyns zurücklassen; nur in ihrem Werke lebten sie fort: und als dieß ist das ganze bewundernswürdige Gebäude der symbolischen Mythologie und der auf jene Symbolik gegründeten religiösen, moralischen und politischen Gesetzgebung des Alterthums zu betrachten. Der klassische Boden ihrer Wirksamkeit war Aegypten: hier fanden sie eine Menschengattung, die in sclavischer Abhängigkeit von der umgebenden Natur doch des Geistes bedurfte, um ihrer Herrin genug zu thun und den verdienten Lohn von ihr zu erhalten. Die tiefe Naturanschauung der Priesterschaft erzeugte dieses Geisteswerk, welches die Natur nicht bezwingt,

sondern ihr fröhnt und als einer ungestümen Herrin schmeichelt; sie fesselte somit die Menschen auf das vollkommenste an die Natur und gründete die unumschränkteste Gesetzesherrschaft, die je irgendwo bestanden hat; duldete aber durchaus kein Emporstreben der Individualität und des Genies als Kraft des Individuums.— Während aber auf diese Weise die Kraft des im Menschen lebendigen Naturgeistes in die Nacht der Naturmächte zurücktrat, strebte der Genius der Individualität, welcher, wie Herakles die Schlangen, gleich bei der Geburt die Natur bezwungen hatte, indem er sie nöthigte, ihm einen hohen und gewaltigten Körper zu leihen, vielmehr an den Tag und das Licht der Sonne. Dieses Auftreten der Individualität und des Genius als einer höhern Natur in der Natur ist der Inhalt aller Geschichte und Kunst des griechischen Alterthums: es bildet die Grundanschauung der hellenischen Mythologie in der Gestalt des Sieges der neuen olympischen Götter über die alten tellurischen, und alles, was wir in der Natur und dem Gebiete des Menschlichen die Schönheit nennen, nahm von hier seinen Ausgang. Der Sieg, den früher der Geist errungen hatte über die Natur, das Leben über den Tod, durch das Hervorgehen der vegetabilischen Welt aus der starren Einfachheit der Elemente; dann durch das Entstehen der Thierwelt; endlich durch die Schöpfung des Menschen; derselbe ward jetzt auf's Neue gefeiert in den Triumphen der hellenischen Heroen über die noch ungestaltet geblie-

benen Massen der Vorwelt, in den Jubel über die Geburt der Aphrodite aus dem Schaume des Meeres, in den Weihen, wodurch die Würde der Einzelheit, der Person emporgetragen ward über die Macht des Allgemeinen. Verborgen freilich kann es nicht bleiben, und die Geschichte des griechischen Alterthums selbst verkündigt es nur zu laut, daß dieser scheinbare Sieg des Geistes über die Natur seiner Wahrheit nach in sein Gegentheil sich verwandelt, in einen Sieg der Natur über das ihr rastlos entgegenwirkende Princip, welches sie durch ihr Nachgeben und Eingehn in seine Absichten nur beschwichtigt hat, während sie durch den neugeschlossenen Friedens- und Freundschaftsbund in der That sich selbst bereichert und zu einer höhern Potenz sich aufschwingt: eine Wahrheit, von deren tiefsten Gründen und Beziehungen die Philosophie Rechenschaft zu geben hat. Eben jenes Hervortreten der Individualität, welches in der ersten jugendlichen Kraft derselben das Heroenthum erzeugte, läßt sich von verschiedenen Seiten aus sowohl als ein Sieg des Geistes über die Natur darstellen, die ihren Herrscherthron unter der Menschenwelt des Orientes aufgerichtet hatte, wie auch umgekehrt als ein Eingehen des höheren Geistes in die Gestalten und Formen der Natur; wodurch der Geist sein von der Natur gesondertes Bestehen aufgegeben hatte, welches als ein Ringen in den innersten, verborgensten Tiefen des Gemüths wie des Schicksals im Orient noch fortdauerte, bis es endlich im Christen-

thum an das Tageslicht trat. Denn es ist eine durch die Geschichte der Zeiten und der Völker erprobte Wahrheit, daß der Knecht in der Arbeit für den Herrn und der Furcht des Herrn seine Kräfte stählt und endlich die Fähigkeit erlangt, selbst Herr zu werden in einem höheren Sinn als sein bisheriger Herr, der eben vermöge seiner Unabhängigkeit und Freiheit der Natur anheimgefallen ist.

Die Kraft und Herrlichkeit der menschlichen Natur, wie sie sich an der Individualität zeigt, war es, die das Heroenalter hervorbrachte, welches eben darum die europäischen Völker vor denen des Morgenlandes auf eigenthümliche Weise auszeichnet. Denn Regungen wohl der persönlichen und Heldenkraft finden sich hin und wieder im Orient, und am deutlichsten treten sie unter dem Volke der Israeliten hervor, bei denen wir eine Heroenwelt auf das Deutlichste gleichsam in der Anlage und skizzirt erblicken: in ihrer vollkommnen Reinheit aber und höchsten Fülle konnte diese nur da hervortreten, wo die Fesseln der Naturallgemeinheit, die auf den Staaten des Orientes lasteten, ganz abgeworfen waren. Mit dem Uebergang über das Meer und durch die Wahl einer Heimath in Ländern, welche durch Meeresbuchten und hohe Gebirge zerschnitten und vereinzelt waren, hatten die Vorfahren der Hellenen sich losgemacht von jener Macht des Bodens, die in den ungeheuren zusammenhängenden Erdstrichen Asiens und Afrika's die Völker gebunden hielt; gleichwie auch die

Israeliten durch den Zug über ein Meer und das bleibende Hausen in Gebirgsländern jene Stärke der Individualität erkauft hatten, über die die Macht der Allgemeinheit nur noch als Geist, nicht mehr als Natur, doch immer noch gewaltig zwingend schwebte. Denn wie in dem Element des Wassers die starre Allgemeinheit des Steines sich löst und der freien Individualität des Organismus Ursprung und Nahrung wird; so erzeugt das Meer auch unter den Völkern, die es umwohnen, Freiheit und Leben der Individualität; indem es die Bande der Naturnothwendigkeit löst, dagegen aber der eignen freien Thätigkeit des Verknüpfens und Vereinens als allgemeiner Vermittler Raum und Gelegenheit sich zu entwickeln gibt. Auf diesen Einfluß, den das Meer auf den griechischen Nationalcharakter ausübte, bezieht sich die nahe Verbindung, in welche die griechische Mythologie die Gestalten und die Götter des Meeres, insbesondre aber große Wasserfluthen der Vorzeit mit den Urvätern des Volks und mit den ausgezeichnetsten Repräsentanten des hellenischen Heroenthums bringt: unter welchen Sagen wohl keine zugleich schöner und bedeutungsvoller ist, als jene, welche Achilleus, die Blüthe und den Mittelpunkt der Heroenwelt einen Sohn der Thetis nennt, einer Göttin, welche die tellurische Schöpfungsfülle des Wassers mit dem himmlischen Lichtglanz des Aethers verband und welche einen Gott geboren haben würde, der die olympischen Götter zu stürzen und ein neues Weltalter herbeizuführen

bestimmt war, wenn nicht ein erdgeborner Mensch, sondern ein Gott sich ihr, wonach die Höchsten der Götter trachteten, als Gatte genaht hätte. So tritt Achill in dem Kampfe vor Troja dem Memnon entgegen, jenem riesenhaften völkerbezwingenden Sohne des Eos; die göttlichen Mütter der beiden gewaltigen Streiter nehmen den lebendigsten Antheil an dem Ausgang des Kampfes und seinen Folgen: eine Gegenüberstellung, welche die Griechen durch eigne Tragödien verherrlicht hatten, und in der wir nichts anders erblicken, als eben den Conflikt des Meererzeugten hellenischen Heroenthums mit den gestaltlosen Lichtgeburten des Aufgangs. — Wie es aber herging, daß gleich unter den Griechen diese höhere Natur der Individualität ihre schönste Blüthe erreichte und die vollendetste Heroenwelt bildete, welche die Geschichte in ihrem Laufe gesehen hat: diese Frage wird durch einen Hinblick auf die Natur des Vaterlandes der Hellenen genügend beantwortet, welche günstiger ist als irgend ein andres Klima oder ein andrer Erdstrich der körperlichen Vollkommenheit des Menschengeschlechts, und welche auf ein Volk, das dem Einfluß der Natur in keiner Hinsicht noch sich entziehen mochte, ungestört und mächtig wirkte. Hier also war der klassische Boden des Heroenthums, welches ein nur wenige Menschenalter begreifendes, in sich geschlossenes und vollendetes Zeitalter bildet. So nämlich darf man wohl ein Zeitalter nennen, welches kein Streben zeigt, das nicht gesättigt und erfüllt, kein Ringen nach einem

Ziele, das nicht erreicht wäre. Denn eine Zeit, in welcher gar kein großes Streben sich ausspricht, ist eine dumpfe und leere und kann in der Geschichte der Menschheit nicht gezählt werden; eine strebende und ringende Zeit aber, die nicht zur Befriedigung gelangte, kann nur als Theil eines größeren Ganzen, als Anfang einer folgenden, erfüllenden Periode gelten. Das Streben nun, welches dem Zeitalter, das Homer darstellt, inwohnte, war eben das Streben nach Entfaltung und Offenbarung aller Naturkraft und Naturfülle der menschlichen Individualität. Wenn der Orientale sich begnügt, in dem Wohnorte und dem Stande, den entweder der Zufall und das Glück, oder eine geheimnißvoll ordnende Priesterweisheit ihm angewiesen, in träger Ruhe und Behaglichkeit verharrend ein immer gleiches Leben müssig fortzuspinnen, und die Wunder der Vor- und Mitwelt in mährchenhaften Erzählungen an sich vorübergehn zu lassen, während er die Macht und Herrlichkeit der Natur durch Anbetung des unendlichen Naturgeistes und Ergebung in das allwaltende Schicksal, die Größe der Menschenwelt außer sich durch blinden Gehorsam gegen den Herrscher, der als Hausvater und Herr die Menschenfamilie ihm darstellt, leidend anerkennt: so strebte der Grieche, der aus den Banden jener ausgebreiteten Völkerfamilien herausgerissen sich nicht als Glied des Ganzen, sondern selbst als Ganzes fühlte, von den ersten Anfängen seiner Nation an dahin, die Keime, die eine freigebige Natur in

ihn gelegt hatte, selbstständig und frei zu entwickeln und auszubilden. Oft brachten zwar im Orient Einzelne, die ganze Kraft des Stammes, dem sie angehörten, ungetheilt in sich vereinigend, mächtigere Begebenheiten und Erschütterungen hervor, als je in dem freien Griechenland hervorzubringen dem Einzelnen gelang: aber was jene thaten und waren, gehörte ihrer Individualität nur in sofern an, als sie dadurch ihren Stamm an sich zu ketten vermochten; sie zeigten nur den Charakter des Stammes; eine erhöhte, gesteigerte Stammindividualität: bei den Hellenen hingegen war jede begabte Einzelnatur ganz sie selbst, und indem jeder nicht dem Stamme, sondern sich selber angehörte, konnte er sein Wesen und seinen Charakter ungehindert entwickeln. Dieß zu thun, dahin ging das ganze Streben jener Zeit, in der zuerst die freigewordenen Söhne der Menschen ihr Selbst und die urkräftige Seele der Einzelheit zu fühlen begannen. Es war kein arbeitendes und schaffendes Zeitalter, sondern ein handelndes. Nur im Augenblick des Handelns gehört die That dem Individuum: aus ihm herausgetreten war sie werth- und bedeutungslos. Ein jeder ward nicht nach dem geschätzt, was er wirkte, sondern nach dem, was er war: und eine edle und große Natur galt gleich viel, wenn sie erbauend, und wenn sie zerstörend wirkte. Selbst dem Werkzeug und der todten Sache konnte eine solche Zeit einen Geist unmittelbaren Lebens einhauchen, und in jedem Eigenthum schätzte der Besitzer nicht den abstrakten

Werth, das reflektirte Wesen des Reichthums; sondern am liebsten entweder die siegende Kraft seines Armes im Kriege, aus dem er das Gut als Beute davon getragen, oder die Verehrung und Liebe seiner Gastfreunde, die es ihm als Geschenk beim Abschied mitgegeben hatten; wie wir denn Menelaus, Odysseus und andre homerische Helden in Stand gesetzt sehen, durch Gastgeschenke ein Vermögen zu erwerben, welches ihre ererbten oder auf andre Weise erworbenen Schätze weit übersteigt. — Ein gewaltiges aber und lautsprechendes Denkmahl dieses Zeitgeistes sind die sogenannten cyklopischen Bauwerke, deren Ursprung man weder in eine dunkle pelasgische Urzeit hinauf, noch, wie neuere Forscher wollen, in die Zeit nach der Herakliden-wanderung hinab versetzen darf. Warum auch sollte ein Zeitalter, welches die Völker zu Unternehmungen, dergleichen der trojanische Krieg war, vereinigte, nicht solche Werke haben hervorbringen können? Es war keine religiöse Baukunst, sondern eine heroische; nicht bestimmt für das Gedächtniß der Nachwelt, sondern für das Bedürfniß der Gegenwart; welche nicht, wie andre Schöpfungen des Menschengeistes und der Menschenkraft, durch den inwohnenden Begriff, sondern, eben so wie die Heroen jener Zeit, durch die bloße Macht des Daseyns, gleichsam unwillkührlich die Unsterblichkeit erlangt hat. Bezweckend die Vertheidigung des Volks und die Aufbewahrung von Schätzen, waren jene Werke nicht durch Sklavenhände oder Helotendienste

hervorgebracht, sondern durch die Arbeit freier Menschen; und wir sehen beim Dichter die vornehmsten Helden, auch den weichlichen Paris nicht ausgenommen *), selbst Hand anlegen, wie beim Schlachten und Braten der Opferthiere, so nicht weniger bei dem Bau von Häusern und von Mauern und Wällen; und wenn Odysseus durch Noth gedrungen auf der Insel der Kalypso den Bau eines Schiffs mit so großer Fertigkeit vollbringt, so haben wir Grund vorauszusetzen, daß auch dieses Handwerk, wie gewiß alle ähnliche, durchgehends von den Heroen sorgfältig erlernt und ausgeübt ward. Gewaltige Steine aber über einander zu schichten, damit sie durch ihre Masse zusammenhielten in einem Werke, wo der selbstständig bleibende Stein gleichsam den Mann darstellt, der ihn herbeigeschafft hatte, war freier Männer nicht unwürdig, wie es das Mauern lehmener Wände, oder das Schnitzen von Holz und Bretern zu einem Gebäude, woran die Arbeit des Einzelnen in dem Ganzen untergehn mußte, unstreitig gewesen wäre. Die Staaten jener Zeit gleichen vollkommen jenem Cyklopengemäuer; sie halten zusammen durch die Kraft ihrer Glieder und die Tugend ihrer Häupter, nicht durch kunstreiche Bindemittel und sorgfältige Fügung; und der Abstand jener ältesten Bauart von der späteren hellenischen Baukunst ist nicht größer als die Kluft, die zwischen den heroischen Staaten der

*) Il. VI, 314.

homerischen Welt und den späteren griechischen Republiken liegt.

Aus diesen flüchtigen Andeutungen über den Charakter des heroischen Zeitalters ist ersichtlich, wie wir, um den Dichter und seine Zeit zu verstehn, den Schilderungen im Wesentlichen vollkommnen Glauben beizumessen haben, welche er von der Größe und Gewalt der heroischen Individualität uns gibt. Es war eine Zeit, wo die Idee, welche in der Menschheit und der Weltgeschichte lebt, ganz einging in die Individualität und Persönlichkeit, und die Zeit dieses Eingangs, der vielmehr ein Durchgang ist, steht in der Mitte zwischen der asiatischen Menschenwelt und der europäischen; denn in jener hatte die Idee das Individuum noch nicht erreicht, in dieser ist es wieder aus ihm herausgetreten. Wie dieser Durchzug in dem Heroenalter noch nicht vollendet war; wie noch ein Theil der göttlichen Idee an den Grenzen des Himmels und des Landes der Hellenen, auf dem Olymp zurückblieb und auch dort die Gestalt von Individuen, aber von übermenschlichen annahm; wie auch die bereits Mensch gewordene Idee noch keine bleibende Stätte unter den Sterblichen fand, sondern abwechselnd sich ihnen nahte oder sie floh; bis sie endlich vereinigt mit jenem Göttlichen, welches die Menschheit noch nicht berührt hatte, vollständig einging in die Person Jesu Christi von Nazareth, des Herrn und Heilandes der Menschen; in dessen Leiden und Sterben sie sich wieder vereinigte

mit dem Vater und nun zu dessen Rechten die Welt bis an deren Ende beherrscht: — alles dieß sind Betrachtungen, welche theils außerhalb der Grenzen der gegenwärtigen Abhandlung liegen, theils in dem Nächstfolgenden noch von verschiednen Seiten werden berührt werden. Jetzt kehren wir dahin zurück, wovon wir ausgegangen waren; wie nämlich dieser Charakter der geschilderten Zeit sich zu dem Dichter Homer verhält.

Die epische Dichtung kündigt sich an als den Schluß des heroischen Zeitalters; eben so wie die Stiftung des Christenthums der Schluß des Alterthums war. Schon ihr Inhalt deutet dahin: und hier sey es erlaubt, noch einmal auf jenen merkwürdigen Gegensatz, den die Ilias und die Odyssee unter einander bilden, zurückzukommen und ihn hier von einer neuen Seite zu beleuchten. In dem Streit des Agamemnon und des Achilles, welchen der Dichter selbst als den eigentlichen Inhalt der Ilias angibt, erblicken wir den Kampf des allmählich hervortretenden politischen Princips, der Gesetzesherrschaft und der Staatsmacht, mit der freien, kein Höheres über sich erkennenden Individualität des Heroenthums, und sehen verkündiget das Unterliegen der letzteren. In dem Kriege vor Ilium sank die zweite Blüthe der Heroenwelt, wie nach Hesiods Andeutung in der Belagerung Thebens die erste gesunken war*);

*) Hesiod. Opp. et DD. v. 146. Von dem Thebischen Krieg handelten epische Gedichte, die nach der Ilias und der Odyssee die allerschönsten waren, so daß die Meinung

und die Schuld davon trug eben jener verhängnißvolle Streit der Staatsmacht mit dem Heroenthum: wie auch der Zweck jenes thebanischen Krieges die Gründung einer regelmäßigen Königs- und Gesetzesherrschaft gewesen war; indem man von Argos aus, dem uralten Throne der letzteren, den von seinem heroischen Bruder vertriebenen Königssohn Polynices in Theben wiedereinsetzen und damit der Legitimität des Königthumes über die freie Kraft des Heroenthums den Sieg erfechten wollte. Weshalb es denn sehr bedeutungsvoll ist, wenn eben jene beiden Königsgeschlechter der Labdaciden und der Pelopiden in ihren Handlungen und Schicksalen vorzugsweise Stoff der Tragödie wurden: denn sie waren es, die jene naturtreue Harmonie der heroischen Welt zuerst gestört hatten durch die Gründung einer Macht, welche der göttlichen Natur der Individualität fremd blieb. Der Streit aber zwischen Achill und Agamemnon brachte den Heroen den Untergang weniger durch die Geschosse und Schwerdter der Trojaner, welche die Größeren unter den Heroen, auch während Achilles zürnte, doch selten genug noch trafen; als vielmehr dadurch, daß sie jetzt zuerst erfuhren, „wie ein König, dem Zeus selber Macht und Ansehn gab, keinesweges bloß eine Ehre wie seines Gleichen genießt," und wie auch der edlere und größere Heros dem geringeren weichen muß, wenn diesen das Gesetz und die Staats-

---

Beifall finden konnte, Homer sey ihr Verfasser. Paus. Boeot. IX, 3.

macht begünstigt *). — In der Odyssee dagegen ist das wahre Ziel jener Sehnsucht, die dieses Gedicht beseelt, eben ein geordneter bürgerlicher Zustand, welcher in dem schwindenden Heroenalter eine neue Idee lebendig machen soll, die nicht mehr in die Grenzen der Individualität eingeschlossen ist: so daß man also sagen könnte, der epische Dichter blicke, dem Janus gleich, mit doppeltem Antlitz erst in die Vergangenheit seines Volks zurück, und dann vorwärts in dessen Zukunft.

Weit mehr aber, als durch ihren Inhalt, be-

---

*) Auffallend verwandt auch in dieser Hinsicht mit den homerischen Sagen ist der Inhalt der alten nordischen und deutschen Poesie. Siegfried, das Burgundische Königsgeschlecht, Etzel und Dietrich von Bern sind hier gleichsam Stufen, durch die das Heroenthum allmählig zum Königthum fortschreitet, unter steter Zerstörung und Vertilgung des früheren. Auch die Sage vom Hermanarich, die Jornandes so einfach erzählt, daß sie für historisch gelten kann, nordische Bearbeitungen aber mannigfaltig modificiren und ausschmücken, erzählte den Untergang und die Selbstzerstörung eines Heroengeschlechts durch die angemaßte Königsmacht, Verbrecher im Namen des Staats zu bestrafen, das freie Heroenrecht der Selbstrache beeinträchtigend. Einen ähnlichen Geist athmen die skandinavischen Erzählungen von dem Untergang der Ynglinger und der Skioldinger bei Snorro Sturleson. — Besonders zur Zeit der Völkerwanderung scheinen die germanischen Sagen diesen Charakter angenommen zu haben; doch ist er großentheils vielleicht schon früheren Ursprungs, weil jede Heroenwelt von der ersten Zeit ihrer Blüthe an schon eine verschwindende ist. — Unter den im eigentlichen Mittelalter entstandenen Sagen, welche den Gegensatz von Heroenthum und Königthum darstellen, ist wohl keine so großartig, wie die vom Cid. Auch mehrere der Sagen aus den Kreisen von Karl dem Großen und von Arthur gehören hieher; z. B. die Geschichte von den Haimonskindern.

schließt die epische Poesie durch ihren Charakter und ihr Wesen das Zeitalter der Heroen; welches sich eben dadurch als vollendet und erschöpft darstellte, daß es ein so vollständiges Abbild seiner selbst zurückließ. Es ist, wie wir oben sahen, das Wesen der epischen Poesie, die Idee als ein Ganzes, und zwar als ein ansich=seyendes, ein Naturganzes aufzufassen: nicht die einzel=nen Gestalten, in welche die Idee, wenn sie in die Individualität eintritt, sich zersplittert, sind der würdige Vorwurf ihrer Darstellung, sondern die vollständige Gruppe dieser Gestalten; deren Bestandtheile und Zu=sammensetzung den Dichter aus den Geheimnissen des Schicksals und der ewigen Naturnothwendigkeit die Muse lehrt; welche, damals noch eine der olympischen Gott=heiten, erst später auf den Pindus, den Parnaß und den Helikon herabstieg, um Vermittlerin zu werden zwischen den Menschen und den Göttern des Olympus. Es war aber diese Muse zugleich die Göttin der Ruhe und der immer gleichen, von keinem Sturm bewegten und durch keinen Nebel getrübten Gemüthsstille; darum konnte sie in den Seelen der Menschen erst dann eine Stätte finden, als jener Kampf der großen Indivi=duen beendigt war, den die Kraft des heroischen Zeit=alters nothwendig mit sich führte; so wie sie ihren Of=fenbarungen nur dann Vollständigkeit zu geben ver=mochte, wenn das Schauspiel der Entfaltung der Idee in der Fülle und Mannigfaltigkeit der Individualität wirklich ausgespielt war. Die epische Dichtung bezeich=

net daher das Zurücktreten der Charaktere und Individuen des Heroenthums in die ruhigere Allgemeinheit: der Dichter selbst ist charakterlos, und die Geschichte weiß weder von seiner Person noch von seinem Leben viel zu erzählen; aber diese Charakterlosigkeit ist nicht die negative der Leere und des Mangels an wahrem Wesen, sondern die positive der Fülle und der lebendigen Ineinsbildung alles besondern Charakteristischen. Es ist daher auch historisch sehr bedeutsam, daß die epische Poesie in den Niederlassungen der Griechen an Asiens Küsten entstand; auch hier zeigte der Orient seine Kraft, das Besondere in den Aether der Allgemeinheit zu erheben*); und das Meer, welches vorher ein trennendes und sonderndes Element gewesen war, bewieß, als es zum zweitenmale überschritten ward, daß es ebensowohl seine Natur sey, auszugleichen und

*) Will man den Einfluß richtig würdigen, den die Natur der Länder und der Himmelsstriche auf den Charakter und den Geist der Einwohner ausübt, so muß man weniger diejenigen Eigenschaften in Betrachtung ziehen, welche ihnen an sich zukommen, als vielmehr die relativen, wodurch sie sich von andern Ländern unterscheiden, insbesondre von der etwanigen frühern Heimath ihrer Bewohner, oder den Ländern, welche diese durchzogen waren, ehe sie ihre nachherigen Wohnsitze einnahmen. — Fragt man z. B., woher in der indischen Mythologie die so sehr vorherrschende und für ihren Charakter sehr bedeutungsvolle Anschauung des Wasserreichs und seiner Schöpfungen, der Wasserpflanzen, Wasserthiere u. s. w. komme, da Indien doch weder ein Inselland, noch sonst übermäßig wasserreich ist: so dient zur Antwort, daß die Indier aus dem innern und hohen Asien dort einwanderten, und daher der erste Anblick größerer Wassermassen ihre Phantasie leicht mit solchen Bildern schwängern

zu vereinigen. Schon vorhin bemerkten wir die Erhabenheit des Dichters über die Beschränkungen der Stammindividualität; wir sahen zugleich, wie sie bedingt war durch jenen die Allgemeinheit und das Gleichmaaß liebenden und selbst gleichsam fließenden Charakter des Stammes, dem er angehörte: ihre volle Bedeutung aber in der Geschichte und der Wirklichkeit konnte diese Eigenschaft erst erhalten durch die Entfernung von dem vaterländischen Boden, in welchem die Eigenthümlichkeiten und die Beschränkungen der Völkerschaften zu

---

konnte. Eben daher ist auch die Erscheinung zu erklären, daß unter der neuern Bevölkerung Italiens die Natur des Landes eine weit größere Rolle spielt, als unter der alten. Die Pelasger und übrigen alten italischen Völker wanderten theils aus Gegenden ein, die an Klima und Landesart dem neuen Vaterland glichen, theils, und dieß ist wohl das Wichtigste, wurden sie erst in Italien zum Volke. Die germanischen Völker hingegen empfingen, aus dem dunkeln Norden hereinziehend, den vollen und frischen Eindruck dieses paradiesischen Landes, und theilten ihn den früheren Bewohnern, mit denen sie sich vermischten, mit. Auch in Bezug auf einzelne Menschen ist es ja eine sehr allgemeine Wahrnehmung, daß die eigenthümlichen Naturscenen eines Landes auf Fremde einen größern Eindruck machen, als auf Einheimische, wie auch, daß die Einwohner solcher Gegenden, die häufig von Fremden besucht werden, mehr Sinn für ihre Natur haben, als einsam lebende. — Bei dieser Betrachtungsweise kann man leichter, als bei der bisher gewöhnlichen, dem geschichtlichen Einfluß der sinnlichen Natur auf die Völker Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne die Freiheit des Geistes dadurch zu beeinträchtigen: und eben dieselbe ist auch anzuwenden, um die Erscheinung zu erklären, wie die Natur der asiatischen Küstenländer, welche auf die morgenländischen Völker zersplitternd und vereinzelnd wirkte, auf das Gemüth der Hellenen den entgegengesetzten Einfluß ausüben konnte.

schroff hervortraten, als daß sie eine vollkommene Erhebung darüber gestattet hätten. — Kann man aber auch auf die angedeutete Weise die homerische Poesie als Resultat des Zusammentreffens äußerer Umstände betrachten; des Volkscharakters, der Natur des Landes, der Schicksale und der Wanderungen griechischer Stämme: so ist doch stets die Einsicht festzuhalten, daß, wie der Grund jeder wahrhaft welthistorischen Erscheinung, so auch ihr eigentlicher und wahrer Grund nur in der innersten Tiefe der Geschichte, in der Entfaltung des Weltgeistes selbst zu suchen ist, der eben auf eine solche Weise sich offenbaren mußte. In der Dichtung des Homeros faßte der Weltgeist noch einmal alles zusammen, was er bisher in der Breite der Besonderheit auseinandergelegt hatte; so erst ward jene Ausbreitung zur wahren Offenbarung, und gewann unsterbliches Leben für alle folgende Geschlechter. Die Charaktere der Heroenwelt sind die gewaltigen aber trüben Kräfte des Urgrundes, welche durch den Verstand der Weltgeschichte geschieden werden mußten, damit die Seele der Allgemeinheit, „der im Dunkel der Tiefe leuchtende Lebensblick" in der Schöpfung des Dichters an das Tageslicht hervortreten konnte. Durch diese ward die in der Besonderheit des Charakters und der Individualität waltende Naturnothwendigkeit in Freiheit verklärt; denn der Dichter versenkte die beschränkten positiven Momente jener Besonderheit in die unendliche Negativität der Einzelheit, aus der nun der Wille und

der Charakter als freie Aeußerungen des Geistes wieder hervortreten konnten. Fortan wandelten nun zwar die Götter nicht mehr als Menschen unter den Menschen; Größe des Geistes und Tiefe der Seele war nicht mehr mit überlegener Kraft und hinreißender Schönheit des Körpers unzertrennlich gepaart: aber der Genius hatte einen höheren Ausdruck seines Wesens im Menschengeiste gefunden. Die Idee, welche bisher nur in der begränzten und schnell vorüberfliehenden Erscheinung mächtig aufgetreten war, hatte sich bewährt als das aller Erscheinung zum Grunde liegende, ewig sich selbst gleiche Wesen: und je mehr sie als solches unter dem menschlichen Geschlecht einheimisch wurde, desto gleichgültiger ward die Erscheinung und das Individuum. — Allerdings blieb auch diese Offenbarung noch innerhalb der Grenzen der unmittelbaren, nicht zum Fürsichseyn des Begriffs herausgebildeten Substanz; das Selbstbewußtseyn fehlte ihr, denn Homer selbst kannte die Freiheit nicht, die er durch seinen Gesang dem europäischen Menschengeiste errungen hatte, und die Weltanschauung des Epos hielt sich streng in der Einheit mit der Natur, aus der sie erzeugt war. Doch das Schöpfungswort war ausgesprochen, welches den menschlichen Geist sich zusammenraffen und seine Selbstheit gewinnen hieß: einmal hingestellt wirkte es lebendig fort, und versammelte um sich herum die Künste und die Wissenschaften als Bewahrerinnen der geistigen Universalität und Erweckerinnen der in ihr allein wahrhaft lebendigen

Freiheit, indem es sich selbst und diesem seinen Gefolge Bahn machte in den Seelen der Menschen und zunächst seines begünstigten Volkes.

Der Mangel des vollendeten Fürsichseyns der epischen Offenbarung des Weltgeistes drückt sich geschichtlich dadurch aus, daß die Historie wohl dem Namen des Homeros Unsterblichkeit, nicht aber seiner Person Bedeutsamkeit verliehen hat. Die letztere behandelt sie vielmehr als ganz gleichgültig, und schweigt über sie: dahingegen die selbstbewußte und unendlich höhere Offenbarung in Christo ganz an die Person des Heilandes sich anknüpfte, und keiner Werke bedurfte. — Um so denkwürdiger nun, als sie mit dem Stillschweigen der Geschichte den auffallendsten Gegensatz bildet, ist die ausgezeichnete, fast göttliche Verehrung, welche die Griechen einstimmig ihrem Homer erwiesen; die Bereitwilligkeit, mit der sie ein Individuum eines entfernten Zeitalters für so ohne Vergleich erhaben über alles verwandte Verdienst, auch das höchste, späterer Zeiten unbedenklich anerkannten; und die Zuversicht, welche auch nicht den leisesten Zweifel aufkommen ließ über die Einheit und Persönlichkeit des Schöpfers dieser Werke. Und gewiß wird Jeder, der in der Weltgeschichte etwas Tieferes zu suchen gewohnt ist, als Spiele des Zufalls und Ergebnisse des gesetzlosen Eigenwillens der Einzelnen, hinter dieser bedeutungsvollen Decke etwas Hohes und Ungemeines verborgen ahnden, und die Stelle, die wir der homerischen Poesie in dem Gange

der Weltgeschichte und der Entwicklung des Menschengeistes anwiesen, nicht für übertrieben hoch, noch die Grenzen des Menschlichen übersteigend achten. Homer selbst erkennt etwas Göttliches in der Stimme des Volks und der allgemeinen Meinung; und so wenig man das Urtheil des großen Haufen zu achten Ursache hat, sobald dieser nach seinem Belieben und augenblicklichen Wohlgefallen oder Misfallen lobt oder tadelt, so große Ehrfurcht gebührt der Stimme des Volkes, wenn sie auf eine religiöse oder moralische Idee sich bezieht und durch eine Folge von Geschlechtern fortpflanzt. Die erstere Art der öffentlichen Meinung ist gleichsam der Affe der zweiten: und wir gewahren hier dasselbe auffallende Zusammentreffen von Hohem und Niedrigem, welches die Natur und die Geschichte allenthalben zeigt, wo ein nur in dem Begriff und der Idee Lebendiges und wahrhaft Seyendes in der Erscheinung und der Vorstellung, dem sinnlichen Daseyn, verwirklicht werden soll *). Es kann in manchen Fällen schwierig scheinen, beide Arten der Volksstimme von einander zu unterscheiden, aber es gibt untrügliche Kennzeichen, welche die höhere Bedeutung derselben verbürgen, und eines derselben ist es, wenn der Beifall, den ein Werk findet, in eine begeisterte Verehrung seines Urhebers, in einen Enthusiasmus für den Namen übergeht, an den es sich anknüpft. Wie auch

*) Vergl. Hegel's Phänomenologie des Geistes. S. 285 ff.

das unermeßlichste Wohlbehagen, welches der große Haufe nicht nur in Deutschland, sondern fast in ganz Europa an „Menschenhaß und Reue" und andern ähnlichen Produktionen fand, dem Namen Kotzebue nicht die geringste edlere Bedeutung zu leihen vermochte: so zeugt dagegen selbst der Umstand, daß der Name Homer auch die werthlosesten Dichtungen zu adeln im Stande war, für den höhern Sinn dieser Verehrung, welche nicht bloß ein Resultat des augenblicklichen Wohlgefallens war, das man an seinen Werken fand, sondern Anerkennung der Würde, welche der Dichter in der Weltgeschichte behauptet. Das Streben aber, welches unsrer heutigen gelehrten Forschung inwohnt, die großen Namen so viel möglich aus der Geschichte zu vertilgen, und das Edle und Hohe, was sich an sie knüpft, der Masse des Volkes zu vindiciren, ist der verwerflichste historische Pantheismus; der, wie aller Aberglaube dieser Art, das Göttliche, indem er es mit dem Gemeinen gleichsetzt, bald gänzlich vernichtet. Widrig in der That ist es zu sehen, wie eben diejenigen Schriftsteller und Forscher, deren Tendenz dahin geht, den Geist aus der Weltgeschichte als einen lästigen Gast bei Seite zu schaffen, indem sie das Gedächtniß der großen Menschen, durch die er wirkt, und deren Wirken sie nicht verstehen, zu verlöschen trachten, die Worte am häufigsten im Munde führen, mit denen sie ihn zu bannen glauben; als da sind: Volksthümlichkeit, Nationalsitte, Volksglaube, Volkspoesie u. s. w.: gleich als meinten

sie, es lasse sich derselbe, wie manche gutherzige Menschen, mit Schmeicheleien und höflichen Redensarten begütigen, wenn man ihn durch die That auch noch so gröblich beleidigt.

Unwillkührlich sind wir, indem wir den Charakter des Heroenalters durch Hülfe des Dichters zu schildern unternahmen, zu der Betrachtung des Dichters selbst zurückgekehrt; und daß wir uns überall auf sie zurückgewiesen finden, ist fürwahr nicht bedeutungslos. Denn nicht nur ist uns der Dichter Hauptquelle für die Kenntniß dieses Zeitalters; sondern es ist selbst keineswegs Zufall oder Ungunst des Schicksals, sondern höhere Nothwendigkeit, daß er es ist. Die heroische Zeit konnte ihrer Natur nach keine Historie haben; das Epos ist ihre Historie. Denn die eigentliche Geschichte behandelt die Idee als ein Vermitteltes oder Reflektirtes; sie bedient sich des Causalzusammenhanges der Begebenheiten, um die Beziehung derselben auf eine als Wesen hinter ihnen verborgne Idee zu zeigen, weil es ihr Geschäft ist, die Rückkehr der letzteren aus ihrem Außersichseyn, der Natur, zum Fürsichseyn des Geistes darzustellen. Auch die Geschichte ist daher, wie wir es von den übrigen Gattungen der Poesie und von den andern Künsten früher zeigten, späteren Ursprungs als das Epos, welches den Geist noch nicht von der Natur trennte und in der Unmittelbarkeit der sinnlichen Erscheinung die ganze Fülle des Wesens fand. Es ist eine denkwürdige Gerechtigkeit des Welt-

geistes, daß er eben jenen Individuen, die in ihrem persönlichen Daseyn alle Herrlichkeit des Menschlichen unmittelbar zu besitzen schienen, das unsterbliche Gedächtniß ihres Namens und ihrer einzelnen Handlungen und Schicksale verweigerte, und nur ihr allgemeineres Wesen durch eine Darstellung, die nicht die Personen als Personen und ihre Thaten, sondern nur die Idee aller Individualität vor Augen hatte, verewigen ließ; während er den Helden späterer Zeiten, die nicht selbst Ganze, sondern nur Glieder einer größeren Kette sind, jene besondere und individuelle Unsterblichkeit zugestand. Es ist damit ausgesprochen, daß jener Naturzustand des Menschengeschlechts, wo das Höchste nicht in der Gestalt des Begriffes als Staat, als Religion, als Wissenschaft über den Individuen schwebt und von diesen als ein von ihrem Selbst Unabhängiges und Ewiges im Bewußtseyn anerkannt wird, sondern in der sinnlichen Gegenwart der Individualität ein unmittelbares und erschöpfendes Daseyn hat, ein dem Geist unangemeßner ist; dessen Element nicht die natürliche Unmittelbarkeit, sondern der Begriff ist, in welchem allein alles menschliche Seyn seine Wahrheit hat, welches außerhalb seiner nur Schein bleibt und der Natur anheim fällt. Weit entfernt daher, den Verlust einer eigentlichen Geschichte des heroischen Zeitalters zu beklagen, müssen wir vielmehr die Unmöglichkeit einer solchen anerkennen; denn soll die Historie in dem Causalzusammenhange faktisch beglaubigter Thatsachen eine Idee

darstellen, so muß diese aus dem unmittelbaren Daseyn heraus in den Hintergrund als Wesen getreten seyn, oder in der gleichgültigen Besonderheit des Gegebenen als Seele der Allgemeinheit, als Begriff wohnen. An dem epischen Gedicht hingegen, welches die Darstellung der Idee in dem unmittelbaren Daseyn nur durch die größte Freiheit des Schaffens erreichen kann, indem es seinen Gegenstand als Eins mit seinem eignen Wesen, nicht aber als getrennt davon für sich bestehend anschaut, darf man historische Treue im Vortrag des Besonderen und Einzelnen so wenig fordern, wie an einem sinnlichen Kunstwerke Köstlichkeit des Stoffes, in welchen der Geist des Künstlers die göttliche Schönheit einbildete. Es mußte vielmehr dem Epos die Sage vorangehen, und ihm zum Stoff und zur Unterlage dienen, weil durch diese erst jene Einheit des Gedachten mit dem Gedanken erzeugt ward, welche das Epos als schon vorhanden voraussetzt, um in ihr als in dem Element seines Lebens mit Freiheit sich zu bewegen.

Ein Andres aber, als die eigentliche Geschichte desselben wäre, welche wir für unmöglich erkannten, ist die wissenschaftliche Betrachtung der geistigen Momente und Zustände des heroischen Zeitalters und seiner Beziehungen zu der vorangehenden und nachfolgenden Menschenwelt; welche allerdings eine wesentliche Aufgabe der historischen Wissenschaft überhaupt bleiben muß. Indem wir es jetzt unternehmen, die Hauptseiten dieser Betrachtung in einem kurzen Umriß anzu-

deuten; erlauben wir uns zuvor die Bemerkung, daß der Gesichtspunkt, von dem aus die Welt, die wir hier vor uns ausgebreitet sehen, aufgefaßt seyn will, ein ganz eigenthümlicher ist. Da nämlich die Erscheinung der heroischen Individualität und die Abspiegelung derselben in der epischen Dichtung das Höchste ist, was jenes Zeitalters besaß oder was es zur Wirklichkeit brachte; ja sein Ein und Alles wohl genannt werden darf: so kann, was auch sonst in ihm enthalten ist; seine Verfassung, seine Religion, seine sinnlichen und sittlichen Zustände, für nichts andres gelten, als für eine Basis, worauf jener wesentliche Inhalt ruhte, für eine Element, durch welches er bedingt war. Wenn in andern Perioden der Weltgeschichte Staat, Religion und Wissenschaft gleichsam höhere Geister sind, die in jenem chemischen Proceß der Geisterwelt, worin die Individuen stets wechseln und verschwinden, sich erst erzeugen und gestalten, und fortwährend durch ihn ihre Lebenssäfte überkommen; so verhalten in dem Heroenalter sich diese Wesenheiten vielmehr als das Untere, als die erzeugende und bedingende Natur zu dem Leben der Individuen. Dieser Gedanke mag wohl trefflichen Forschern vorgeschwebt haben, wenn sie die Behauptung aufstellten, daß die Ergründung des Wesens der heroischen Zeiten mehr Aufgabe der Naturforschung sey, als der Historie; wogegen sich aber einwenden läßt, daß es doch stets der Geist ist, und zwar der menschliche Geist, welcher hier

Naturgestalt angenommen hat; weshalb man denn nicht zweifeln darf, daß auch auf dem Gebiet geschichtlicher Betrachtung viele Aufschlüsse sich finden lassen über den Gang, den er dabei nehmen mußte; obgleich wir keineswegs zu läugnen meinen, daß, wie die Natur in dem Organismus dem Geist sich mehr und mehr zu nähern beginnt; eben so auch der Geist in den Anfängen seiner Thätigkeit auf mannigfaltige Weise den Gesetzen der Natur unterworfen bleibt.

Die Darstellung selbst aber jener Welt, die man als die Basis und den Schauplatz des Heroenthums zu betrachten hat, kann man, wie jede historische Darstellung allgemeiner Zustände eines Volks oder Zeitalters, unter drei Gesichtspunkte zusammenfassen, von denen der erste die Sprache, der zweite den Staat, der dritte die Religion begreift. Diese drei Gebiete umfassen auf geistige Art alles, was zu der Idee des Menschlichen gehört; indem die Sprache, als das Element der Unmittelbarkeit, in welchem alles Menschliche schwimmt, die Möglichkeit dieser Idee bedingt; der Staat als das Wesen, dessen Erscheinung das Leben der Individuen ist, sie zur Wirklichkeit erhebt; die Religion endlich als der Begriff, in den die Wirklichkeit eingehen muß, um sich als Wahrheit zu behaupten, die Nothwendigkeit der Idee darstellt. Hieraus ist ersichtlich, daß ein jedes dieser Gebiete in seiner Breite das Ganze des Menschlichen umfaßt: nur in verschiedenem Sinne; die Sprache nämlich auf

unmittelbare Weise, der Staat reflektirend, die Religion aber begreifend. Das Verhältniß aber dieser drei idealen Gebiete, (welche die Philosophie des Geistes abgerundet und vollendet zeigt), zu den besondern Zeitaltern und Völkern aufzuweisen, ist die Aufgabe der historischen Wissenschaft; und nur wenn sie ihren Stoff durch diese drei hindurchführt, wird sie die Betrachtung desselben erschöpfen können; indem allenthalben der menschliche Geist Anlage zu allen diesen geistigen Gestaltungen zeigt, wenn er auch noch nicht sein Daseyn zur vollständigen Entfaltung derselben herausgebildet hat. Wir wollen es jetzt versuchen, in der Begleitung des Homer diese drei Gebiete dem Dante gleich zu durchwandern (indem man die Sprache die Hölle, den Staat das Fegefeuer, die Religion das Paradies des Menschengeistes wohl nennen könnte): zuvor aber wir im Allgemeinen den Standpunkt anzugeben, welchen die homerische Welt auf dieser Stufenleiter des Geistes einnimmt, und die Haupt- und Grundansicht, welche uns bei diesen Betrachtungen leiten muß.

Obgleich jene drei Gestaltungen des Menschengeistes in der Weltgeschichte, wie wir so eben bemerkten, nicht eigentlich der Zeit, sondern dem Wesen nach auf einander folgen, und daher stets zugleich sind; so läßt sich doch auch in der zeitlichen Entwicklung des Menschengeschlechts eine Stufenfolge nachweisen, die der angegebnen inneren analog ist und als ihr äußerlicher Ausdruck gelten muß. Es leidet nämlich keinen

Zweifel, daß alle menschliche Bildung mit der Sprache begann, welche in der frühsten Zeit die Stelle des Staates und der Religion vertreten mußte, und diese beiden, wo sie sich selbstständig hervorzuthun anfingen, in ihr Gebiet zurückzog und mit sich identificirte; daß später die Idee des Staates herrschend wurde und sich zu der Würde der Substanz des Menschlichen aufschwang; bis endlich mit der Entstehung des Christenthums der Begriff hervortrat und die Religion als die Wahrheit und Nothwendigkeit aller früheren Gestaltungen der Idee an die Spitze der Menschheit stellte, um durch sie jene nicht bei Seite zu schaffen und zu vernichten, sondern sie auf ihr eigenthümliches Gebiet zurückzuweisen und innerhalb desselben ihnen eine Vollendung zu ertheilen, welche sie unabhängig und sich selbst überlassen nie erreichen konnten. Das heroische Zeitalter nun steht in der Mitte zwischen den Perioden des Vorherrschens der Sprache und des Vorherrschens des Staates; denn die Sprache ist die leitende Idee der orientalischen, der Staat jene der hellenischen Welt. Es war das Heroenthum einerseits das Endziel alles Strebens und aller Bildung des Orientes; denn in ihm war jene Unmittelbarkeit des geistigen Daseyns, nach welcher die Sprach- und Symbolwelt des Orientes hinstrebte, dadurch vollendet, daß der Geist die vollkommenste Einheit mit der Natur, der er von dem Anfang seines selbstständigen Seyns an entfremdet gewesen war, gewonnen hatte: andrerseits aber ist es der Ausgangs-

punkt der europäischen Welt, weil mit derselben Vollendung und Abrundung jener Sphäre der Unmittelbarkeit das Seyn des Menschlichen zugleich als Wesen hinter die Erscheinung zurücktrat, und das freie Staatsleben als die Sichselbstgleichheit des Geistes in seiner wechselnden Erscheinung erzeugte.

Das Studium des Homer in sprachlicher Hinsicht erhält seine höhere wissenschaftliche Bedeutung nur durch eine wahrhaft philosophische Vergleichung der epischen Sprache theils mit den orientalischen Sprachen, theils mit den späteren hellenischen Sprachformen. Eine solche Vergleichung aber müßte ausgehn von einer Bestimmung des Verhältnisses, in welchem in jeder dieser Perioden die Sprache zu der gesammten Cultur steht. Sie würde zeigen, daß in dem ältesten Orient die gesammte Thätigkeit des Menschengeistes dahin ging, ein unmittelbares Daseyn, gleich dem Daseyn der Natur, aber dieses in sich aufnehmend, zu gewinnen; sich abschließend innerhalb des Kreises der Qualität, der Quantität und der Maaßverhältnisse, und darum aus sich erzeugend die Schöpfung der Sprache, des Zahlensystems und endlich des Symbols. Ohne sich lange dabei zu verweilen, wie auch Staat und Religion jener Völker, und folglich auch ihre Kunst und Wissenschaft (welche nach der historischen Betrachtungsweise in Staat und Religion enthalten sind), nichts anderes waren als Sprache, Zahl oder Symbol (weil diese Betrachtung einem andern Gebiete angehört): würde sie weiter zei-

gen, wie in der Welt des hellenischen Heroenthums, nachdem der Menschengeist aus der Breite des äußeren unmittelbaren Daseyns in die Tiefe der Individualität eingekehrt und mit der Natur völlig eins geworden war, Sprache, Zahl und Symbol als abgeschlossene, begränzte Gebiete in den Hintergrund treten und fortan nur dienen mußten, da sie bisher geherrscht hatten. Hieraus würde sich ergeben, wie man jene orientalischen Sprachen, insbesondre den Sanskrit als die vollendetste und edelste unter ihnen, als selbstständige Schöpfungen des Geistes zu betrachten habe, bezeichnend eine Stufe seiner welthistorischen Entfaltung, und unabhängig von andern Geistesthätigkeiten durchaus für sich bestehend: die hellenische hingegen und die neuern europäischen Sprachen als bloße, das Wesen nicht erschöpfende Formen, Mittel zur höhern Geistesthätigkeit und Gefäße für die Aufnahme ihrer Schöpfungen. Hieraus erst würde man einen richtigen Maaßstab erhalten können für die Beurtheilung des geistigen Werthes der Sprachen und für die Bestimmung des Charakters der Nationen aus der Beschaffenheit ihrer Sprachen. Ist die Sprachschöpfung eine bloße formale Thätigkeit des menschlichen Geistes; so muß man zugeben, daß die Vollkommenheit einer Form darin besteht, an den gegebnen Inhalt mit möglichster Innigkeit sich anzuschließen; nicht aber ein Kleid seyn zu wollen, welches für alle Körper ohne Unterschied paßt. Aufgeben muß man es daher, aus der Tauglichkeit einer Sprache für

den Ausdruck einer möglichst größten Masse von Gedanken und Gedankenformen die Stufe der Geistesbildung berechnen zu wollen, auf welcher das Volk stehe, das jene Sprache hervorbrachte und ihrer sich bedient. Denn gleichwie man bemerkt hat, daß aus schönen Kindern selten schöne Jünglinge und Jungfrauen werden, oder daß eine allzureiche Blüthe nicht eben eine gleiche Fülle der Frucht verspricht: so gibt eine frühzeitige große Ausbildung der Sprache keineswegs einen gültigen Maaßstab für den Werth und den geistigen Charakter eines Volkes; und es ist ein Trugschluß, den man von dem Reichthum und der allseitigen Durchbildung der Sanskritsprache auf die Geistesbildung des indischen Volks und Alterthums gemacht hat. So wenig wie die große Ausbildung technischer Künste bei jenen Nationen und ihre Fertigkeit in der Ausübung derselben für eine entsprechende Höhe der schönen Kunst unter ihnen zeugt, und so wenig wie der Reichthum sittlicher, religiöser und metaphysischer, in der Weise unmittelbarer Anschauung ausgesprochner Gedanken auf eine wahre, geistig-sittliche Wirklichkeit derselben unter ihnen schließen läßt (die nicht durch jene unmittelbaren Anschauungen des frühsten Menschengeschlechts, sondern einzig durch die Arbeit der Weltgeschichte und die tiefere Entwicklung des Selbstbewußtseyns hervorgebracht wird): eben so wenig konnte die technische Vollkommenheit ihrer Sprache eine entsprechende Vollkommenheit ihrer Literatur und Poesie erzeugen. Man möchte vielmehr

das Ganze des indischen Alterthums in seinem Verhältniß zu dem großen Drama der Entwicklung und der Geschichte des Menschengeistes jenen Vorspielen der alt-englischen Bühne vergleichen, in denen die Handlung, welche das Stück selbst verwirklicht zeigen sollte, pantomimisch angedeutet ward. — Ganz ein andrer war der Charakter der Sprache und der Gang ihrer Ausbildung bei denjenigen Völkern, denen bei größerer Tiefe und Energie der geistigen Anlage die Entfaltung und die Verwirklichung des Weltgeistes in der Weltgeschichte übertragen war. Hier schloß sie sich jederzeit eng an den Körper, den sie als Gewand umkleiden sollte, und nahm mit dessen Veränderungen und Umbildungen selbst andre Formen an; verschmähte aber diejenigen Vollkommenheiten, welche dem jedesmaligen Inhalte fremd waren: eben so wie auch in den Gebieten äußerlicher Thätigkeit die Technik dieser Völker nicht ihrer Kunst vorauseilte, oder wie sie es nicht vermochten, diejenigen Wahrheiten auf unmittelbare Weise ungenügend auszusprechen, welche dem Begriff und dem gebildeten Bewußtseyn angehören. — Aus diesem Gesichtspunkt nun verdient die Sprache des Homer betrachtet zu werden; wie sie das Element war, worauf das Heroenalter schwamm und sich abspiegelte, und wie sie zu einer weiteren Ausbildung zwar die Keime in sich trug, aber diese nicht voreilig aufschießen ließ. — Eine erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes liegt außerhalb der Gränzen unsrer Abhandlung: hier nur

einige Andeutungen, welche vielleicht anregen können zu weiterer Forschung.

In der homerischen Sprache ist manches eine Tugend, was, wenn man eine allgemeine Normalsprache verlangen wollte, für einen Mangel gelten müßte. Dahin gehört z. B. der Nichtgebrauch des Artikels, welcher, so wesentlich eine für Reflexion und Begriff gebildete Sprache seiner bedarf, die Sprache einer Heroenwelt nur verunstalten würde. Der Artikel bezeichnet den Gegensatz von Wesen und Erscheinung und durch die Vereinigung beider das Hervorgehen der Wirklichkeit; er verschmilzt die abstrakte Allgemeinheit mit der starren Besonderheit zur concreten und lebendigen Einzelheit; er erhebt das unmittelbare Daseyn durch die Aufnahme in den Begriff zur Objektivität. Was soll er also in einer Welt, die diese Gegensätze und das Hervorgehn des wesenhaften Seyns aus der Negation, des Lebens aus dem Tode nicht kennt: in der Alles unmittelbares Daseyn und Leben, und Seyn und Anschauung ungetrennt von einander ist? Derselbe Grund, welcher die eigentliche, von dem Epos gesonderte Historie aus dem heroischen Zeitalter verbannt, macht auch den Artikel überflüßig: denn was in der Literatur die Historie, das ist in der Sprache der Artikel; der Brennpunkt der Wirklichkeit in der Ellipse der Ideenwelt, der, so lange der Kreis des unmittelbaren harmonischen Daseyns sich noch nicht zur Ellipse der Reflektionswelt verzogen hat, in dem Einen Cen-

trum der Idee verborgen liegt. Den Artikel in die homerische Sprache einführen, hieße daher in der That den reinen Sonnenglanz eines südlichen Himmels durch nordische Nebel verdüstern; dergleichen sich auch in der That während der Heraklidenwanderung über Griechenland zogen, und die Aetherbläue der epischen Dichtung durch ihren Dunst getrübt haben würden, hätten nicht die Jonier jene heitere Unschuld noch bewahrt und an Asiens lebensfrohe Küsten hinübergerettet. — Daß die Sprache der Römer auch bei ganz andern Entwickelungen des geistigen Lebens den Artikel verschmähte; darin ist der schroffe Gegensatz ausgedrückt, worin bei dem römischen Nationalgeiste das Besondre zu dem Allgemeinen blieb, welcher den weltgeschichtlichen Charakter dieses Volkes bezeichnet.

Eine andere Bemerkung, die bei der Betrachtung der epischen Sprache sich uns aufdrängt, ist die durchgängige Priorität, welche in ihr das Zeitliche vor dem Räumlichen, das Thätige und das Werdende vor dem Ruhenden und Daseyenden behauptet. Ich überlasse es allgemeineren Sprachforschungen zu untersuchen, inwiefern auch bei andern Sprachen Dasselbe sich nachweisen läßt, und begnüge mich anzudeuten, wie die homerische Sprache diesen Zug, wenn er auch in der Natur der Sprache überhaupt begründet seyn sollte, besonders rein erhalten hat; so daß sie das rastlose Leben der Individualität und die den Augenblick erfüllende

Kraft des Heroenthums damit trefflich bezeichnet*). Es äußert sich aber diese Eigenthümlichkeit insbesondre in dem lebendigen Hervorgehen der Haupt- und Beiworte aus den Zeitworten, welche letzteren durchaus als der eigentliche Kern, die Urkraft der Sprache erscheinen. Mehrere Redeweisen der homerischen Sprache lassen hierauf sich zurückführen, welche zum Theil auch die spätere griechische Sprache beibehalten hat: z. B. jener Gebrauch des Accusativs, um die Beziehung eines Hauptwortes zu einem passiven Zeitwort oder einem

---

*) Ein höchst schlagender Beweis jener Priorität des Zeitlichen, aber nicht der homerischen Sprache vorzugsweise angehörend, sind jene Worte, die zugleich abstrakt zeitliche und räumliche Verhältnisse bezeichnen, und deren Gebrauch in der deutschen Sprache jenem der griechischen ziemlich entsprechend ist: die Partikeln vor und nach, griechisch πρὸ und ὄπι. Die ersteren dieser Partikeln bezeichnen in der Zeit das Frühere, und also im Gegensatz der Gegenwart und Zukunft die Vergangenheit; im Raume dasjenige, dem wir zugekehrt sind, das im Angesicht liegende: die letzteren hingen in der Zeit das Spätere, Nachfolgende, die Zukunft; im Raume bedeutet das griechische ὄπι (denn das deutsche nach wird vom Raume an sich gar nicht gebraucht) das hinter uns liegende, dem wir abgekehrt sind. Wäre hier die räumliche Bedeutung die ursprüngliche, so hätten die Worte πρὸ und vor offenbar auf die Zukunft, ὄπι aber auf die Vergangenheit übertragen werden müssen; denn unstreitig wird jedermann in seiner unwillkührlichen und unbewußten Vorstellung der Zukunft das Antlitz und der Vergangenheit den Rücken zukehren. Der umgekehrte Gebrauch aber jener Ausdrücke zeigt unwidersprechlich, daß die zeitliche Bedeutung die ältere ist, und daß man die Gegenstände als mit dem Menschen sich bewegend vorstellte, weshalb denn natürlicher Weise das früher Ankommende oder Angekommene mit den Partikeln der zeitlichen Priorität, und umgekehrt, bezeichnet werden mußte.

Adjektiv zu bezeichnen, welchen man gewöhnlich durch die vermeinte Weglassung der Präposition κατὰ erklärt, dessen Ursprung aber in nichts anderem zu suchen ist, als in der dem Passivum oder Adjektiv noch inwohnenden thätigen Kraft des transitiven Zeitwortes, aus dem es geformt ist. Ferner der sparsame Gebrauch der Adverbien im Homer, an deren Stelle lieber das Adjektivum im Accusativ seines neutralen Geschlechtes gesetzt wird, ebenfalls um lieber das Todte aus dem Lebendigen hervorgehen, als umgekehrt das Lebendige durch ein Todtes bestimmen zu lassen. — Es zeigt sich aber dieses Hervorgehen des Räumlichen aus dem Zeitlichen', des Festen und Todten aus dem Flüssigen und Lebendigen nicht nur in der eigentlich sogenannten Sprache, sondern auch in der bildenden und mechanischen Kunst jener Zeit, wiefern sie Ausdruck der Gedanken ist. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht die Beschreibung von dem Schilde des Achilles, welche freilich nicht vom Homer selbst herrührt, aber doch die Sinnesweise jener Zeit ausdrückt, die der eigentlichen bildenden Kunst voranging; sey es nun, daß der Dichter wirkliche Kunstwerke vor Augen hatte, oder daß er die Vorstellung aussprach, die er von einem künftigen Kunstwerk hegte. Wir meinen aber, wenn wir der Bedeutsamkeit jener Beschreibung gedenken, weniger die Art der Darstellung, welche das Werk unter den Händen des Vulkan nach und nach entstehen läßt, (wodurch nur der epischen Dichtung ihr Recht geschieht); als viel-

mehr den Umstand, daß wir in derselben, eben so wie in den Werken der alt-deutschen und italienischen Malerei und auch auf dem berühmten Kasten des Kypselus*), Reihen von Begebenheiten, die in der Zeit auf einander folgen, zu einem und demselben Bilde vereinigt finden. Unstreitig hängt eben damit die Wahrnehmung zusammen, daß die älteste Kunst ihre Gestalten in bewegten und leidenschaftlichen Lagen zu bilden liebte, und erst bei höherer Ausbildung zur Darstellung ruhender überging. Auch in der Baukunst ließe sich vielleicht eine ähnliche Priorität des Zeitlichen nachweisen; die Fabel von Amphions Leyer wenigstens scheint dieß anzudeuten; und es wäre eine Aufgabe für Kunstverständige, einer Verwandtschaft der architektonischen Verhältnisse der griechischen Kunst mit den Rhythmen und den Harmonien ihrer Musik nachzuforschen. Besonders aber bemerken wir in den Symbolen der griechischen Mythologie eine Krystallisation des beweglichen und flüssigen Elements in das feste und starre; und die merkwürdige Stelle der Odyssee (XIX, 562 ff.), welche aus den Worten κραίνειν und ἐλεφαίρειν hörnerne und elfenbeinerne Thore für die wahrredenden und für die trügerischen Träume zimmert, ist nicht das einzige Beispiel ihrer Art, sondern setzt eine allgemeine Gewohnheit voraus, die wohl eine ausführlichere, ihr eigends gewidmete Untersuchung verdiente.

*) Es waren hier die zur Ehre des Pelias gefeierten Spiele, erst nach ihren einzelnen Momenten, dann beendigt dargestellt. Paus. El. pr. XVII, 4.

Wir sind hiemit übergegangen auf das dem Gebiete der Sprache sehr verwandte und in dem weiteren Sinn, in welchem wir hier von der Sprache reden, mit ihm identische Gebiet der Symbolik. Ehe wir aber noch von dieser ein Mehreres sagen, müssen wir zuvor eines zwischen der Sprache und dem Symbol in der Mitte liegenden Elementes gedenken; nämlich der Zahl, deren Erfindung und Anwendung in der Bildung der alten Welt den Uebergang ausmachte und gleichsam die Brücke von der eigentlichen Sprache in das Reich des Symbols. Denn nachdem der menschliche Geist vermittelst der Sprachschöpfung sich in die Breite des unmittelbaren Daseyns ergossen und die Welt der qualitativen Unterschiede für sich gewonnen hatte, fühlte er das Bedürfniß, seine eigne Einheit und die Einheit der Welt festzuhalten und, ohne die gewonnenen Unterschiede aufzugeben, sie zu gleichgültigen zu machen, durch die die Einheit des Seyns, in der Alles begriffen ist, nicht gefährdet werden konnte. Hiemit geschah der Eintritt in das Reich der Quantität *) und das Element derselben, die Zahl, ward jetzt ein nicht weniger allgemeines Ausdrucksmittel für alle geistigen Beziehungen, als es die Sprache in dem Reiche der Qualität blieb. So geschah es denn, daß alles, was

---

*) Ueber das Verhältniß von Qualität, Quantität und Maaß beziehen wir uns, wie überall, wo von logischen (metaphysischen) Begriffen die Rede ist, auf Hegel's Wissenschaft der Logik (1ster Bd. 1stes Buch).

auf einer höheren Stufe geistiger Entwicklung der Reflexion angehört, in jener ersten Periode des Menschengeschlechts durch Zahlverhältnisse ausgedrückt ward: denn die Quantität nimmt, wie die Gliederung des Systemes der Wissenschaft zeigt, in dem Gebiet des unmittelbaren Seyns dieselbe Stelle ein, wie die Welt der Reflexion in dem vollendeten Kreislauf der Vernunftidee. Auch diese Zahlenphilosophie nun ging in die Welt des Heroenthums ein, ihr dortiger Gebrauch aber verhält sich zu der Anwendung, die der Orient davon machte, genau eben so, wie die homerische Sprache zu den orientalischen. Um aber dasjenige zu begründen, was wir über den homerischen Zahlengebrauch zu sagen haben, ist es nöthig, folgende allgemeinere Bemerkungen voranzuschicken. Wir glauben, daß zwei heilig gehaltne Zahlensysteme in der Sprache und Symbolik der alten Völker sich nachweisen lassen, deren eines auf die Dreizahl, das andre auf die Vierzahl sich gründet, welche letztre vielleicht noch weiter auf die Dyas sich zurückführen läßt. Es bezeichnete aber das System der Drei ursprünglich das Leben des Geistes, welches von Anfang an als eine Dreieinigkeit begriffen ward; das System der Zwei und der Vier hingegen das Leben der Natur, welches sich allenthalben in den Gegensatz der Polaritäten und der Geschlechter spaltet, und seine höchste Einheit auferbaut aus einer sich durchkreuzenden Verbindung solcher Gegensätze; dergleichen man z. B. in den vier Elementen und den vier Welt-

gegenden beobachtete, weshalb wir denn finden, daß die religiösen Lehren Persiens und Hochasiens, welche die Elemente als heilige Naturwesen verehrten, sie mit den Weltgegenden in eine geheimnißvolle Verbindung zu setzen liebten, so daß sie dem Süden das Feuer, dem Norden die Erde, dem Osten die Luft, dem Westen das Wasser entsprechend glaubten. Eben diese Völker legten in den Abtheilungen und den Beschäftigungen ihres Staats- und Religionswesens allenthalben die Vierzahl zum Grunde, und erhoben diese, wenn ihnen ein Geistiges aufging, welches sie symbolisch ausdrücken wollten, zur heiligen Zwölfe. In das System der Drei hingegen sehen wir sogleich die Zehnzahl bedeutungsvoll und gewichtig eintreten. Denn wo auch die Drei als Grundlage von Volksabtheilungen oder auf andre Weise als heilige Zahl erscheint, wird nicht nur ihren Produkten und Potenzen, sondern weit mehr noch der Zehn eine nicht weniger bedeutende Stelle gegönnt; ja mehrere alte Völker nahmen, weil die geistige Anschauung unter ihnen älter war als die Naturbetrachtung, im Gefolge des triadischen Systemes ein zehnmonatliches Jahr und eine Dreizahl der Jahreszeiten an *). Die Entstehung aber der Organisation dieses Zahlensystemes, welches zwei Zahlen in eine so

*) Die hier bemerkte Einheit des triadischen und dekadischen Systemes bewährt sich auch in unserm Ziffernsysteme durch die bekannte Wahrnehmung, daß die Drei, so wie nicht weniger die Neun, in jedem ihrer Produkte entweder

enge Verbindung bringt, die, da sie Primzahlen zu einander sind, in gar keiner unmittelbaren Beziehung zu stehn scheinen, glauben wir auf folgende Art erklären zu müssen. So wie man in der Drei den Ausdruck des geistigen Lebens in seinem Grunde und im Keime erkannt hatte, suchte man auf sie ein Gebäude zu gründen, welches dieses Leben entfaltet und ausgebreitet zeigte. Diese Entfaltung geschah zunächst vermittelst der Potenzirung der Drei zur Neun; welcher Akt aber für sich nicht der Freiheit des Geistes, sondern der Nothwendigkeit der Natur angehört. Sollte daher das im triadischen System zuerst ausgedrückte geistige Seyn nicht sogleich wieder zur Natur zurücksinken, so mußte der Geist durch thätige Einwirkung seine Freiheit und seine Obermacht behaupten; und dieß geschah, indem er vermöge eines absoluten Freiheitsaktes die Zehn statt der Neun als zweite Potenz der geistigen Einheit und als Grundlage des Gebäudes setzte, in welchem nun das geistige Leben, das in der Zahl niedergelegt war, frei und doch gesetzmäßig sich entfalten sollte. Zehn verhält sich also zur Drei und zur Neun, wie der Geist zu der logischen Wahrheit und zu der Natur: und eben so wie die Natur, die, selbst ursprünglich ein Abdruck der Idee, zum todten Seyn, wenn sie sich selbst überlassen ist, herabsinkt, in den

---

sie selbst oder als eines ihrer Produkte wiedererscheinen, wenn man die Ziffern, durch die das Produkt bezeichnet wird, zu einander addirt.

Geist aufgenommen wahres und lebendiges Seyn zurückerhält; so sehen wir die Drei- und die Neunzahl als Natur aufgenommen und aufbewahrt in dem geistigen Organismus des dekadischen Systemes. Hieraus nun erklärt sich auch die Bedeutung, in der diese Zahlen in dem heroischen Zeitalter und in den homerischen Gedichten gebraucht sind. Durchgehends ist hier Zehn die Zahl der Erfüllung; Neun geht ihr voraus als ein Tribut, den menschliche Handlungen der Natur entrichten müssen, wenn sie Erfolg haben sollen; und dieser Redegebrauch ist so allgemein, daß nicht nur die Haupthandlung beider Epopöen ihm angepaßt ist, sondern er auch an unzählichen einzelnen Stellen erscheint; fast durchgängig, wo von einem Streben und Thun die Rede ist, welches nach einem mühevoll verflossenen Zeitraum endlich in Erfüllung geht; und oft (z. B. Od. XVI, 18) kann man die Worte: im zehnten Jahr, nur geradezu durch: im Jahre der Erfüllung, übersetzen. Allerdings mag die Wahrnehmung von den neun Monden der Schwangerschaft und der Geburt im zehnten viel dazu beigetragen haben, dieser Anschauungsweise so allgemeinen Eingang zu verschaffen, aber alleiniger Grund derselben ist sie schwerlich; denn sie würde höchstens erklären, warum, wenn man überhaupt sich des Ausdrucks durch Zahlen bedienen wollte, man gerade diese wählte; nicht aber, warum man sich überhaupt genöthigt fühlte, eine solche Gesetzmäßigkeit auf historische und mythische Begebenheiten aufzutra-

gen; welche letztere Frage durch unsere Erklärungsweise zugleich beantwortet wird. Ueberdieß aber sehen wir jene Zahlen auch bei solchen Gelegenheiten angewandt, wo sie von jenem Naturgesetze keineswegs abgeleitet seyn können; z. B. in den Volksabtheilungen und dem gesammten Staatswesen der dorischen Völkerschaften; dahingegen andre griechische Stämme, z. B. die Jonier, die Vierzahl als Grundbegriff des politischen Lebens gesetzt hatten; zum Beweis, daß sie die Natur als Basis anerkannten, worauf das Bewußtseyn und die Freiheit des Menschen fußen sollten, während die Dorier gleich begannen bei jener Gesetzmäßigkeit des Geistes, deren Abdruck ihre Verfassung zu seyn bestimmt war. Was aber jenen homerischen Sprachgebrauch betrifft, so scheint an manchen Stellen (z. B. Od. XIX, 150. Il. XIII, 20) die Vier in einem ähnlichen Verhältniß zur Drei zu stehen, wie sonst die Zehn zur Neun; ja aus Od. XV, 475 könnte man schließen, daß, wie Zehn die glückliche Erfüllung, so Sieben Misgeschick und Unglück bedeute: doch sind diese Spuren zu vereinzelt, als daß wir ein zusammenhängendes System darauf bauen möchten. — Im Allgemeinen aber wird durch jenen symbolischen Gebrauch der Zahlen nichts andres ausgedrückt, als die Anschauung von der höheren Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs und der menschlichen Geschicke: welche Anschauung damals nur noch Ahndung war, weil ihre deutliche Erkenntniß eine vollendetere Entwicklung des Weltgeistes voraussetzt. In jener

Zeit der Unmittelbarkeit und Natureinheit des Geistes mußte ihr Ausdruck, da sie noch nicht in Reflexion und Begriff festgehalten werden konnte, zurückfallen in die unmittelbare Bestimmtheit, und zwar, weil sie sich gleichgültig verhält gegen die qualitative Natur der besonderen Begebenheiten und Handlungen, in die gleichgültige oder quantitative. So wenig aber diese Anschauungs- und Redeweise ausschließendes Eigenthum der heroischen Griechen ist, da sie in den mannigfaltigsten und verflochtensten Gestaltungen die mythologischen und kosmogonischen Systeme der orientalischen Völker und auch abendländischer bildet, die sie von jenen überkommen hatten (z. B. der Etrusker): so charakteristisch ist für die homerische Weltansicht die Beschränkung ihres historischen Gebrauchs auf jene Zahlenverhältnisse, in denen das Verhältniß des Geistes zur Natur und die wesentliche Einheit beider am einfachsten und vollkommensten ausgedrückt ist. Daß die heroische Götterlehre jener zusammengesetzten und tiefberechneten Zahlensysteme sich entledigt hatte, durch welche das Verhältniß der Gottheit zur Welt, und die Bestimmung und das Geschick der letzteren dargestellt werden sollte, auch dieß zeigt, daß der Geist des griechischen Volkes eine höhere Entwicklung seiner selbst und des Weltgeistes erwartend, dieser nicht vorgreifen, noch in dem Element des unmittelbaren Seyns dasjenige darstellen wollte, was der Reflexion und dem Begriffe angehört. Zwar scheinen die Griechen später, nachdem

sie in dem Zeitalter des Hesiod aus der Unschuld und Natureinfalt des Heroenalters bereits herausgetreten waren, ihr Geist aber noch nicht zur Einsicht des Wesens und der Idee in ihrer Wahrheit sich aufgeschwungen hatte, mehr Neigung gezeigt zu haben als früher, zu der orientalischen Naturphilosophie: aber nie konnten sie in dieses unfruchtbare Element ihr ganzes Denken und Sinnen dermaaßen versenken, wie manche jener alten Völker gethan, und damit auf eine gebildetere Kunst und Philosophie für immer verzichtet hatten.

Wie die Zahl, so gehört auch das Symbol noch dem Gebiete der Sprache an, in jenem weiteren Sinne des Wortes, in dem wir oben die Sprache als das Reich der geschichtlichen Unmittelbarkeit des Menschengeistes dem Staate und der Religion entgegensetzten. Der unermeßliche Reichthum geistig-sinnlicher Anschauungen, den die Bildung des Orients in diesem Bereiche niederlegte und gleich einem Testament vor dem Untergang ihres Lebens dem Abendlande vermachte, ist der Wissenschaft unsrer Zeit aufgeschlossen durch das treffliche Werk von Kreutzer; welches aber freilich, gleich den Symbolen des Orientes selbst, nur als Darstellung der Symbolik gelten darf, wenn sein wahrer Werth gerecht gewürdigt werden soll; nicht der eigentlichen Mythologie, welche letztere, wie wir bald deutlicher sehn werden, eine eigne, von der Welt des Symbols verschiedne, aber diese in sich begreifende Welt ausmacht. Hier begnügen wir uns mit einigen An-

deutungen über des Verhältniß des Symbols zu den zuvor berührten Geistesgebieten, und über die Stellung desselben in der homerischen Welt. Es ist aber die Entstehung der Symbolik in der Weltgeschichte ganz analog der Vereinigung des qualitativen und des quantitativen Seyns in dem Maaße, welche die logische Wissenschaft lehrt; und gleichwie mit Recht behauptet worden ist *), daß die allgemeine Physik nichts andres sey als eine Wissenschaft von Maaßverhältnissen, so ist es nicht minder wahr, daß auch die Symbolik nicht eher eine ächt wissenschaftliche Gestalt annehmen wird, als wenn man die philosophische Lehre von dem Maaße auf sie überträgt. Denn gleichwie das Maaß die quantitative Unendlichkeit der gleichgültigen Bestimmungen überträgt auf eine qualitative Einheit; eben so ist es die Natur des Symbols, einen besondern, eng begränzten Gegenstand als Ausdruck des allgemeinen, gegen seine Bestimmungen gleichgültig sich verhaltenden Seyns zu gebrauchen, und die früher durch Zahlenverhältnisse offenbarte Unendlichkeit der Weltseele in die Objekte der sinnlichen Anschauung zu versenken. Die Grenzen unsrer gegenwärtigen Abhandlung verstatten es uns nicht, die hier ausgesprochne Ansicht mehr in's Einzelne zu verfolgen; nur flüchtig erinnern wir daher an jene denkwürdigen Verhältnisse der selbstständigen Maaße und

---

*) Hegel's Wissenschaft der Logik 1ster Bd. 1stes Buch. S. 282.

der Steigerung ihrer Intension in das Maaßlose, so wie an das Hervorgehen neuer qualitativer Bestimmungen auf der Knotenlinie der durch qualitatives Seyn geschwängerten Quantität: übertragen auf die Symbolwelt des Orients würden diese logischen Wahrheiten über die räthselhaftesten Paradoxien des Alterthums ein eben so helles Licht verbreiten, wie über die befremdendsten Erscheinungen der Natur, und nicht wenig mitwirken zur Aufzeigung der hohen geistigen Gesetzmäßigkeit, die in der Weltgeschichte waltet. Auch von der Symbolik aber gilt in Bezug auf Homer und das Heroenalter dasselbe, was von der Sprache und dem Gebrauch der Zahlen: sie ward aufgenommen, aber umgebildet und ihre Ausdehnung beschränkt. Hatte der Orient auf der letzten und höchsten Stufe seines Lebens und seiner Bildung des Ein und Alles des unmittelbaren Seyns, welches für ihn allein erreichbar war, in der den Gegenständen der sinnlichen Wahrnehmung eingebildeten allgemeinen Naturseele gefunden: so concentrirte sich nun eben diese Naturseele mehr und mehr in dem Menschen; sie gewann ihre Wesenheit, und fing an, sich zum Bewußtseyn zu verklären. Was daher früher die Stelle der Substanz eingenommen hatte, das ward jetzt zur Accidenz; und jene Anschauungen, die kurz vorher die Fülle des Seyns in sich selber umfaßten, wurden verflüchtiget zu Erscheinungen, die nur die Reflexion mit dem in sich zurückgegangenen Wesen zusammenhielt. Das griechische Sym-

bol ist daher nichts andres als ein Bild, ein Gleichniß; und es bezieht sich stets zuletzt auf das Wesen des Menschengeistes, welcher in dieser Anschauung als der Mittelpunkt und die Einheit des Weltalls erscheint. Hieraus ergibt sich, daß die Wissenschaft der Symbolik, wenn sie sich selbstständig in sich vollenden will, ihren Standpunkt nicht in Griechenland zu nehmen hat, sondern vielmehr an den Grenzen des Orientes; am liebsten wohl in Aegypten, wo ihr Reich am ausgebildetsten und vollendetsten war. Dort nur tritt uns die Nothwendigkeit und die innerste Natur der Symbolwelt entgegen; welche in Griechenland der Willkühr und dem Spiele des Geistes anheim gefallen ist. Die meisten der Symbole, mit denen die hellenische Mythologie so reichlich ausgestattet ist, lassen daher eine doppelte Behandlungsweise zu; indem man sie entweder auf ihre Stellung in dem Ganzen der orientalischen Symbolwelt zurückführt; oder aber die umgewandelte Bedeutung aufzeigt, welche die Mythologie ihnen gegeben hat. Denn die hellenische Sinnesweise faßt den Geist nicht als Seyn, sondern als Wesen auf; und wenn sie sich auch sinnlicher Bilder bedient, so sind diese nicht Körper mehr; sie erhalten durch die verklärende Kraft des Göttlichen, das sie angezogen hat, eine höhere, eine geistige Bedeutung. Man darf daher sagen, daß die Symbolik zwar in der Mythologie, der Orient in dem Occident, wie alles Niedere in seinem Höheren; nicht aber umgekehrt die Mythologie in der Symbolik,

das Höhere in dem Niederen enthalten ist. Denn wenn die Mythologie dem Körper des Symbols sein Selbst und seine Seele entzieht, so nimmt sie ihm nichts, was sie ihm nicht durch die Reflexion des Wesens zehnfach zurückgäbe; sie gießt den Geist in ihn, da er ohne sie nur Form bleibt: die Symbolik dagegen, die selbst Form und Körper, nur in dem Körperlichen und Formellen das Wesen sieht, meint den Geist nicht besser zu ehren, als wenn sie ihn seines wahren Wesens entkleidet und zum Körper werden läßt. Durchaus verwerflich oder wenigstens unbefriedigend finden müssen wir daher von unserm Standpunkte jene Erklärungsweise griechischer Symbole und Mythen, welche ihre Bedeutung auf Gegenstände der Naturbetrachtung zurückführt; als sey z. B. unter Herakles und Perseus die Sonne, unter Persephone das Samenkorn, unter dem Titanenkriege eine Erdrevolution verstanden worden. Es liegt derselben nur insofern eine richtige Ansicht zum Grunde, als orientalische Symbole, die eine ähnliche Bedeutung allerdings ursprünglich hatten, in jene Mythen eingingen, wobei ihr Sinn aber ganz umgewandelt ward. In der That läßt sich auch nichts Faderes und Geistloseres denken, als die meisten dieser Erklärungen sind, welche Dinge, die durch unmittelbare Anschauung weit leichter und besser vorgestellt werden konnten, in ein Gewebe wunderlicher und großentheils häßlicher Bilder einhüllen lassen. Tiefer unstreitig war der Sinn des orientalischen Symbols, welches nicht sowohl ei-

nen bestimmten sinnlichen Gegenstand durch einen andern ausdrücken, als vielmehr ganze Reihen von Naturgegenständen, ganze Seiten der Natur, in denen eine Unendlichkeit besondrer sinnlicher Wahrnehmungen enthalten ist, durch eine allgemeine gleichfalls sinnliche Ausdrucksweise vergegenwärtigen, und damit die Einheit und die Unendlichkeit der in ihnen wohnenden Seele darstellen wollte. Auch hier kommt man daher nicht damit aus, für das bestimmte Symbol eine bestimmte Bedeutung zu finden; wie wenn man sagen wollte, daß Isis das ägyptische Land, Osiris den Nil bedeute; da doch eben so gut umgekehrt der Nil und das ägyptische Land für Symbole jener allgemeinen Naturwesen, die man Osiris und Isis nannte, gelten können. Denn wie die Zahl die Stelle der Reflexion, so vertritt das Symbol dem morgenländischen Alterthume die Stelle des Begriffs, und enthält eben so wie dieser, die Unendlichkeit des Seyns in dem einzelnen Moment eingeschlossen; nur freilich in der Weise der unmittelbaren Anschauung, nicht in der des begreifenden Denkens. Viel weniger aber darf man jene einseitigen Erklärungen auf griechischen Boden verpflanzen, und in die Mythologie übertragen wollen: denn die Gestalten der letzteren traten ganz aus dem Umkreis des Symbols heraus; was aber noch von eigentlicher Symbolik zurückblieb, wurde Kleid oder Schmuck der Mythologie und der Kunst, und mußte also dem Sinne dieser beiden dienen. Allgemeinen Charakter der griechischen und ins-

besondre auch der homerischen Symbolik kann man daher wohl das Streben nennen, Geistiges und Menschliches durch körperliche und sinnliche Bilder auszudrücken; dahingegen in der orientalischen dieser Gegensatz noch nicht so deutlich hervortritt, und Dargestelltes und Darstellendes kaum unterscheidbar verschmolzen erscheint. — Wollte man aber den Charakter der heroischen und homerischen Symbolik insbesondre untersuchen, und mit dem Geiste und der Ausdrucksweise andrer Zeiten und andrer Völker vergleichen: so würden wir zu diesem Behuf vorschlagen, von der Betrachtung jenes so höchst charakteristischen Zuges auszugehen, daß die homerische Sprache den Sitz der Seele des Menschen nicht in den Kopf, sondern in die Brust verlegt. Denn hiemit ist das Verhältniß des Geistigen zum Körperlichen in der Denk- und Redeweise der heroischen Griechen klar und entschieden ausgesprochen. Auch nachdem der Geist des Menschen sich als das Wesen der Welt bewährt hatte, äußerte sich dieser selbst noch immer mehr als Naturseele, denn als Bewußtseyn; und wie derjenige Theil des Körpers als unmittelbarster Ausdruck und als Sitz der Seele galt, auf den Begier, Wille und Charakter zunächst wirken; so waren es dieselben Seiten oder Anlagen des Geistes, welche seinen Ausdruck durch körperliche und sinnliche Gegenstände bestimmten; und die geistige Anschauung des Sinnlichen erblickte in diesem überall mehr die Thätigkeit der bewußtlos schaffenden Seele, als der mit Bewußtseyn

waltenden Vernunft. Daher kommt es unstreitig, daß, so häufig auch und so lebendig die Anschauung menschlicher Gestalt und körperlicher Schönheit in den homerischen Gedichten ausgedrückt ist; indem das ganze Wesen der Heroen im vollständigsten Sinne in die Gestalt eingeht, und sie nichts geistig besitzen, was nicht auch sichtbar und äußerlich an ihnen erschiene: doch fast niemals von den eigentlichen Gesichtszügen die Rede ist, als derjenigen körperlichen Erscheinung, in der wir das Wesen des Geistes am deutlichsten ausgeprägt zu sehen gewohnt sind, und deren Betrachtung schon bei den alt-germanischen und nordischen Völkern einen Haupttheil ihrer geistig-sinnlichen Weltanschauung ausmachte. Unter den Griechen aber des heroischen Zeitalters war die Bedeutung der Physionomie eine sehr geringe; das Gesicht zählte fast nur mit als ein Theil der schönen Formen des Körpers, und der Charakter sprach sich fast eben so sehr in diesen, als in den Gesichtszügen aus. Nur bei Einer Göttin, der Athene, finden wir die Farbe der Augen erwähnt; eine Anschauung, die, wenn sie auch einen sinnvollern Grund hat, als jene äußerlichen Zufälligkeiten, welche die Alten angeben *), doch sehr vereinzelt geblieben zu seyn scheint. Wie gering die Aufmerksamkeit war, welche die heroischen Griechen auf die Gesichtszüge wandten, könnte man selbst daraus schließen, daß Penelope Be-

*) Diodor. I, 12. Paus. Att. XIV, 5.

denken trägt, den heimgekehrten Odysseus ohne ausdrücklich beglaubigende Zeichen für ihren Gatten anzuerkennen: dahingegen Helena von Trojas Mauern herab die entfernten achäischen Helden an der Gestalt und am Gange sogleich wiedererkennt. Es drückt sich aber in den Gesichtszügen eigentlich das Bewußtseyn aus, und sein Verhältniß zu den Gemüths- und Charakterkräften; welche selbst mehr in der Gestalt, der Haltung und dem Gange ausgeprägt erscheinen: und es ist daher sehr natürlich, daß ein Zeitalter, welches den Sitz der Seele in die Brust verlegt, mehr die Gestalt als die Gesichtszüge beachtet. — Auf ähnliche Art nun müßte in der gesammten bildlichen und symbolischen Ausdrucksweise jener Zeit es sich nachweisen lassen, wie die Griechen der heroischen Zeit die Anschauungen der Natur mehr auf die Seele der Brust, als auf die Seele des Hauptes bezogen; und wie sie mehr die Gestalt, als die Physionomie der Natur betrachteten.

Ehe wir das Gebiet der Sprache und des Symbols verlassen, sey es uns erlaubt, einen Blick auf das Verhältniß dieser Studien zu dem Geiste unserer Zeit und der Wissenschaft zu werfen; welches fürwahr ein sehr denkwürdiges ist. Wie die Schöpfung der Sprache und Symbolik die erste Thätigkeit des erwachten Menschengeistes war; so ist es auch einem Zeitalter des vollendeten und in sich zurückgegangnen Selbstbewußtseyns erstes und dringendes Bedürfniß, eine Symbolik, eine Sprache des Geistes aus der Wissenschaft her-

vorgehen zu lassen, welche gleich einem Tempel die Geister, die bisher zerstreut und vereinzelt ihre besondern freudlosen Pfade wandelten, zur gemeinschaftlichen Anbetung der Gottheit wieder vereinige und sie fähig mache, unter sich und mit dem Göttlichen sich zu verstehen. Daher in unsrer Zeit die erwachte Neigung zum Orient; der uns in den Strahlen seiner aufgehenden Sonne die aus der Nacht hervorgehobene Welt so bedeutsam, sinnvoll und sprechend entgegentreten läßt; in dessen Lichtmeer aber auch die wirklichen und wesenhaften Dinge nur Schatten, Wissenschaft und Kunst nur Wort, und Menschen nur Zahlen sind. Eine tiefere Betrachtung zeigt, daß wir in dem Morgenland eigentlich nichts andres suchen, als was das heroische Griechenland wirklich darbietet: die unmittelbare, frische Lebendigkeit des Lebens, in welchem der Gedanke Eins ist mit dem Ausdruck, das Wesen mit der Erscheinung. Sowohl die Sprach- und Symbolwelt des Orients, als die Heroenwelt Griechenlands versprechen in ein solches gelobtes Land der Unmittelbarkeit einzuführen, in welchem das Ansichseyn des Geistes zugleich Seyn für Anderes, die Individualität an sich selbst schon Mittheilung ist; und die Täuschung ist natürlich, beide, so verschieden sie auch sind, mit einander zu verwechseln: wie ja der Weltgeist selbst, wenn es nicht unfromm ist, sich so auszudrücken, in der Geschichte sie verwechselt, und eine Sprach-, Zahl- und Symbolwelt hervorgebracht hat, wo er eine Heroenwelt beabsichtigte. Der Unterschied

beider liegt aber darin, daß in der Geisterwelt des Orientes die Natur noch nicht vollständig enthalten ist (welche in den Religionen des entfernteren Morgenlands dem Geiste als ein fremdes und feindliches Wesen vielmehr gegenübersteht); wohl aber in der des Heroenthums, welches, indem es den Geist aus seiner Unmittelbarkeit zum Wesen empor hob, ihn eben dadurch fähig machte, auch in der Einheit mit der Natur, der er bisher fremd geblieben, die Identität mit sich selbst zu behaupten; und darum die Unmittelbarkeit der Natur als seine eigne anzuerkennen und zu gebrauchen. Das Studium der homerischen Welt bewahrt daher vor der Willkühr, zu welcher der Orient einladet, um unabhängig von der Natur ein für sich bestehendes Reich des Geistes zu gründen: es zeigt, daß die wahre Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes nun bei der vollkommensten Einigkeit mit der Natur, und dem innigsten Anschließen an ihr Gesetz erreichbar ist: indem der Geist gar nicht die Bestimmung hat, an sich in das unmittelbare Daseyn herauszutreten, sondern vielmehr, die Natur im Reiche dieses Daseyns an seine Stelle zu setzen. Auf der andern Seite aber ist auch jene Arbeit des Geistes, ein eigenthümliches Element des Daseyns unabhängig von der Natur für sich zu gewinnen, für eine nothwendige und unerlaßliche anzuerkennen; ungeachtet ihr Endziel nicht das beabsichtigte ist, von der Natur sich loszumachen, sondern vielmehr zu einer freien Harmonie mit der Natur zu erstarken: und es ist aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewiß ein tiefsinniger Gedanke

unſerer Vorfahren, wenn ſie das Studium der Sprachen und der Bilderwelt des Alterthums zur Grundlage, und zum Inhalte der erſten Erziehung für Wiſſenſchaft und höhere geiſtige Bildung machten. Es wird auf dieſe Art in dem einzelnen Menſchen dieſelbe Stufenfolge der Bildung hervorgebracht, wie das Geſchlecht ſie durchlaufen hat; indem eine Periode unnatürlich ſcheinender Anſtrengung und Ertüchtigung des Geiſtes der freieren Naturkraft und der Blüthenfülle der Jugend eben ſo vorangeht, wie dort die Sprach- und Symbolwelt des Orientes dem heroiſchen Zeitalter Griechenlands.

Gehen wir jetzt über auf das zweite der drei weltgeſchichtlichen Gebiete des Geiſtes, auf das Gebiet des Staats; ſo treten wir damit dem eigenthümlichen Geiſte der Heroenwelt näher, und erblicken zugleich die Geſtaltungen der Sprache, des Zahlſyſtems und der Symbolik, welche uns, wenn wir ſie iſolirt betrachteten, nur als Trümmer einer größern, untergegangnen Welt erſcheinen konnten, zu einer höheren und umfaſſendern Bedeutung verklärt. Denn der heroiſche Staat der Griechen ſetzt jene geſammte als Sprache und Symbolik erſcheinende Prieſterweisheit voraus; und eben dadurch bewährt er ſeine Göttlichkeit, daß er ſie in ſich aufnahm und zugleich in ein höheres Element erhob: gleichwie auch das Chriſtenthum ſich dadurch als die höchſte und die allein wahre Religion bewährt, daß es alles Göttliche, was vor ihm im Morgenlande und

im Abendlande lebendig gewesen war, zu einer höhern Bedeutung gesteigert in sich aufnahm. Dieß aber nachzuweisen, wie das Staatsleben der Heroen (in welchem eine der hinreichenden Tiefe entbehrende Betrachtung nur solche Elemente finden würde, welche sie rein menschliche nennt, d. h. abstrakte und vor aller besondern welthistorischen Gestaltung freie; so wie dieselbe auch in dem Christenthum nichts andres erkennt als eben dieses rein oder abstrakt Menschliche) die gesammte Bildung des Orientes in sich aufgenommen hatte, und eben dadurch Grundlage und Anfang einer neuen und höheren Culturwelt werden konnte: dieß halten wir für die höchste, die einzige Aufgabe aller Untersuchungen über den politischen Inhalt der homerischen Gedichte. Auch hier aber können wir nicht auf Erschöpfung des reichhaltigen Gegenstandes Anspruch machen, sondern müssen auf Andeutungen und Winke uns beschränken. — Man könnte unsrer so eben ausgesprochnen Ansicht vorwerfen, daß sie von einer Forderung ausgehe, welche erst historisch erwiesen werden müsse: indem sie eine Verbindung des ältesten Griechenlands mit dem Morgenlande voraussetze, welche, den Forschungen der neuesten Zeit zufolge, nichts weniger als ausgemacht sey. Statt den Grund dieses Tadels zu läugnen, (welches sehr leicht thunlich wäre, wenn man sich auf so vielfache Ergebnisse der materiell historischen Forschung beziehen wollte, die für jene Verbindung zu sprechen scheinen), ziehen wir es vor, ihn sogleich einzu-

räumen; indem es keineswegs das Zeugniß einiger vereinzelter, durch die stumme Nacht des fernen Alterthums hindurchklingender Berichte und Notizen ist, welche uns eine Colonienstiftung und einen fortdauernden Verkehr zwischen den Ländern des Orientes und dem ältesten Griechenland annehmen läßt; sondern die Gesammtanschauung des Wesens dieser beiden Weltreiche und die philosophische Betrachtung ihrer Beziehungen. Wir halten aber diese Anschauung, und den Glauben an die geistige Einheit und die göttliche Nothwendigkeit der Weltgeschichte für die moralische Grundlage und die Bedingung, welche allein zu den historischen Forschungen wahrhaft berechtigt. Denn von so hoher Bedeutung dieser Glaube für unser Zeitalter ist, indem er allein auf der gegenwärtigen Stufe des Selbstbewußtseyns einen edleren Gottesglauben und eine heilige Gesinnung genügend zu begründen vermag: so unheilbar wird er verletzt durch jede Auseinanderreißung der höchsten und umfassendsten Erscheinungen in der Weltgeschichte, und durch die Herrschaft des Zufalls und der Willkühr auf dem Gebiete der Wissenschaft. Die Behauptung aber, man dürfe die Ideen nicht mitbringen zu der historischen Forschung, sondern müsse abwarten, bis diese von selbst sich daraus ergeben, ist der Tod aller ächten historischen Wissenschaft und Forschung. Auch hier können nur die Suchenden finden, nur die Durstigen aus dem reinen Born der ewigen Idee gesättigt werden; und nur dem, der schon besitzt,

gibt die göttliche Wissenschaft eine unendliche und überschwengliche Fülle der edelsten geistigen Güter; wer aber nicht hat, dem nimmt sie auch das, was er hat. Für die Lust der materiellen, unbegeisterten Forschung und Combination bieten diejenigen Fächer der Erkenntniß, die einen reellen Nutzen für das Leben bezwecken, einen weiten und bequemen Tummelplatz: das Alterthum aber ist ein heiliges Gebiet, welches nur geweihte Geister und gläubige Seelen betreten; oder innerhalb dessen untergeordnete Fähigkeiten nur auf Handlangerarbeit Anspruch machend sich bescheiden sollten, dasjenige im Glauben zu verehren, was ihnen im Schauen zu erfassen nicht vergönnt ist.

Der orientalische Staat gehört seiner Bildung und seinem Geiste nach ganz der Sprache und dem Symbole an. Denn da die Sprache nicht Erscheinung eines hinter ihr verborgnen Wesens, das Symbol nicht Ausdruck eines von ihm selbst getrennten Geistigen, sondern beide das unmittelbare Daseyn selbst, der Geist in seiner der Natur sich gegenüberstellenden und in ihr Reich sich eindrängenden Thätigkeit seyn sollten und wirklich waren: so mußte mit ihnen auch das freie Geistige, die Individualität, deren ganzes Selbst in jenen aufging, unter die Herrschaft der Natur herabsinken, welcher sich der Geist eben dadurch gleichgestellt hatte, daß er sich in einen Kampf mit ihr auf ihrem eignen Gebiete, dem Gebiet der Unmittelbarkeit, einließ. So geschah es, daß das menschliche Individuum

zu einem eben so leblosen und gleichgültigen Werkzeuge ward, wie das einzelne Wort in dem Ganzen der Sprache oder die Zahl in dem Ganzen des Zahlsystemes, und daß, wie das kunstreiche und geistvolle Gebäude der Sprache sich todt und willenlos der Willkühr dessen hingibt, der sich ihrer bedient, so der orientalische Staat, in dessen Organismus die göttlichen Anschauungen und die Weisheit der ersten Menschengeschlechter niedergelegt waren, zur leblosen Maschine ward, mit der die Willkühr Einzelner, die der Zufall zu ihren Lenkern ausersehn, nach Belieben schalten durfte. Es gehört zu dem Charakter dieser Staaten, daß sie auf den Grund der Volkseinheit, die sich in der Gleichheit und der Eigenthümlichkeit der Sprache zeigt, gebaut waren; und die Zersplitterung der Völker in kleinere Staaten, wie auch umgekehrt die Vereinigung mehrerer in größere politische Ganze (welche beide Erscheinungen dem westlichen Orient angehören, und innig zusammenhängen mit dem Uebergang der Sprachweisheit in die Weisheit des Symbols), weit entfernt, eine Ausartung des Staatenprincips zu bezeichnen, sind vielmehr Annäherungen an die ächte Idee des Staats. Gleichfalls in der Natur dieser ältesten politischen Gestaltungen begründet ist die Bedeutsamkeit der Zahlen, die wir theils in ihren Volksabtheilungen, theils selbst in der Geschäftsverwaltung durchgängig wahrnehmen. — Sollte nun dieser durch göttliche Nothwendigkeit in dem Entwicklungsgang des frühesten Menschengeschlechts tief-

begründeten Schöpfung eine neue und höhere geistige Schöpfung mit Erfolg entgegentreten, so durfte diese nicht den Inhalt und das Werk der früheren zerstören und vertilgen: sondern gleichwie ein verbildeter Zustand der Gesellschaft nicht, wie man in dem letztverfloßnen Jahrhundert wähnte, durch Rückkehr in den ungebildeten sogenannten Naturzustand, sondern nur durch eine höhere und edlere Bildung gehoben werden kann, oder wie eine in Aberglauben und Abgötterei ausgeartete Religion nicht durch bloß negative Reinigung und Herstellung ihrer ursprünglichen Einfalt reformirt wird, sondern durch die Begründung eines tieferen und umfassendern Glaubens; eben so mußte der neue Staat, in dem Freiheit und individuelles Leben sich hervorthun sollten, jene frühere Bildung sich aneignen, und durch den Besitz derselben zeigen, daß er sie bezwungen und erobert hatte. Wie ja der Geist überhaupt gegen die Natur nicht einen Vertilgungskrieg führt, sondern einen Eroberungskrieg, so gilt dieß auch von dem Kampf des Geistes mit dem zur Natur gewordnen Menschengeiste. Worin sonst hätte die Kraft und Herrlichkeit der heroischen Individualität sich aussprechen und gestalten sollen, wenn ihr die Sprache und Symbolik des Orients nicht als Element gedient hätte: und die anziehenden und erregenden, die vertheilenden und verbindenden Kräfte, die von den heroischen Individuen ausgehend die freie Menschenwelt umher zu beseelten Gesammtheiten gestalteten, setzen sie nicht

jene ihnen verwandten aber einfacheren Kräfte voraus, die in den früheren Menschengeschlechtern walteten, gleichwie die Kräfte der organischen Welt nur höhere Potenzen sind und geistigere Gestaltungen jener einfachen Urwesen, die als Licht und Schwere, als Magnetismus, Electricität und Chemismus die anorganische Natur beherrschen?

Der Uebergang aus der orientalischen Welt in die griechisch-heroische ist allerdings nicht die ruhige und stetige Entwicklung eines beschränkten organischen Gebildes: es liegt vielmehr zwischen beiden eine tiefe Kluft, die nur durch einen mächtigen Riß, eine gewaltsame Zerstörung erzeugt seyn konnte. Die Zertrümmerung jener Reiche, in denen das politische Element in das sprachliche versenkt und mit demselben identisch war, (welche Begebenheit zwar weder in einen einzelnen genau zu bestimmenden Zeitmoment fällt, noch auch in räumlicher Allgemeinheit über den ganzen Orient sich erstreckte), bildet jene Kluft, welche das europäische Alterthum von dem asiatischen scheidet: und sie ist welthistorisch nicht weniger merkwürdig, als jene Völkerwanderung, welche die neue europäische Völkergeschichte von der älteren trennt. Es ist aber eben diese Begebenheit in ihrem Wesen und Grunde keine andre, als jene oben schon von uns in einer andern Beziehung erwähnte Schmelzung und Mischung der Nationen, deren Schauplatz Babylon, die Gegenden des Taurus und des Kaukasus, und die Küstenländer des westlichen

Asiens waren. Sie war eine natürliche Folge jener Richtung der Geistesthätigkeit auf die Symbolik; indem diese, als sie sich mit der gesonderten Anschauung der einzelnen Naturgegenstände, aus der keine Einheit und geistige Wesenheit hervorgehen wollte, nicht begnügen konnte, zuletzt in das Maaßlose überging, und jenen schwindelnden Naturdienst erzeugte, in dem alle frühere Gestaltungen sich auflösten. In diesem Schmelztiegel ward die Sprach- und Symbolweisheit des Morgenlandes gereinigt von dem politischen Elemente, welches ihr in dem früheren Alterthume und unter den entfernteren Nationen des Orientes noch ferner anklebte; sie selbst ging nicht unter in der allgemeinen Auflösung, sondern, wie sie zuvor, ihrer wahren Bestimmung zuwider, die ganze Wirklichkeit des Lebens und der Idee ausgemacht hatte, so trat sie nun hinter die Wirklichkeit zurück als Organ des Ausdrucks und Element der Bildung für eine höhere Welt. Denn nachdem in jener allgemeinen Völkervermischung die Selbstständigkeit der Nationen gegen einander untergegangen war, konnte die Verschiedenheit der Sprachen nicht mehr eine Verschiedenheit von Völkerindividuen, deren jedes eine abgeschlossene und vollständige Welt für sich bildete, bezeichnen; sie ward daher zu einer gleichgültigen und wesenlosen, und indem jede besondre Sprache nach Auflösung des politischen Körpers in eine Menge von Mundarten zerfiel, näherte sie sich in diesen den fremden und benachbarten Sprachen, mit deren Grenzen

die ihrigen bald ununterscheidbar verflossen. Aus dieser Zersplitterung und Vermengung der Sprachen ging die hellenische Sprache als lebendige und wahrhaft universelle Einheit hervor, die eben darum, weil sie ungleich den früheren Sprachen nicht an einen besondern politischen Körper, den sie aus sich erzeugt, unauflöslich gekettet blieb, zugleich eine unendliche Bildungsfähigkeit besaß. Dagegen ward eben diese Sprache die einzige und ausschließliche Grundlage der neuen Bildungsperiode, die jetzt mit dem Hervorgehen des Wesens in der Entstehung freier Staatenvereine begann; es blieb diese Bildung auf Ein Volk beschränkt; dessen Sprache nicht ein Gewand war, welches die Götter Griechenlands willkührlich angelegt hatten und wohl mit einem anderen vertauschen konnten, sondern ihr Körper, an den ihr irdisches Daseyn unauflöslich gekettet blieb. Verwandt hiemit war die Umgestaltung und die Bestimmung der Symbolik; welche, abgetrennt von den Länder- und Völkerindividuen, unter denen und mit denen sie sich gebildet hatte, und von den politischen Einrichtungen, mit denen sie verwachsen war, nun gleichsam freigegeben in eine Welt selbstständiger und lebendiger Gestalten sich verwandeln mußte, die gleichfalls in's Unendliche bildsam den edelsten und den größten politischen und religiösen Ideen zum Ausdruck dienen konnten. Nicht leicht wird sich wohl ein bedeutendes Volk des westlichen Asiens aufweisen lassen, welches nicht nur einzelne Züge aus seiner Sprache und

Symbolik zu der griechischen hergegeben, sondern den wesentlichen Charakter derselben nicht in die griechische Sprache und Mythologie übertragen hätte: und nur diese Gleichgültigkeit gegen alle Sonderung, und diese Vereinigung und Potenzirung der gesonderten Eigenthümlichkeit war es, welche die letzteren fähig machte, einer höhern geistigen Entwicklung Grundlage und Element zu seyn.

Wie sich das Wesen zum unmittelbaren Seyn verhält, so verhält zu dem Oriente sich der Occident. Den Uebergang von jenem zu diesem bildet die Steigerung der chemischen Völkerverhältnisse in das Maaßlose, und das Erscheinen qualitativ verschiedener Stammcharaktere auf der quantitativen Stufenleiter oder Knotenlinie der Völkervermischung*). Im Abendlande aber, und insbesondre in Griechenland, welches einen Mikrokosmus in sich zu bilden bestimmt war, mußte der Kreislauf des geistigen Lebens in einem höheren Element von Neuem beginnen; so daß die Welt des Heroenthums, welche im Gegensatz der orientalischen in Sprache und Symbol dargestellten Unmittelbarkeit eine Welt des Wesens ist, in der umfassendern Entwicklung des occidentalischen Geistes selbst wieder für das Reich der Unmittelbarkeit gelten darf. In der genialen Individualität der Heroen nämlich trat zwar das Wesen des

---

*) Vergl. Hegel's Wissenschaft der Logik. 1ster Bd. 1stes Buch. S. 307 ff.

Menschen und der Menschennatur hervor: aber dieses Hervortreten geschah selbst wieder auf unmittelbare Weise, und zwar auf die Weise der natürlichen Unmittelbarkeit, indem das Wesen noch nicht als Wesen der Menschheit überhaupt, sondern einzelner, durch die Natur ausgezeichneter Individuen und Geschlechter erschien. — Man kann den Charakter des heroischen Staates am einfachsten und entschiedendsten dadurch bezeichnen, daß man ihn nennt: die Herrschaft der edelsten und größten Individuen über freie Völker. Eine aufmerksame Betrachtung aber zeigt, daß nur unter einem Volke, welches früher eine gebildete Sprache besaß, als eine bürgerliche Gesellschaft, geniale Individuen Staatenstifter werden konnten: denn der Genius konnte seine anziehende und gestaltende Kraft nur unter Menschen wirken lassen, die sich unter einander verstanden, und deren Sprache zum allseitigen Ausdruck des höchsten Menschlichen geschickt war. Eben so nothwendig als das Vorhandenseyn einer solchen Sprache, war aber für die freie Regsamkeit und Schöpferkraft des heroischen Genius die Unabhängigkeit des Volkes von dem politischen Zwange, den die Culturgebäude der früheren Sprachen mit sich gebracht hatte; als die Staatengründung noch Eins gewesen war mit der Spracherfindung, ein Werk nicht des Genius der Individualität, sondern des Naturinstinktes der Völker. Hatte dort nicht der Genius, sondern der Name den Herrscher und den König gebildet; hatten die Völker bisher nicht die That bewun-

dert und die Tugend verehrt, sondern dem wesenlosen Worte gehorcht: so sollte jetzt die Welt ein neues Schauspiel erblicken; das Reich der formellen Unmittelbarkeit war in den Hintergrund getreten, und das Wesens des Geistes und der Naturgrund des menschlichen Seyns begannen in lebendiger Wirklichkeit sich zu entfalten. Eben darum ward auch diese neue Welt eine Welt des Widerspruchs und der Gegensätze; das Edle als das Wesen des Menschlichen mußte entschieden hervortreten aus dem Unedlen oder der bloßen Erscheinung; Herrschaft und Knechtschaft waren nicht mehr, wie in den Rechen des Orients, ein Spiel des Zufalls und des Glücks, sondern bleibende Unterschiede, in denen sich das Wesen des Menschlichen offenbarte. Hieraus erhellt die Nothwendigkeit jener aristokratischen Verfassungen, die wir in der homerischen Welt, eben so wie in dem frühsten heroischen Alterthum aller europäischen Völker, durchgängig antreffen, und über die sich weitläuftig zu verbreiten nach der trefflichen und lichtvollen Darstellung in Feodor Eggos Briefen über den Untergang der Naturstaaten überflüssig wäre. Nur eine Seite dieser Verfassungen finden wir in dieser Schilderung zu wenig herausgehoben, nämlich den Gegensatz, den mit der strengen und unerbittlichen Naturnothwendigkeit, welche die Heroenfamilien von den unedlen und knechtischen Geschlechtern abtrennt, die Freiheit und Zwanglosigkeit des politischen Lebens innerhalb der edlen Familien selbst bildet. Denn eben so wesent-

lich, wie die Erblichkeit und genaue Abgeschlossenheit des Adels, ist der heroischen Verfassung die Wählbarkeit und Erringbarkeit der Königswürde; und die erblichen Königreiche, welche wir in dem mythischen Zeitalter erwähnt finden, sind anzusehn als Uebergänge von der heroischen Zeit zu der spätern, eigentlich politischen, die sich sehr bald innerhalb der Heroenwelt selbst gestalten mußten, weil es die Bestimmung derselben nicht mit sich brachte, als eine dauernde und ruhende dazustehen *). Daß das Königthum im Homer in der That als wählbar vorgestellt wird, kann man am schnellsten beweisen durch die Stelle der Odyssee, wo Telemach, an der Rückkehr des Vaters verzweifelnd, auch Fremde für wählbar erklärt zur Königswürde Ithakas **); nicht weniger spricht dafür die als allgemein erscheinende Sitte, daß Söhne, welche sich durch Heroentugenden auszeichneten, ihren Vätern schon bei deren Leben als Könige folgten, wie Achill dem Peleus, Odysseus dem Laertes, Hektor dem Pria-

*) Der endliche Sieg des Königthums über das Heroenthum am Schlusse des mythischen Zeitalters ist in der mythischen Geschichte ausgedrückt durch die Ermordung des Neoptolemus durch den Orestes: — die Söhne jener beiden Helden, die in der Ilias als Repräsentanten des Heroenthums und des Königthums erscheinen. — Die *πατρικαὶ βασιλεῖαι* des Thucydides (I, 13.) sind von den Königsherrschaften des Zeitalters der Herakliden-wanderung zu verstehen; wiefern sie der Geschichtschreiber nicht aus Misverstand in das eigentliche Heroenalter zurückversetzt.

**) Od. I, 396.

mus *); so wie auch die Leichtigkeit, die Königswürde mit befreundeten Helden zu theilen **). In der mythischen Geschichte darf man es im Ganzen zu den Ausnahmen zählen, wenn der Sohn als König desselben Landes oder Stammes genannt wird, welche der Vater beherrschte; so wenig auch geläugnet werden kann, daß Griechenland die Idee eines erblichen Königthumes aus dem Morgenlande, wo sie in unmittelbarer Anschauung anticipirt worden war ***), überkommen, und nur erst mit der Entstehung der demokratischen Verfassungen ganz aufgegeben hatte. Die eigentlich heroische Königswürde aber gründete sich einzig auf persönliche Tugenden; sie war (anders als Tacitus es von den Germanen berichtet) unzertrennlich vereinigt mit der Heeresführung im Kriege; im Frieden aber beschränkte sie sich auf bloße Leitung des Gerichtswesens und der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Stammes. Eben so wie die Freiheit der Wahl und der Succession, muß wohl auch ein sehr freier und weiter Spielraum für die Trennung und Vereinigung der Völker zugegeben werden. Mit großer Leichtigkeit scheint es geschehen zu seyn, daß ein Theil eines Stam-

---

*) Il. VI, 403.

**) Il. VI, 193. IX, 483.

***) Schon die Kirchenväter setzten das göttliche Königthum des Orients dem heroischen Königthume Griechenlands entgegen. Vergl. z. B. die interessante Stelle Clem. Alex. Strom. I, p. 346 ed. Sylb.

mes sich durch Wahl eines andern Anführers von dem übrigen Stamme losſagte; oder auch, daß ein bisher ſelbſtſtändiger Stamm, einem fremden ausgezeichneten Heroen gehorchend, mit andern zu Einem politiſchen Ganzen ſich vereinigte. Dauernde Völkerbündniſſe gehören ſchwerlich ſchon dieſem Zeitalter an; wenigſtens wüßten wir ſie kaum mit jener fließenden Unbeſtändigkeit des inneren Staatsverbandes zu vereinigen. Dagegen galt bei gemeinſchaftlichen Unternehmungen mehrerer Völkerſchaften eine temporäre Königsgewalt desjenigen Anführers, der den Zug zu Stande gebracht hatte, dergleichen wir den Agamemnon vor Troja ausüben ſehen; und der Lohn dieſer Würde mochte wohl kein geringerer ſeyn, als die Beherrſchung des eroberten Landes. — Außer den Volksverſammlungen, an denen alle Glieder des Volks, auch die untergeordnetſten (ſelbſt Weiber und Kinder vielleicht nicht ausgenommen) Antheil nahmen, auf denen aber nur die Heroen oder der Adel, d. h. die freien Landeigenthümer und Herren über Diener und Landbauern, ſtimmfähig waren, und welche unſtreitig für den Sitz der höchſten Gewalt gelten müſſen; gab es auch beſondre Rathsverſammlungen der Angeſehenſten und Weiſeſten, welches gewöhnlich bejahrte Männer waren, die entweder durch das Vertrauen des Königs oder die Stimme des Volkes zu Berathern beider und zu Richtern bei vorkommenden Streitigkeiten auserſehen wurden. Es iſt ein intereſſanter Zug, daß in der Ilias Neſtor als

Mittelpunkt des Rathes der Alten*), Odysseus als Mittelpunkt der Volksversammlung **) in dem Lager vor Troja erwähnt wird, und daß es von beiden ausdrücklich heißt, sie haben sich nie veruneinigt, sondern mit stets gleichem Sinn und übereinstimmender Einsicht für das Beste der Achäer gesorgt ***). Hieraus erhellt aber die Unabhängigkeit beider Mächte von der Königsmacht; indem bei strengrer Abhängigkeit von dieser die Versammlungen unstreitig bei dem Zelte des Agamemnon gehalten worden wären. Was aber das Verhältniß betrifft, in welchem die Königsmacht und die Staatsmacht überhaupt zu den Rechten und der Freiheit der Einzelnen stand, so war die Beschränkung der letzteren durch die erstere jedenfalls eine sehr geringe. Nicht einmal die Heeresfolge scheint Pflicht gewesen zu seyn; höchstens die Vertheidigung des Landes bei Angriffen äußerer Feinde. Ob ein ähnlicher Gegensatz zwischen Volkskönigthum und Heereskönigthum (welches durch die freiwillige Anschließung an ausgezeichnete Heroen und Königssöhne zu Kriegsunternehmungen entstanden wäre) in dem heroischen Griechenland bestanden, wie in dem nordischen Alterthum; darüber sind die Spuren zu ungewiß, um Entscheidendes auszusagen. Ungeachtet der Richtergewalt des Königs und seiner Räthe

---

*) Il. II, 54.

**) Il. XI, 806.

***) Od. III, 126—129.

galt das Recht der Selbstrache, ein wesentliches Moment des Heroenthums, welches eben hiedurch die Majestät des Individuums beurkundete. Wie weit sich dasselbe erstreckt habe, läßt sich allerdings nicht mit der genauesten Schärfe angeben, vielleicht weil seine Grenzen in jener Zeit selbst nicht scharf abgesteckt waren; mit Gewißheit kann man es aber von der Handlung des Mordes aussagen, daß sie nicht von der Staatsgewalt gerichtet, sondern von den Verwandten und Genossen des Gemordeten gerächt ward: vor denen der Mörder, wenn er nicht mächtig genug war zu seiner Vertheidigung, aus dem Lande fliehen und anderwärts eine Zuflucht suchen mußte. Oft wohl mochten solche Thaten zu einer Trennung der Stämme führen, wenn kein Theil dem andern weichen, noch zu einem gütlichen Vergleiche die Hand bieten wollte. War das ganze Volk durch die That eines seiner Glieder betheiligt, auch dann übergab es den Verbrecher nicht der Staatsgewalt, ihn zu richten, sondern es tödtete ihn ohne Weiteres durch Steinigung *).

Fragen wir nun aber, wie es zuging, daß ein so lose scheinendes Band der bürgerlichen Gesellschaft nicht bald ganz abgeworfen ward, und der Anarchie und Tyrannei Platz machte; so müssen wir auf jenen Umstand zurückkommen, von dem wir ausgingen. Nur dadurch ward eine so einfache und naturgemäß scheinende,

*) Il. III, 57.

in der That aber höchst seltene und schwer hervorzubringende Gestaltung möglich, daß jenes Gebäude der Sprache und Symbolik, wie der Orient es kunstreich gezimmert und dem Abendlande überliefert hatte, Grundlage der politischen Verhältnisse blieb, und Element ihres Ausdrucks ward. Die Uebertragung morgenländischer Kultur auf die wilden Völkerschaften, die anfangs Griechenland bewohnten, das Hervorgehn der freien Heroenwelt aus dieser Verschmelzung der Elemente, und der Kampf mit ihrer widerstrebenden Starrheit, endlich die Rückwirkung des hellenischen Heroenthums auf die ausgeartete Bildung des Orients, sind der wesentliche Inhalt der gesammten heroischen Mythologie der Hellenen; welche uns, wenn wir diese so natürliche Erklärungsweise verschmähen, nur als ein sinnloses Gewebe grillenhafter und abgeschmackter Mährchen erscheinen kann. Um zu schweigen für jetzt von den Culturstystemen, welche sich an die Namen Minos, Rhadamanthys, Kekrops, Kadmus, Pelops knüpfen; von dem goldnen Vließ, welches Jason, um ein Königthum in der Heimath zu gewinnen *), aus dem Sonnenlande zu erobern hatte; so wie von den Heldenthaten, welche zu ähnlichem Zwecke Perseus in dem fernsten Orient und Occident unternehmen mußte: wo sonst findet man den Schlüssel zu dem räthselhaften Mythus vom Herakles, in welchem morgenländische Son-

*) Pind. Pyth. IV, v. 165.

nenreligion und hellenisches Heroenwesen zu einer so paradoxen Erscheinung vereinigt sind; wenn man nicht in diesem mythischen Wesen einerseits den allgemeinen Repräsentant des griechischen Heroenthums erblickt, andrerseits den Inbegriff der politischen Symbolik des Morgenlandes, die den Lauf der Sonne und des Mondes, und die Verhältnisse der Jahres- und Tageszeiten in die Gesetzmäßigkeit des Lebens der Menschen und der Völker herabgezogen hatte? Was sonst kann mit der Dienstbarkeit des Herakles unter Eurystheus (dem Weitherrschenden) gemeint seyn, als jenes Joch, welches die orientalische Geistesbildung dem Heroenthum auflegte, damit es seine Kraft auf eine edel-gesetzmäßige Weise entfaltete; und die durch die Juno beschleunigte Geburt des Eurystheus, um die dem Herakles bestimmte Weltherrschaft auf ihn zu übertragen *), was drückt sie anders aus, als die Herrschaft der Sprache und des Symbols in dem Jugendalter der Menschheit, wo die freie Heroenkraft sich hätte entfalten sollen? Die Anschauung der unzertrennlichen Verbindung zwischen Heroenthum und politischer Symbolik, und von der Abhängigkeit des ersteren von der letztern war es, welche diese großartige mythische Gestalt hervorrief; an welcher schon Herodot eine doppelte Wesenheit, eine heroische und eine göttliche zu unterscheiden rieth: und wenn es den Griechen ziemte, diese welthistorische Wahrheit in das Dun-

*) Il. XIX, 98 ff.

kel der Sage einhüllend, zum Keim einer Kunstwelt, die Heroenthum und Symbolik verklären sollte, zu gestalten; so ist es unser Geschäft, sie an das Tageslicht hervorzuziehn, und ihren Beziehungen und der Art und Weise, wie sie auftrat, nachzugehen. — Es lassen sich aber jene Institute morgenländischer Symbolweisheit, welche in eigenthümlicher Weise auf Griechenland übertragen werden mußten, damit die heroische Individualität frei sich entfalten und einen Schauplatz ihrer Wirksamkeit finden konnte, zusammenfassen unter dem Begriff einer Gesetzgebung, welche, eben so wie die uralten Gesetzgebungen orientalischer Völker, das Ganze des öffentlichen und des Privatlebens zu umfassen, und Ordnung und Regel darüber zu verbreiten die Bestimmung hatte. Entsprungen in dem entferntesten Alterthum bildete sie die Grundlage des politischen Lebens der griechischen Völker in allen folgenden Zeiten; und von ihr stammt als von einem Urvater alle Staatsweisheit der Hellenen geistig ab, während der Geist und das eigenthümliche Leben der Volksstämme selbst als die Mutter zu betrachten ist. Die mythische Geschichte der Griechen scheint anzudeuten, und es stimmt diese Andeutung überein mit den allgemeinen Lehren, die über den Geist und den Gang der Völkerbildung die Weltgeschichte uns gibt, daß diese Gesetzgebung bei den Griechen nicht, wie bei den Völkern des Orientes, aus einer ruhigen und gleichmäßigen, von Innen herausgehenden Geistesthätigkeit des Volks sich erzeugte;

sondern daß sie wilden und ungebildeten, aber das Bedürfniß geistiger Bildung bei tiefer Anlage des Gemüths in sich tragenden Völkerstämmen vielmehr, gleichwie den germanischen Völkern das Christenthum, durch Uebertragung von Außen zukam. Dieselben Institute, welche bei den Orientalen vom ersten Ursprung an mit der Existenz der Völker verwachsen, und gleichsam mit ihnen geboren waren, wurden von den Griechen mit Freiheit und selbstständiger Wahl angenommen; und eben dadurch beurkundete sich der Geist dieses Volks als über sie hinausgehend und einer höhern Entwicklung fähig, während der Geist jener Morgenländer auf immer in ihrer Abgeschlossenheit versenkt blieb. Denn die Anlage zur Universalität verträgt sich auf keine Weise mit einer strengen Beschränkung des Volkslebens auf den Umkreis des Stammes und des Vaterlandes; vielmehr sehen wir eben die edelsten Völker Fremdes und Fernes am heftigsten und lebendigsten begehren, und an eine geistige Herrlichkeit dann am innigsten sich anschließen, wenn sie ihnen von fernher aufgeht. Allseitige Empfänglichkeit, die oft selbst als Nachahmungstrieb sich äußert, ist darum die erfreulichste Eigenschaft eines jugendlichen Volks; selbstthätig Fremdes sich aneignend und es umgestaltend, nicht todt und willenlos den Händen des Bildners sich hingebend, sehen wir Nationen zu dem Gipfel menschlicher Bildung aufstreben; und wie für die germanischen Völker, so ist es auch der schönste Ruhm für die Urväter der

Hellenen, nicht eigensinnig innerhalb ihrer Stämme und Völkerschaften sich abgeschlossen, sondern stets mit Liebe und verständiger Wahl das Vorzüglichste aufgenommen zu haben, was sie sich gegenseitig, und was der benachbarte Orient ihnen darbot. Als ein ganz verfehltes muß uns daher das Beginnen derer erscheinen, die, verkennend jenen lebendigen, geistigen Wechselverkehr, in welchem, wie die mythische Geschichte lehrt, die hellenischen Völkerschaften unter sich selbst und mit den Nationen des Orientes standen, und aus dem ihre Charaktere und ihre geistigen Besitzthümer hervorgingen, und ihn hinabverlegend in ein späteres Zeitalter, wo diese bereits gebildet waren, um seinen Organismus in einen todten Mechanismus verwandeln, die geistige Wesenheit aber der Völker und ihrer Sitten, Verfassungen und Religionen als ein Irrationales, der Forschung und der Wissenschaft Unzugängliches bei Seite stellen zu dürfen; Religion, Sitten und Verfassung der hellenischen Völkerschaften einzig auf die Naturanlage der Stammindividualitäten zurückzuführen und innerhalb derselben einzuschließen trachten. Eine Behandlung der griechischen Alterthumskunde, die nicht nur durch die Abtrennung Griechenlands von der orientalischen Welt die Einheit der Weltgeschichte, sondern selbst durch die strengste Scheidung der besondern Stämme die Einheit der hellenischen Nation zu zerreißen droht; indem sie, um nur ein recht auffallendes Beispiel ihrer Weise zu nennen, das göttliche Wesen

des Apollon und die Heldengestalt des Herakles nicht besser zu ehren meint, als wenn sie, ihr umfassend welthistorisches Leben ertödtend, sie für Ausgeburten des Charakters und der Beschränktheit eines einzelnen Stammes erklärt. — Was aber den Ursprung jenes Bildungselementes, welches wir unter dem Namen einer Gesetzgebung begriffen, selbst betrifft: so wäre es vielleicht einseitig, diese allein aus den Reichen des Orients herzuleiten; obgleich unsre gegenwärtige geschichtliche Forschung größtentheils auf diese, da der Zugang zu andern Quellen versagt ist, zurückkommen muß. Denn viele Spuren der Mythologie machen es wahrscheinlich, daß Griechenland selbst in einer frühern Periode des Menschengeschlechts, vielleicht vor jener großen Fluth, welche dem westlichen Asien und dem südöstlichen Europa seine gegenwärtige Gestalt gegeben zu haben scheint, von Völkern bewohnt ward, deren Bildung und Lebensart der morgenländischen gleich, und die, durch Naturereignisse und durch die höheren Forderungen des Weltgeistes untergegangen, einzelne Priesterfamilien zurücklassen konnten, die das Andenken an ihre Cultur und die höchsten Resultate derselben auf spätere Geschlechter übertrugen. Da wir in der mythologischen Abhandlung, welche wir unsern Betrachtungen folgen lassen werden, hierüber noch einiges beizubringen willens sind, so genüge es, dieß hier nur angedeutet zu haben: näher liegt uns für jetzt die Bezeichnung des Charakters der Institute, welche den Inhalt jener Gesetzgebung

ausmachten. Wir rechnen unter sie vor allen die regelmäßigen Eintheilungen der Völkerschaften nach gewissen bedeutungsvollen Zahlen, welche unter den Namen Phylen, Phratrien u. s. w. nicht nur bereits vom Homer erwähnt werden, sondern in der griechischen Staatsverfassung der verschiedensten Zeiten stets so bedeutungsvoll hervortreten, daß man sie als die wahre Grundlage aller spätern politischen Institute nicht mit Unrecht betrachten kann. Was von ihrem Ursprung berichtet wird, ist durchaus ungenügend: so finden wir die alte Vierzahl der Phylen in Athen (die auch unter dem ganzen übrigen ionischen Stamme galt) von vier Söhnen des Jon abgeleitet, des angeblichen Stammherrschers der Jonier und Gründers ihrer Herrschaft in Attika und im nördlichen Peloponnes; obgleich die Namen der Phylen selbst deutlich zeigen, daß sie nach einer Verschiedenheit der Lebensart oder Beschäftigung geordnet waren, und also eine ähnliche Bestimmung hatten, wie die Kasten der Indier und Aegypter. Die drei Phylen der Dorier aber nennen sich nach Söhnen des Herakles und des dorischen Stammfürsten Aegimius; die aber, da die Heroensage sonst von ihnen schweigt, sämmtlich nicht für wirkliche historische oder mythische Personen, sondern für bloße Abstraktionen aus den Namen jener Volksabtheilungen selber zu halten sind. Bemerkenswerth aber ist es, daß weder in den hier erwähnten Beispielen, noch sonst in der Sage Griechenlands und auch des alten Italiens dergleichen Ab-

theilungen, wie etwa die zwölf Stämme der Israeliten, auf eine genealogische Einheit zurückgeführt werden: denn jene fabelhaften Namengeber erscheinen allenthalben nur als Anführer oder Staatengründer, nie aber als Stammväter des Volkes selbst, das in den nach ihnen genannten Phylen enthalten ist. Dieser Umstand berechtigt uns zu dem Schlusse; daß die griechischen Institute nicht, wie die ihnen verwandten orientalischen, von Innen aus dem Volke heraus sich erzeugten, sondern daß sie mit Absicht und Bewußtseyn durch äußere Gesetzgebung eingeführt wurden. Eine andre muß daher auch die Bestimmung und Bedeutung dieser Volksabtheilungen im Oriente gewesen seyn, eine andre in Griechenland: und wenn sie uns dort als der erste Schritt erscheinen zur Trennung und Zersplitterung jener großen, in die Einheit der Sprache versenkten Völkerfamilien und Völkermassen; so waren sie unter den aufgelösten und zerstreuten Menschenhaufen des ältesten Griechenlands vielmehr Mittel der Verknüpfung und Vereinigung. Denn wenn die Philosophie uns lehrt, daß die Zahl das Moment ist, wodurch eine Vielheit oder Menge sich auf sich selbst bezieht, die, so lange sie nur eine, die unbestimmte Mehrheit in sich enthaltende Einheit ist, sich selbst äußerlich bleibt *); so werden auch in der Wirklichkeit Völkerschaften, die sich in einem

---

*) Hegel's Wissenschaft der Logik 1ster Bd. 1stes Buch. S. 170 ff.

aufgelösten und selbstlosen Zustande befinden, nur durch die Zahl sich gestalten und Selbstheit gewinnen können: und wie sie vorher eine Beziehung zu dem ihnen Andern suchend und nur in ihm ihre eigne Bestimmung findend, dieses fortwährend entweder durch Zertrennung aus sich herausbildeten, oder an ein Aeußeres, an fremde Völker sich anschlossen und in ihnen aufgingen; so finden sie sich vermöge der Zahl in sich bestimmt, und fähig, sich auf sich selbst zu beziehen. So also erkennen wir jene auffallende Erscheinung, die man von dem Standpunkte des Bewußtseyns betrachtet, das erste, unmittelbare Urtheil in den Völkergeschichten nennen könnte, nicht nur als begründet, sondern selbst als nothwendig; und diese Eintheilungen sind uns das wesentliche Moment, wodurch die Völker Griechenlands sich als Ganze und Gesammtindividuen begriffen, und sowohl einerseits die Zersplitterung und Vereinzelung ins Unendliche, als auch andrerseits das Zusammenfließen in eine wüste ununterscheidbare Masse verhüteten. Lehrreich ist es, den Charakter dieser Institute mehr ins Einzelne zu verfolgen, und insbesondre auch die Verwandtschaft der besondern Gestalten, welche sie in Griechenland angenommen, mit der Verschiedenheit ihrer Gestaltung im Orient zu vergleichen. So kann man nicht umhin, die Phylen der Jonier den Kasten der Aegypter, jene der Dorier aber vielmehr den Stämmen der semitischen Völker und mancher hochasiatischer Nationen verwandt zu finden: und wohl

möchte es der Mühe lohnen zu untersuchen, wie es zuging, daß dieselbe Kastenverfassung, welche das Eigenthum von Völkern ist, deren Bildung rein abgeschlossen war in der Sprache und der Symbolik der Urzeit, und deren Bewußtseyn und Geist gefangen lag in den Banden der instinktartig brütenden Naturseele; zugleich die älteste Grundlage der Verfassung des freiesten und selbstbewußtesten Staates, den das Alterthum kannte, ward: und daß die Stammabtheilungen, die bei den semitischen und andern morgenländischen Völkern, den patriarchalischen Charakter und die Familieneinheit derselben bezeichnend, gleichsam als die Kette erscheinen, mit der jene Völker, welche nicht die höhere Freiheit des Geistes der eigentlich welthistorischen Nationen, sondern die gesetzlose Willkühr zum Erbtheil bekommen haben, an die starre Nothwendigkeit der Natur geschmiedet sind, oder als das Gängelband, woran die letztere sie, die richtiger als die Griechen ewig Unmündige genannt werden können, fortwährend leitet; daß eben dieselben als der Anfang jener hellenischen Verfassungen auftreten, in denen alle Willkühr auf das vollkommenste in eine geistige Nothwendigkeit aufgegangen war; und als solcher von dem Pythischen Apollo selbst anerkannt und gefordert werden *). — Ueber die Stellung und die Gestaltung dieser Volksabtheilungen in den Verfassungen der griechischen Staaten ein Mehreres zu sagen, halten

*) Plut. Lycurg. 6.

wir für überflüssig, da diese in unsrer Zeit Gegenstand fleißiger und gelehrter Untersuchungen geworden sind; insbesondre verweisen wir hier auf die Schriften Hüllmann's, die, ungeachtet vieler und schwerer Irthümer im Einzelnen, doch ein ziemlich richtiges Bild von der ältesten Gestalt der griechischen Staaten, wie diese auf jene Zahlen gebaut war, im Ganzen aufstellen. Eben so würden wir auch die Grenzen unsrer Abhandlung überschreiten, wenn wir über die Art, wie die übrigen symbolischen Anschauungen des Morgenlands in das griechische Staatsleben und in die ältesten Gesetzgebungen eingingen, uns ausführlich verbreiten wollten. Es wurden dieselben zunächst angewandt auf Ackerbau und Familienleben; sie traten auf unter der Gestalt von Lehren über göttliche Dinge und über Naturnothwendigkeit, nicht von willkührlichen menschlichen Bestimmungen; und nur eben dieser Geist der Symbolik ist es, welcher den Bestimmungen über das Einzelste und Kleinste des alltäglichen Lebens und der äußerlichen Thätigkeit eine so hohe und fruchtbare Bedeutung für das politische Leben der Völker zu geben vermochte. Jene Helden, welche die Sage als Stifter des Ackerbaus, der Ehe und der Familienheiligthümer nennt, enthalten das mythologische Gedächtniß dieser denkwürdigen Gesetzgebungen, welche den Paradiesesgarten pflanzten und anbauten, den die werdende Heroenwelt bewohnen sollte. Als die letzte geistige Abstraktion aber und gleichsam die Quintessenz der politischen Symbolik,

die dem Heroenthum voranging, ist das berühmte Gesetz des Rhadamanthys zu betrachten, dem zufolge die Rache für ein zugefügtes Uebel auf die Wiedervergeltung eines gleichen Uebels sich beschränken mußte. In dieser Bestimmung sehn wir die Idee des Maaßes, die aller Symbolik zum Grunde liegt, unmittelbar angewandt auf menschliche Handlungen, die dem Kreis des politischen Lebens zunächst angehören; und zugleich in ihrer reinsten Abstraktion ausgesprochen. Es kann auf den ersten Anblick sehr auffallend erscheinen, wie ein so einfacher, durch das unmittelbare Gefühl den Einzelnen laut verkündigter Grundsatz, in der mythischen Geschichte Griechenlands als Eigenthum einer besondern Gesetzgebung, und als Resultat der höchsten, göttlichen Weisheit früher Geschlechter dasteht; aber eine aufmerksame Betrachtung des ihm vorangehenden und des nachfolgenden Staatslebens lehrt uns seine allgemeine und bewußte Gültigkeit erkennen als den wahren Grenzpunkt zwischen dem europäischen Staat und dem asiatischen. Denn in diesem trat streng genommen durch jedes Vergehen ein Glied des Staats, welches als solches nur Pflichten, aber keine Rechte hatte, aus dem Staatsmechanismus heraus, und ward von diesem, wenn es nicht zufällig an einem andern Orte, um dort brauchbare Dienste zu leisten, eingeschoben werden konnte, verworfen und vernichtet; das Gesetz der Wiedervergeltung aber oder der Strafe setzt eine Anerkennung der Macht und Freiheit des Individuums voraus, und

eine Heiligkeit der Rechte sowohl des Verletzenden als des Verletzten. Nur daher, wo Selbstrache gilt oder ehemals galt, hat es seine wahre Bedeutung, so wie auch hier die größten Schwierigkeiten seiner Einführung entgegenstanden: und es muß als der Triumph jener symbolisch-gesetzgeberischen Weisheit betrachtet werden, daß sie die Anerkennung dieses Grundsatzes unter den freien Völkern Griechenlands allgemein durchzusetzen vermochte. Es war aber die Gültigkeit dieses Strafgesetzes, und die Beschränkung der Selbstrache durch die Macht und die Gesinnung des Volksvereins eine nothwendige Bedingung des Heroenthums; weil der Genius der Individualität nur da sich hervorthun kann, wo die Individuen sich gegenseitig anerkennen und achten, und wo diese Anerkennung auf der festen Grundlage eines allgemeinen politischen Principes ruht. Nicht mit Unrecht nennt daher die Mythe den Rhadamanthys Stiefvater des Herakles, weil der Geist dieses Gesetzes sich mit der Volksnatur, der Mutter des Heroenthums, vermählte, als die Kraft des Heroenthums bereits geboren war: und wenn Herakles eine jugendliche Mordthat an seinem Lehrer, der ihn geschlagen hatte, mit dem Gesetz des Rhadamanthys entschuldigt; so ist durch diesen scheinbaren Widerspruch zugleich das absolute Vorrecht angedeutet, welche eben in Einstimmung mit diesem Grundsatze die Heroennatur über alle andern hat.

---

*) Apollod. II, 4, 9. 11.

Eine höchst lehrreiche und interessante Betrachtung ist es nun aber auch, den heroischen Staat mit der spätern griechischen Staatsverfassung zu vergleichen, und der Art und Weise nachzugehen, wie diese sich aus jenem erzeugte. Obgleich diese Untersuchungen im Ganzen außerhalb der Grenzen liegen, die wir der gegenwärtigen Abhandlung gesteckt haben, so können wir uns doch einiger Andeutungen nicht enthalten, um den wesentlichen Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus diese Gebiete überschaut seyn wollen. Die Grenzscheide zwischen dem heroischen Zeitalter und den spätern Perioden der griechischen Staatsverfassung bildet die heraklidische Völkerwanderung; deren Ursachen eben so wenig, wie die der germanischen Völkerwanderung, bloß äußere und zufällige sind; etwa der Stoß eines nordischen barbarischen Stammes auf die benachbarten hellenischen Völkerschaften: sondern vielmehr innere, eigentlich politische. Zu diesen rechnen wir theils den mit dem Aussterben der heroischen Individualitäten mehr und mehr schwindenden Naturgegensatz der edlen und der gemeinen Geschlechter, und die durch das Emporstreben der letztern erzeugte Gährung; theils aber auch das Hervorgehen politischer Ideen aus den Keimen, die in der Heroennatur verborgen gelegen, und die, wenn es sich auch nicht im Einzelnen nachweisen ließe, wie sie die Völker zur Vertauschung ihrer Wohnsitze zu veranlassen geeignet waren, schon darum sie in Bewegung und Gährung setzen mußten, weil sie als ein Fernes, ein zu

Erringendes ihnen vor der Seele standen, welches nur durch eine Veränderung des bisherigen, nun nicht mehr genügenden Zustandes zu gewinnen war. Als Beispiel dieser Ideen dient die Idee des erblichen Königthums, welche den griechischen Völkern, obgleich sie nachher von ihnen aufgegeben werden mußte, gewiß eine nicht weniger mächtige Triebfeder war, als den germanischen *), bei ihren Wanderungen, wie dieß nicht nur die heraklidischen Reiche selbst, sondern auch die Züge der Söhne des Orestes und des Kodrus beweisen, welche an der Spitze der äolischen und ionischen Schaaren jenseit des Meeres eine Königswürde gründen wollten, die sie in dem Vaterland nicht mit hinreichendem Glanze mehr zu behaupten vermochten. Eben diese Völker-

---

*) Es ist hier nicht der Ort, die, bei Weitem nicht hinreichend erkannte Wahrheit weitläuftig auszuführen, daß die innerste und mächtigste Triebfeder der germanischen Völkerwandrung keine andre war, als die Idee des Königsthums; welche nur nach der Bezwingung Europa's und nach der Annahme des Christenthums realisirt werden konnte. Es spricht sich dieselbe vorzugsweise aus in der germanischen Volkspoesie; auf das Deutlichste läßt sie sich aber auch in der eigentlichen Geschichte nachweisen. Wer sich vorläufig davon überzeugen will, den verweisen wir zunächst auf Jornandes, der unter den gleichzeitigen Geschichtschreibern diese Tendenz vorzüglich gut aufgefaßt hat: z. B. wenn er den erstaunten Westgothenkönig Athanarich in Constantinopel ausrufen läßt: Deus sine dubio terrenus est imperator; et quisquis adversus eum manum moverit, ipse sui sanguinis reus existit — oder wenn er als Grund der Vermählung des Athaulf mit der Kaisertochter Placidia angibt: ut gentes hac societate comperta, quasi adunata Gothis republica, efficacius terrerentur u. a.

wanderung ist aber auch als der vollendete Abfall zu betrachten von der göttlichen Natureinfalt des Heroenalters; denn indem sich die Völker von dem Boden losrissen, auf dem sie jenes göttliche Naturleben geführt, entsagten sie zugleich dem Gehorsam und der Eintracht mit der Natur. An die Stelle der natürlichen Herrlichkeit der Individualität traten nunmehr geistige politische Principien, die, eben so wie wir es oben von den auf die epische Dichtung nachfolgenden Künsten zeigten, als Vermittler zu betrachten sind zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen. Doppelt aber war der Weg, den die Staaten Griechenlands fortan wandelten. Ein Theil der hellenischen Stämme nämlich blickte zurück in die Welt der Symbolik und des Heroenthums; trauernd über die entschwundene Herrlichkeit verzweifelte er an dem Hervorgehen einer neuen und höheren, und versuchte, durch Kraft und Anstrengung des Geistes die alte zurückzuführen. Emsig sammelten seine Führer sowohl die Spuren jener alten gesetzgeberischen Weisheit, für deren Hauptsitz Kreta galt, die Vermählungsinsel des Orientes und des Occidentes, und die Heimath des Minos und Rhadamanthys; als auch die zerstreuten Bruchstücke der epischen Dichtung, in der das Gedächtniß der Heroenwelt niedergelegt war: und durch die Vereinigung dieser beiden Elemente gründeten sie mit Bewußtseyn und freier Schöpferkraft ein politisches System und eine Gesetzesherrschaft, in der das Staatsleben in vollkommnerem Sinn als irgend

anderwärts, als die Substanz des Menschlichen sich ankündigte. Was nämlich in dem heroischen Zeitalter als die Naturgabe begünstigter Individuen erschienen war; das ward hier Eigenthum des Stammes und des Staates, welcher als ein heroisches Gesammtindividuum in den Reihen der Staaten und der Völkerschaften auftrat. Daher das unbedingte Ansehn des Alterthümlichen und des Gesetzes, welches in die Rechte der Natur, deren Herrlichkeit es zurückrufen sollte, eingetreten war, und einen gleichen Charakter der Nothwendigkeit und der Unveränderlichkeit angenommen hatte; eben daher auch das gänzliche Aufgehen der Freiheit des Einzelnen in dem Leben der Gesammtheit. Die besonderen Momente der Verfassung blieben die nämlichen wie in dem Zeitalter der Heroen: derselbe strenge Gegensatz von Edlem und Unedlem; und nur die Edlen als Bürger des Staates anerkannt, welche ein durchaus freies, heroisches Leben führen und alles Unedle und Gemeine, sowohl in Genüssen als in Beschäftigungen, kraft des Gesetzes von sich entfernt halten mußten. Dieselbe Abstufung fernher von Volksgemeinde, Rath der Alten und Königsmacht; nur daß die letztere entweder erblich ward, oder, da keine Heroennaturen mehr aufstanden, zum bloß übertragenen Amt, zur wechselnden Vorsteherschaft herabsank. Eine eigentlich gesetzgebende Macht, oder Souverainität gab es in diesen Staaten nicht; das Gesetz selbst, die Natur des Staates war der Souverain, und jeder Versuch einer Neuerung, selbst wenn

er durch die Mehrzahl des Volks und die Häupter des Staats geschah, Aufruhr und Unordnung. Deshalb mußte die berathende Macht, wie der Rath und die Obrigkeiten sie ausübten, als die erste und die wichtigste erscheinen; vor die Volksversammlungen kam bloß, was jene ihnen vortrugen, und auch das Richteramt blieb, nach vollkommner Abschaffung der Selbstrache, in den Händen der Geronten: darum werden diese Staaten Aristokratien genannt; worunter man fälschlich den Gegensatz der Unterthanen und Knechte zu den Bürgern des Staates verstanden hat. Die äußere Tendenz derselben war, wie die der Heroen, steter Krieg, aber nicht Eroberung oder Vertilgung andrer Stämme; vielmehr erkannten diese sich wechselseitig an, weil sie sich, eben so wie die heroischen Individuen, zu ihrer Existenz und zur freien Entwicklung ihrer Herrlichkeit unentbehrlich waren; so streng auch ein jeder sich in sich abzuschließen bemüht schien. Warum diese Gesammtindividuen so wenig Antheil nahmen an der weiteren Entwicklung des Weltgeistes, welche der hellenischen Nation übertragen war, und insbesondre so wenige Beiträge lieferten zu der Erschaffung der Denkmäler dieser Entwicklung in Kunst und Wissenschaft: dieß erklärt sich von selbst aus der Einseitigkeit, mit der dieselben ein besondres Moment der griechischen Bildung sich zugeeignet, und die Darstellung des Staatslebens als der noch nicht zum Begriffe und zur vollendeten

Einzelheit herausgebildeten Substanz des Menschengeistes übernommen hatten.

Eine andre war die politische Bildung derjenigen Stämme, welche mit dem Weltgeist und in ihm fortschreitend, die hellenische Welt an die übrige Weltgeschichte anreihen sollten. Einmal herausgetreten aus dem Heroenthum, trachteten sie nicht fruchtlos, dasselbe zurückzurufen; sie begnügten sich, durch die Götterkraft des poetischen Genius ihm ein Denkmal für die Ewigkeit zu setzen, und überließen sich sorglos der ferneren Führung der Natur und des Geistes der Geschichte. Die Bürgschaft für das treue Walten und die Obhut des letzteren fanden sie zunächst in dem erblichen Königthum, welches, durch priesterliche Symbolik*) und

---

*) Nichts ist unbegründeter als die Meinung von einer radicalen Feindschaft zwischen Priestern und Königen im frühen Alterthum. Vielmehr finden wir gerade umgekehrt, daß Priesterthum und Königthum sich stets gegenseitig suchten und forderten, indem einerseits die Priester in dem Königthum das vornehmste Element der bürgerlichen Ordnung erblickten, und seine göttliche Bestimmung bei vollendeter Ausbildung der Idee des Staates ahndeten; andrerseits aber auch die Könige einer geistigen Unterstützung bedurften, da ihre Macht nicht, wie die des Volks oder der Weisen, in sich selbst ihre Beglaubigung trug. Daß die Priesterschaft für sich die Königswürde begehrt, finden wir nur in sehr seltnen Fällen, welche als Ausartung unbedenklich gelten können; dagegen trägt selbst in dem heroischen Zeitalter, wo doch die Königsmacht am meisten sich an den Geist der Zeit angeschlossen hatte, sie vorzugsweise einen Charakter priesterlicher Heiligkeit und symbolischer Bedeutsamkeit; weshalb die Könige auch im Namen des Volks die Opfer verrichteten: und diese religiöse Bedeutsamkeit dauerte selbst da noch fort,

die Gunst des höchsten der Götter geheiligt, die Majestät der heroischen Individualität geerbt zu haben schien. Allein ein neues, bisher ungekanntes Element begann bald bei ihnen sich hervorzuthun, um der Entwicklung des Staatslebens als des Wesens der menschlichen Natur einen weiteren und freieren Spielraum zu geben: das Element der Volksherrschaft, wodurch allein eine allgemeine Wechselwirkung alles Menschlichen bedingt, und damit das Hervorgehen des Begriffes vorbereitet ward. Der eigentliche Anfang der demokratischen Staatsverfassung ist nicht in der Freiheit der heroischen Individuen zu suchen, obgleich diese, wenn

---

wo die politische Königsmacht untergegangen war. — Auch unter den germanischen Völkern zeigte sich die Einführung des Christenthums und der Hierarchie der monarchischen Verfassung sehr günstig; und der Titel, von Gottes Gnaden, blieb stets ausschließendes Vorrecht der Könige. — Das Königthum hat mit dem Priesterthum die Idee einer besondern Heiligung der Person gemein; welche zwar durch ausgezeichnete Geistes- und Körpergaben zuerst veranlaßt seyn kann, aber unabhängig von diesen fortbesteht und sich erneuert und fortpflanzt, gleichviel ob durch Vererbung oder durch Ceremonien der Weihe. Sehr consequent war daher die katholische Kirche, als sie den Königen, wie den Priestern, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt gestattete. — Von der Macht übrigens der Idee des Königthums unter den Stämmen, von denen im Texte die Rede ist, gibt die merkwürdige Nachricht Zeugniß, daß die asiatischen Jonier sich weigerten, die Phokäer das Glieder ihres Bundes anzuerkennen, bis diese einen König aus dem Geschlecht des Kodrus angenommen, Paus. Ach. III, 5; so wie daß die Ephesier die ionischen Ansiedler von Samos, welche ebenfalls keinen Kodriden zum König hatten, aus dieser Insel vertrieben. ib. IV, 3.

die Demokratie eine welthistorische Bedeutung haben sollte, ihr vorangehn mußte; sondern in der Entstehung des städtischen Lebens, welches auf dem natürlichen Grunde des räumlichen Beisammenseyns jene ununterbrochne Causalitätsreihe aller menschlichen Erscheinungene jene Wechselwirkung aller Momente der Wirklichkeit entstehen ließ, welche die Wesenheit und die Bedeutung dieser Staatsverfassung ausmacht. Es verdiente wohl eine diesem Zweck eigens gewidmete historische Untersuchung, zu zeigen, wie die Entstehung der demokratischen Staatsindividuen Griechenlands ganz analog war dem Hervorgehn der städtischen Republiken Italiens, Deutschlands und andrer europäischen Länder in den Jahrhunderten des Mittelalters; indem in der eignen Mitte und dem Schooß der monarchisch-aristokratischen Staaten, die das Heroenalter zurückgelassen hatte, vermöge der Gleichstellung der Unterthanen mit den Herren, und einer neuentstehenden Richtung der Volksthätigkeit auf Gewerbe und Handel, ganz neue Staaten sich erzeugten, welche bald die alten Formen, wie der Kern einer Frucht die Schaale, unter deren Hülle die innere Lebenswärme ihn gebildet, zersprengten und abwarfen *). Mit großer Allgemeinheit verbreitete sich

*) Um sich zu überzeugen, daß die städtischen Demokratien Griechenlands der späteren Zeit gar nicht mehr dieselben Staaten waren, wie die früheren heroischen, die wir in denselben Ländern, oder unter denselben Stämmen antreffen, sondern ganz andere; lese man die Bücher des Pausanias über diejenigen Länder, die in eine Mehrheit

dieses welthistorische Ereigniß über ganz Griechenland; so daß selbst die dem städtischen Leben sonst so fremden

---

kleiner selbstständiger Städte zerfielen, z. B. Böotien und Arkadien, und bemerke, wie er sich seiner Gewohnheit nach stets bestrebt, von jeder einzelnen Stadt dieser Länder, die als selbstständiger Staat galt, die Stifter und die alten heroischen Könige anzugeben, aber fast nie einen andern Namen zu nennen weiß, als den personificirten der Stadt selbst, oder höchstens des Flusses oder Berges, woran dieselbe lag; dagegen ihm die Könige des ganzen Landes, die er als Könige der Hauptstädte nennen kann, stets sehr wohl bekannt sind. Ein eben so klares Beispiel gibt Achaja, von dem ausdrücklich gesagt wird, daß die Königsherrschaft der Nachkommen des Orest dort bald verfiel, und die Achäer sich in zwölf Städte vertheilten, die (nach Strabo) zum Theil einer musterhaften Verfassung genossen: und der Patreus, den Pausanias (Ach. VI, 2) nebst seinem Vater als neben den Söhnen des Tisamenus unter den Achäern mächtig nennt, ist gewiß kein andrer, als die werdende städtische Republik selbst. — Es entstanden aber die Städte bekanntlich aus der Vereinigung und Zusammenziehung der kleinen Landschaften (κῶμαι, δῆμοι); welche selbst nichts andres gewesen seyn mögen, als die Gesammtheiten der kleineren Landbauern, die sich von der Herrschaft des Adels oder der Heroen freigemacht hatten: welcher Hergang bisweilen durch abstrakte Namen angedeutet wird; z. B. wenn Pausanias (Boeot. XX, 2) bei der Stadt Tanagra von einer Vermählung des Poimander (Hirtenmann) mit der Tanagra, einer Tochter des Aeolus, spricht. (Aeolier ist überhaupt der allgemeine Ausdruck für diejenigen Völker, die durch demokratisches Staatsleben die Reinheit ihres Stammes getrübt hatten; wenn sie nicht ausdrücklich dem ionischen oder dem dorischen Stamme sich beizuzählen fortfuhren: so werden z. B. die nach Asien übergegangnen Achäer gleich nach der Gründung ihrer Städte Aeolier genannt.) — Höchst wichtig ist dieser Gegensatz von heroischer und von städtischer Verfassung auch für die Geschichte Roms, wo Servius Tullius die städtische Demokratie einführte; eine Begebenheit, deren Hergang man aus Dionysius von Halicarnaß zu lernen hat: ich mache

Bergvölker, und nicht weniger diejenigen Staaten, welche durch gesetzgeberische Weisheit das Heroenthum herzustellen und festzuhalten strebten, seine Einwirkung empfanden, und sogar das Haupt der letzteren, das heroische Lacedämon, welches die Wohnplätze seiner Bürger in Mauern einzuschließen standhaft verschmähte, und diese auch an andern Städten stets zu vertilgen trachtete, durch die Einführung des Ephorenamtes dem demokratischen Element einen Ableiter setzen mußte. Wie Sparta an der Spitze der Staaten alterthümlicher Verfassung stand, so besaßen die Demokratien einen Mittelpunkt ihrer Entwicklung und ein Vorbild ihrer Gestaltung an Athen; welchem nach der Erzählung der Sage schon Theseus zugleich mit der Vereinigung der Landschaften zu einer Stadt, demokratische Verfassung gegeben hatte, und welches von Alters her einen durch ägyptische Staatsweisheit gegründeten Gerichtshof besaß, dessen Thätigkeit den Zweck verfolgte, die Selbstrache abzuschaffen, und eine wahrhaft politische Strafordnung einzuführen *). Denn die vollkommne Ab-

---

nur aufmerksam auf die Verwandlung der drei alten Tribus in vier städtische und sechs und zwanzig ländliche; auf die Stiftung der sacra compitalia für die Stadt und der paganalia für das Land; auf die Anstalten für Volkszählung; und auf den Umstand, daß, nachdem durch Servius Tullius der Viminalische und der Esquilinische Hügel zur Stadt geschlagen waren, die Götter nun nicht mehr erlaubten, die Ringmauern derselben zu erweitern.

*) Vergleiche die merkwürdige Stelle des Isokrates (Panegyr. 10.), wo er, nachdem er Athen als Ausgangs- und

schaffung der Selbstrache, und auf das engste damit zusammenhängend, die Einführung der höchsten Gerichtsbarkeit der Volksgesammtheit über alle Thaten der Einzelnen, war der Grund, der diese Staaten von Anfang an zusammenhielt, und der allein es ihnen möglich machte, gegen die Uebermacht des Adels sich zu behaupten. Darum ging von Strafgesetzen alle Gesetzgebung der städtischen Republiken aus, welche selbst als Ausfluß der Volkssouverainität erschien; wie denn überhaupt der wesentliche Unterschied dieser Staaten von den vorhin erwähnten darin besteht, daß nicht das Gesetz, sondern die Gesammtheit des Volkes die höchste Macht besitzt. Wenn daher dieselben als ein Fortschritt betrachtet werden müssen zum umfassendern Selbstbewußtseyn des Menschengeistes, und damit zu seiner höheren Selbstständigkeit; so näherten sie sich ebendadurch auch wieder dem Geiste des Heroenthums, dem sie weit mehr als die Staaten der vorigen Art, entfremdet schienen: indem der wechselnde und stets im Werden begriffene Geist der Gesammtheit, der in ihnen der leitende war, ein der Individualität mehr verwandter und befreundeter ist, als der starre und unwandelbare Geist des Gesetzes, und ihr mehr Raum gibt, sich frei und selbstkräftig zu entfalten. Nur von hier

---

Mittelpunkt der Kolonienstiftung gepriesen hat, diesen Staat zugleich das Vorbild der politischen Ordnung der griechischen Staaten nennt, indem diese die Strafgesetze, insbesondre über den Mord, sämmtlich von ihm entlehnt.

aus konnte daher auch die Kunst und die Wissenschaft in wahrhaft vollendeten und ewigen Werken die Seele des Griechenthums für die Anschauung der Nachwelt gestalten; weil nur im lebendigen Wechselspiel der Allgemeinheit des Staatslebens und der Einzelheit des Individuums der Volksgeist in die Objektivität heraustreten kann *).

---

*) Auch die besondern Begebenheiten der griechischen Geschichte wird man nie richtig verstehen oder würdigen können, wenn man nicht die welthistorische Bedeutung der beiden Hauptformen griechischer Staatsverfassung und ihre Stellung gegen das heroische Alterthum dabei vor Augen hat. Als ein Beispiel dieser Betrachtungsart diene die auswärtige Politik des lacedämonischen und des atheniſchen Staates im peloponnesischen Kriege; die man fast stets einseitig beurtheilt. Die Spartaner befolgten auch hier instinctmäßig die Richtung, die sie von ihren Gesetzgebern und Vorältern überkommen hatten. Sie wollten die Ersten seyn an Tapferkeit, Tugend und Ansehen; ohne bei diesem Primat bestimmte, klug berechnete Pläne mit Absicht und Bewußtseyn zu verfolgen. Da dieser Staat seinen Charakter und seine Eigenthümlichkeit einmal für allemal abgeschlossen und vollendet hatte, so handelte er in diesem Geiste auch gegen andre Völker; er erwartete von ihnen nichts, weil er überhaupt nichts zu erwarten hatte; verlangte aber auch, in seinem Wesen und Treiben ungestört von ihnen zu bleiben, und Anerkennung seines Werthes und Adels zu erhalten. Anders der atheniſche Staat, der, stets im Werden begriffen, sich seiner Macht, sobald er sie steigend fand, sogleich zu absichtlichen und bewußten Zwecken bediente. In seinen auswärtigen Verhältnissen galt es ihm nicht, seine Individualität zu behaupten, sondern, auch sie in die Entwicklung und Erweiterung derselben einzuschließen. Aus demselben Grunde, der einen Jüngling gewaltthätiger und unbändiger handeln macht, als einen Greis, war Athens Politik eine härtere und gewaltsamere als Lacedämons. Man kämpft hitziger und leidenschaft-

Wir gehen über zu dem letzten Gegenstand unsrer Betrachtung, der wegen seiner Bedeutung für die Ge=

licher, um etwas zu gewinnen, als um das Gewonnene zu behaupten. Es war den Athenern nicht darum zu thun, die Ersten Griechenlands zu seyn; sie wollten seine Herren werden: denn weil die geistige Anlage ihres Staats eine universelle war, so glaubten sie sich berechtigt, frem=des Staatsleben sich anzueignen. — Sparta ward mäch=tig durch Standhaftigkeit und unerschütterliche Beharr=lichkeit in der Behauptung der einmal angenommenen Grundsätze; Athen durch stete Regsamkeit und Empfäng=lichkeit für jede Gunst des Augenblicks und Aufmerksam=keit auf jeden Wink desselben. So unterwarf es sich seine Bundesgenossen, indem es für sie handelte (Thuc. I, 99), während Sparta oft seine bisherigen Freunde ver=lor, weil es in ihre neuen Ansichten und Interessen nicht eingehn wollte. Sparta, obgleich weniger Kolonien Mut=ter, hielt dennoch stets auf die Heiligkeit der Rechte des Mutterlandes, weil sie eine alterthümliche war; Athen hingegen, von dem die meisten Kolonien griechischer Stämme ausgegangen waren, hielt wenig oder nichts auf diese Verbindung, und zog es vor, durch reges Han=deln eine ganz neue zu schaffen. — Athen würde nie leicht für die Freiheit andrer Völker so uneigennützig ge=kämpft haben, wie in frühern Zeiten Sparta; es würde aber auch nie, wie Sparta später zu thun geneigt war, ihre Freiheit und Blüthe mit kalter Grausamkeit zerstört haben, bloß in der Absicht, um ohne Rival zu bleiben. — Nikias suchte die Athener von dem Zuge gegen Syrakus abzuhalten durch die Vorstellung, wie Syrakus ganz dasselbe System befolge, wie Athen: indem daher Athen Syrakus bekriege, zerstöre es ein ihm verwandtes und deshalb nothwendig befreundetes Seyn (Thuc. VI, 9 — 14). Solche Betrachtungsart war den Athenern fremd: auf die Spartaner würde sie mehr Eindruck gemacht haben. — Es sey noch erlaubt hinzuzufügen, daß man den inner=sten, welthistorischen Geist Athens und seiner Verfassung nirgends tiefsinniger und wahrer dargestellt findet, als in zwei unsterblichen Werken der beiden größten Dichter die=ses Staats: in den Eumeniden des Aeschylus, und dem Oedipus auf Kolonos des Sophokles. Man würde sehr

genwart vielleicht der wichtigste von allen ist: auf die Religion der homerischen Welt. Wenn wir hier sogleich von einer Behauptung ausgehen, welche oft wohl Partheien auf dem Gebiet der mythologischen Alterthumswissenschaft als Fahne vorgetragen haben: indem wir nämlich den Ausspruch aufzustellen kein Bedenken tragen, daß das innerste Wesen der Religion der heroischen Griechen in die homerischen Gedichte eingegangen, und durch sie ausgesprochen und gestaltet sey; so daß man dieselben keineswegs für eine überflüssige Zugabe, eine des tieferen Verständnisses entbehrende äußere Zier alter Naturreligion und Symbolweisheit zu halten habe: so ist uns der Sinn dieses Ausspruchs doch ein andrer, als den die Meisten, die ihn thun, ihm unterzulegen scheinen. Denn weit entfernt, jenen Reichthum religiöser Anschauungen dadurch zu beschränken und zu verkümmern, daß wir die äußere Erscheinung der Götter, wie der undichterische Sinn sie im Homer gewahrt, für das ausschließend Einzige erklären sollten, was jenem Zeitalter die Stelle der Religion vertrat; glauben wir vielmehr denselben zu erweitern und zu erhöhen, indem wir ihn als eingegangen betrachten in die Anschauung der epischen Poesie, und in ihrem Glanze aufbewahrt und fortlebend. Wenn die Religion des Orientes keine

---

irren, wenn man die patriotische Beziehung dieser Tragödien für eine bloß äußerliche, zufällig aufgetragne halten wollte: sie ist aus dem Geist der Sage selbst geschöpft, in welcher die weltgeschichtliche Bedeutung der hellenischen Staaten durch die großartigste Ahndung niedergelegt war.

andre seyn konnte, als die unmittelbare Anschauung der Natur in dem Symbol, eben weil, wie wir zuvor bemerkten, das Symbol in der orientalischen Kultur die Stelle des Begriffs vertrat: so war die Religion der heroischen Welt, die dem Orient entgegen getreten war, zwar noch nicht die Religion in ihrer Reinheit und vollen Wahrheit, aber doch eine höhere und gebildetere, als jene erste des unmittelbaren Daseyns; eine Religion des Wesens, welches in die äußere Besonderheit der Erscheinung auf eine dem Begriff verwandte, und ihn vorbildende Art sich reflektirt hatte. Wie wir daher oben zeigten, daß die homerische Poesie zu der Kraft des Genius, die sich in den heroischen Individuen entfaltet hatte, verhalte, wie der verklärende und vereinigende Lebensblick, die Einheit der Vernunftidee im Gegensatz der Mannigfaltigkeit der realen Wesen; so erhellt leicht, daß dieser Gegensatz kein andrer ist, als der Gegensatz zwischen Begriff und Wesen, zwischen Religion und Staat; und daß Homer für die Religion der Griechen von derselben Bedeutung seyn muß, wie die heroische Individualität es war für den Geist ihrer Staasverfassung. Nicht mit Unrecht hat man daher die Religion der Hellenen eine künstlerische genannt: denn die Kunst ist eben nichts andres, als der noch in das Reich des Wesens versenkte Begriff; der Begriff, der noch nicht als solcher selbstständig für sich, sondern nur als die vollendete Reflexion des Wesens in Andres ist; weshalb denn bei einer höhern und

umfassendern Entwicklung der Vernunft dasjenige, was in jener Periode das Höchste war, nur als Moment des Höchsten gelten kann. Es ist uns demnach erlaubt, die Gestalt der Religion, welche die epische Dichtung darstellt, als den Culminationspunkt zu betrachten, nach dem das religiöse Leben der heroischen Zeit hinstrebte, und auf diese Weise die Betrachtung der homerischen Poesie als das Centrum und den Gipfel der allgemeineren Forschungen über die Religion der ältesten Griechen anzusehen.

Die Wissenschaft selbst von der griechischen Religion ist keine andre, als die sogenannte Mythologie. Die Aufgabe derselben ist, den, bei der hellenischen Nation in die Anschauung des Wesens versenkten Begriff aufzuzeigen; das heißt, durch die Betrachtung der Werke griechischer Poesie und Kunst, so wie der Ueberbleibsel und Absätze der diesen beiden vorangehenden Sagendichtung darzulegen, auf welche Weise Wahrheiten, die der Vernunft und dem Selbstbewußtseyn angehören, in mythischer oder künstlerischer Darstellung ausgesprochen wurden, bei einem Volke, welches dieselben noch nicht eigentlich begriff, aber sie in unmittelbarer Anschauung und bewußtloser Reflexion anticipirte. Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß unter diesen Vernunftwahrheiten man nicht bloß logische, oder gewöhnlich sogenannte moralische Wahrheiten zu verstehen hat, sondern eben so sehr Ergebnisse der Naturbetrachtung und der Geschichte, wiefern diese nur nicht

oberflächlich und äußerlich, sondern in ihrer Tiefe und ihrem Wesen aufgefaßt sind. — Von der Kunstgeschichte unterscheidet sich die Mythologie dadurch, daß die leitende Idee in ihr nicht die der Schönheit, sondern jene der Wahrheit ist; weshalb sie die Werke der Poesie und Kunst mehr als Mittel zu ihrem Zwecke, denn selbst als Zweck betrachtet; obgleich sie die Schönheit derselben voraussetzt, und als das höchste Erzeugniß des Geistes der Religion innerhalb dieses Zeitraumes anerkennt. Für ihr eigenstes Geschäft aber hat sie es zu halten, zu zeigen, wie diese hohen Gestalten und die Schönheit selbst als Besitzthum des Menschengeistes unmöglich war, wenn nicht die Erkenntniß der Wahrheit ihr voranging; und zwar die vollständigste und tiefste, deren jenes Zeitalter fähig war: wie auch in unserer Zeit an eine Kunstreligion, welche jetzt wohl von so Vielen begehrt wird, oder an eine ächte und edle Kunstbildung der Nation nicht eher gedacht werden kann; bis die Wahrheit, die zu besitzen das Zeitalter die Bestimmung hat, als solche durchgebildet und ihrem Hauptinhalt nach Eigenthum des Volkes geworden ist. Da nun aber bereits das homerische Epos, wie wir früher sahen, ein wahrhaftes Weltall der Kunstanschauung in sich schließt und über das ganze Leben des Menschen den Aetherglanz der Poesie verbreitet, so setzt schon dieses die Vollendung jener Erkenntniß voraus, und die Mythologie als das System dieser Erkenntniß gehört vorzugsweise dem Zeitalter der Heroen

an Der Mythus ist die Gestalt, welche die Wahrheit, die nur noch als Wesen war, annehmen mußte, ehe sie in die Schönheit übergehen konnte; das aber, was sie fähig machte zur Schönheit zu werden, ist eben der in dem Wesen verhüllte Begriff, der, nachdem er sich mit der Einzelheit der Individualität vermählt hatte, in die Objektivität überzugehen vermochte. Soll aber die Wissenschaft die Gesammtheit jener Anschauungen, die in dem Mythus niedergelegt sind, nunmehr in der Weise des Begriffes darstellen, so muß sie den welthistorischen Standpunkt einnehmen, der allein den vollen Ueberblick über alle ihre Höhen und Tiefen, und über die ganze Fülle ihres Reichthums gewährt. Die nähere Beziehung dieses Standpunktes gehört eigentlich nicht mehr der Betrachtung des Homer an, welche ihn vielmehr voraussetzt, als für sich allein anzugeben vermöchte: da wir indeß ohne sie dem Inhalte unsrer Betrachtungen nicht die erforderliche Rundung zu geben vermöchten; das Verständniß des Dichters aber bei den Ansichten, die über das Wesen der Mythologie gegenwärtig im Ganzen die herrschenden sind, unsrer Ueberzeugung nach stets ein mangelhaftes bleiben muß: so sey es erlaubt, die Lage desselben und die allgemeinsten Umrisse der Aussicht, die er darbietet, mit kurzen Worten anzudeuten. Wir verlassen daher, um auf ihn uns freier erheben zu können, unsern bisherigen begränzteren Standpunkt; und sprechen von dem Geiste und der Bedeutung der mythologischen Wissenschaft

überhaupt; indem wir überzeugt sind, dem Dichter dadurch einen bessern Dienst zu leisten, als wenn wir die besondern Gegenstände, die seine unmittelbare Anschauung einen jeden, den sie frommen können, weit vollkommener lehrt, noch einmal weitläuftig auseinanderlegen wollten.

Wer von den Göttern Griechenlands würdig reden will, muß an sie glauben; das heißt, von der Wahrheit, Nothwendigkeit und Göttlichkeit der Anschauungen, aus denen diese Gestalten hervorgingen, überzeugt seyn. Nie wird man sich dann mit den trivialen Erklärungen begnügen, als seyen in den Götter- und Heroensagen äußerliche Natur- und Geschichtbegebenheiten verhüllt, oder auch als seyen sie ein Gewebe leerer Erfindung, stammend aus dem einfachen Bedürfniß des Glaubens an unsichtbare Wesen, und mit der ungebundensten Willkühr nur den Zweck äußerer Anmuth, die man wohl Schönheit nennt, verfolgend: — Erklärungen, welche jede Spur von Wahrheit und Göttlichkeit in dem Glauben des Heidenthums, und, da eine Wissenschaft, die heutzutage die Göttlichkeit des Heidenthums läugnet, schwerlich auch die des Christenthums erkennen mag, in aller Religion und Geschichte überhaupt zu vertilgen geeignet sind. Und fürwahr, wenn irgend eine Wissenschaft oder ein Fach gelehrter Forschung von Bedeutung und von Einfluß seyn muß auf das geistige Leben der Gegenwart, so ist es die Wissenschaft der Mythologie: weil nur durch die Erkenntniß des göttlichen Geistes, der in dem Heidenthum lebt, die

mehr und mehr welkende und ersterbende Anschauung, die an die bisherigen Formen des Christenthums sich knüpfte, neu erfrischt und befruchtet werden kann. Wohl mag es ein noch dunkles Gefühl dieses unserm Zeitalter eingepflanzten Bedürfnisses seyn, welches der Alterthumsforschung unsrer Tage die vorherrschende Richtung auf Mythologie gegeben hat: und eben diese Wahrnehmung von der Macht des Weltgeistes, der als Zeitgeist das wissenschaftliche Streben, wo er es nicht zu beseelen vermag, doch äußerlich treibt und richtet, kann am leichtesten versöhnen auch mit den mancherlei verfehlten und vorwitzigen Versuchen, welches ein solches in dem Zeitalter mächtiges Streben zunächst hervorbringen mußte. Denn was ist natürlicher, als daß bei einem allgemein gewordnen, aber seines hohen Zwecks noch nicht vollkommen bewußten Streben dieser Art, Forscher mit äußerer Gelehrsamkeit und Combinationslust ausgerüstet, aber das tiefere, geistige Verständniß entbehrend, und beinahe dasselbe verachtend, das Wesen dieser Wissenschaft darin suchen, „die (äußern) Umstände und Beziehungen aufzufinden, unter denen der Mythus entstand, damit dieser in seinem heimischen Boden, in seiner Wurzel (wie sie es nennen) gefaßt, sich von selbst deute," (da sie doch vom Herakles lernen könnten, daß man gerade umgekehrt diesen Augeasstall der mythologischen Aeußerlichkeiten nicht anders auszumisten vermag, als wenn man den Strom der Idee über ihn wegleitet); und daß Andere mit red-

lichem Willen und angestrengtem Fleiß nach wissenschaftlicher Rundung und philosophischer Begründung trachtend, beide dadurch zu erreichen meinen, daß sie die Fülle der mythologischen Gestalten auf ein, alle lebendige objektive Gestaltung in dem gehaltlosesten subjektiven Gefühl und in einseitig dialektischem Raisonnement verwischendes und ertödtendes Lehr- und Glaubenssystem äußerlich auftragen. Genug, daß neben diesen und ähnlichen Fehlgriffen die höhere Wissenschaft unsrer Tage auch die Keime zu einer ächten und tiefsinnigern Theorie des Heidenthums in sich trägt; von deren Bedeutsamkeit und Herrlichkeit, wenn sie einst vollendet an das Tageslicht treten wird, die meisterhafte kleine Schrift Schelling's: über die Gottheiten Somothraciens, ein vorläufiges Zeugniß ablegte. Da indeß der Standpunkt, welchen diese angibt, ein nur abstrakt-philosophischer scheinen könnte; indem die Lehren, welche dort als der Kern einer bestimmten mythischen Schaale aufgezeigt werden, eben so wohl auch in andern Mythen, als gerade in diesen, enthalten seyn konnten: so sey es uns erlaubt, den welthistorischen Sinn der Mythologie insbesondre hervorzuheben, und die Behandlung dieser Wissenschaft anzudeuten, die nöthig ist, um diesem Sinn Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Schon einmal bemerkten wir, daß der Ausgangspunkt der gesammten hellenischen Mythologie der Kampf der olympischen Götter mit den titanischen ist; worunter man nichts anders zu verstehen hat, als den Gegen-

satz des hellenischen Geistes zu dem orientalischen *). Nicht als wollten wir abläugnen, daß nicht auch Anschauungen der Naturwelt, z. B. des Gegensatzes der organischen Natur zur anorgischen, in diesen Haupt- und Grundmythus eingegangen wären; zu dessen Bildung selbst Erinnerungen an gewaltige Naturbegeben-

*) Mit dieser Ansicht stimmt überein, was der treffliche Solger in seinen Lehrvorträgen aussprach (nach Welkers Bericht: über die äschylische Trilogie Prometheus S. 95): daß unter der Herrschaft der Titanen eine Zeit zu verstehen sey, in welcher strenge Naturnothwendigkeit in friedlicher Vereinigung und ruhigem Gleichgewicht aller einzelnen Mächte waltete; alle Freiheit aber und Willkühr, alle individuelle Persönlichkeit handelnder Wesen entfernt war. — Dagegen ist es jetzt Mode geworden (wie es scheint durch Buttmanns Vorgang, dessen Ansichten sonst dem richtigen Verständniß der Mythen oft näher kommen, als die vieler anderer Mythologen): die in dem Hintergrund der griechischen Mythologie so sinn- und ahndungsvoll ruhenden Riesengestalten für eine überflüssige Zugabe zu der Götterwelt, und „die ganze uralte und rohe Erfindung eines Dynastienwechsels unter den Göttern und des Götterkriegs nicht gemacht zu halten, um Ideen über Weltbildung und Weltalter auszudrücken, sondern um Personen und Vorstellungen verschiedener Art zu einem Ganzen zu vereinbaren und zufällig entstandene theologische Widersprüche poetisch aufzuheben:" welche Meinung eine wahre Verzweiflung ausdrückt an aller Vernunft und gesundem Sinn in der griechischen Götterlehre. Wenn dagegen Andre den frommen Wunsch aussprechen: „daß man den Titanen, als dem Hauptbegriff der hesiodischen Theogonie, irgendwie geschichtlich beikommen könnte"; so stimmen wir gern demselben bei: dafern nur unter dem Geschichtlich-Beikommen nicht etwa gemeint ist, durch irgend eine willkührlich aufgegriffene Hypothese einen griechischen Stamm oder Ort bezeichnen, in dessen abergläubischen und abgeschmackten Religionsgebräuchen ein titanischer Gott zuerst eine, gleichviel welche, Rolle gespielt haben möge.

heiten und Erdrevolutionen gar wohl mitwirken konnten: was aber demselben seine religiöse Bedeutung gab, und ihn zur Grundlage, zum Anfang aller Religions- und Kunstanschauung des Alterthums machte, das kann keineswegs ein dem anschauenden Bewußtseyn der mythologischen Dichtung Aeußerliches seyn; es ist das eigene Wesen des hellenischen Nationalgeistes, welcher in seiner Beziehung zu dem Weltgeiste sich selbst begriff, aber, eben weil der Geist der Weltgeschichte selbst noch nicht zum begreifenden Bewußtseyn sich herausgebildet hatte, diesen verhüllten Begriff nur erst als Erscheinung in Andres reflektirte. Wie nun das Wesen bei seinem ersten Hervorgehen aus der Maaßlosigkeit des in die Natur versenkten Geistes als Geist der Individualität auftrat, so konnte auch der noch in die Wesenheit versenkte und von ihr abhängige Begriff keine andre Gestalt annehmen, als die der Individualität; die Götterwelt Griechenlands trat daher als eine Mehrheit individuell und charakteristisch gestalteter göttlicher Personen auf, die über die gestalt- und charakterlosen Gottheiten des früheren Weltalters den Sieg errungen hatten. Wie die welthistorischen Begebenheiten, welche den Uebergang des orientalischen Geistes in den hellenischen bezeichnen, durch die Umstände, die den Titanenkampf begleiteten, vorgestellt werden, insbesondre auch durch die Personen der Cyklopen und Hekatoncheiren so finden wir auch das Fortbestehen der orientalischen Kultur außerhalb der hellenischen Götterwelt auf mannigfaltige Weise mythologisch

ausgedrückt; z. B. in jener merkwürdigen, wenn auch nicht homerischen Stelle der Ilias *), wo Zeus der Here erklärt, auf sie keine Rücksicht zu nehmen, und wenn sie auch an das äußerste Ende der Erde und des Meeres wandern wolle, wo Japetos und Kronos den Strahlen des Helios unzugänglich in tiefer Nacht sitzen. Denn Nacht und Tartarus mußte den Griechen der heitern Heroenwelt jener gebundene und traurig beengte Zustand der orientalischen Reiche scheinen, den sie glücklich abgeworfen hatten. Vornehmlich aber gehört hieher die denkwürdige Fabel vom Prometheus, der als Menschenbildner und als Schöpfer früher Kultur und Weisheit, näher und concreter jene Welt des Aufgangs bezeichnet, als die übrigen abstrakteren titanischen Gottheiten. Mit Knochen statt Fleisches hatte er betrügerisch die Götter gespeist (worunter die so reich scheinende, und doch gehaltlose morgenländische Geistesbildung verstanden wird), und die Güter der Pandora **), welche nach der Absicht der Götter die Menschen erst mühevoll erringen sollten, ihnen zum unmittelbaren, thatenlosen Genuß vom Uranfange herein mitzutheilen beabsichtigt: darum ward er nach dem Rathschluß des Weltgeistes an den Kaukasus fest geschmiedet, wo ein Geyer seine stets neu erzeugte Leber fraß. Unter diesem kann nicht anderes verstanden seyn, als jene von wildem Na-

---

*) Il. VIII, 478.

**) Pandora nach Hesiod Gattin des Prometheus. Schol. Apollon. III, 1085.

turdienst begleitete Völkervermischung, in welcher, wie wir oben zeigten, die Bildung und das politische Leben der Urwelt unterging. Diese feindselige Macht ward erlegt durch die Kraft des hellenischen Heroenthums; Prometheus aber nicht eher befreit, um seiner Unsterblichkeit zu genießen, als bis ein Andrer der Unsterblichen, der die Gebirgsländer beherrschende Kronide Cheiron, für ihn freiwillig zu sterben begehrt *). Hiedurch ward das Aufgehen der freieren Bergvölker des mittlern Asiens **) in den uralten Reichen des Südens bezeichnet; welche eben dadurch die Bildung dieser vor dem gänzlichen Untergange bewahrten, daß sie sie stets

---

*) Apollod. II, 5, 11.

**) Daß unter der Person des Cheiron nicht bloß griechische Bergvölker verstanden werden, wiewohl er, sicherlich höchst bedeutungsvoll, auch als Erzieher des Achilles auftritt, erhellt deutlich genug schon daraus, daß er Sohn des Kronos heißt, welcher ihn von der Okeanine, Philyra, auf der von ihr genannten Insel des schwarzen Meeres zeugte (Apollon. Rhod. II, 1236.). Die von uns vorgetragene Deutung des Prometheus aber (von dessen Mutter der Welttheil Asien den Namen erhalten haben soll Tzetz. ad Lycophr. 1283) wird auch dadurch bestätigt, daß Einige den Ort seines Leidens tiefer nach Osten, in die Grenzgebirge Indiens versetzten. Strab. XV, p. 253 ed. Tauchn. — Der Grund dieser Strafe war nach Einigen (Schol. Apollon. II, 1253, wo sich überhaupt die Meinungen und Deutungen der Alten über diese Fabel zusammengestellt finden), daß Prometheus der Athene hatte nahen wollen: womit die welthistorische Bedeutung der Absonderung des Orients von Griechenland trefflich ausgedrückt ist; indem diese bestimmt war, die Unterdrückung des europäischen Geistes durch die Uebertragung des orientalischen zu verhüten. Auf eine andre, nicht weniger bedeutsame Art war das Verhältniß des Orien-

von Neuem anfrischten, und ihr eigenthümliches Leben darin aufopferten. Auch auf andre Weise noch finden wir in der griechischen Mythologie diesen Gegensatz des Orients und des Occidentes ausgedrückt: welcher von so tiefem und reichem Inhalte war, daß er die mannigfaltigsten Darstellungen und Gestaltungen erzeugen konnte. Wir erinnern unter diesen nur an die wundersame Gestalt des Tithonus, dessen durch die unvorsichtige Gunst der Eos ihm gewährte, schnell ergraute Unsterblichkeit offenbar nichts andres ausdrückt, als das unvergängliche, aber schnell gealterte und erstarrte Leben morgenländischer Bildung *). Auch unter den Göttern des Olympus war Einer, der vorzugsweise das orientalische Bildungselement repräsentirte, aber nicht, wie es selbstständig in der Urwelt aufgetreten war, oder wie es zu starren Formen verknöchert in jenen großen Reichen fortbestand; sondern wie es in das höhere Geistesleben des Abendlandes aufgenommen, hier sich unterordnen und dienen mußte. Dieß ist Hermes, der Sohn des Zeus von der, im Morgenlande als Naturseele verehrten

---

tes zu Griechenland aufgefaßt in dem athenischen Festgebrauche (Paus. Att. XXX, 2.), daß Wettkämpfer einen Fackellauf von dem Altar des Prometheus, der in der Akademie lag, in die Stadt hielten, und dabei die Fackeln brennend zu erhalten suchten; wodurch wir die Ueberlieferung orientalischer Weisheit auf Griechenland ausgedrückt finden.

*) Auch den Vater des Memnon versetzte man in den fernern Orient, und nannte ihn den Erbauer von Susa, der Hauptstadt des persischen Reichs, welches den Griechen den Orientalismus überhaupt repräsentirte. Strab. XV, p. 317.

Maja, welchen sowohl die Griechen, als Neuere, mit Recht für dasselbe Wesen mit den höchsten Gottheiten orientalischer Religion anerkennen; denn gewiß war es ein höchst sinnreicher Gedanke der hellenischen Mythologie, eben den Gott der Sprache und der Symbolik, der im Orient als ewiges Wort und als Weltgeist verehrt ward, in der neuen Ordnung des Weltalls als Vorsteher des Völkerverkehrs und der Weltklugheit *) darzustellen. Der im homeridischen Hymnus besungene Raub der Rinder des Apollo durch den neugebornen Hermes hat daher eine ähnliche Bedeutung, wie der Vorrang des Eurystheus vor Herakles; er bezeichnet den Raub, den der Geist der Aeußerlichkeit und Unmittelbarkeit frühzeitig an dem tieferen Geist des Wesens beging; indem er sich auch diejenigen Sphären des Lebens und der menschlichen Thätigkeit zueignete, welche dem letzteren eigenthümlich angehören: der Friede aber, den beide unter einander schließen, indem Hermes das mechanische Werkzeug zu der Kunst des Gesanges dem Apollon abtritt, dieser aber die Moiren der Weissagekunst oder der weltlichen Wissenschaft dem Hermes zum Gefolge gibt, die mit Götterspeise genährt, Wahres, sonst aber Falsches verkünden, enthält die neue göttliche Ordnung der Geistesbildung Griechenlands.

---

*) Hymn. in Mercur v. 513 sq. Insbesondre war auch Hermes der einzige Bote in den Hades (v. 569), d. h. der einzige Vermittler des Verkehrs zwischen Vor- und Nachwelt.

Von den olympischen Gottheiten bezeichnet eine jede ein wesentliches Moment des geistigen Lebens, welches sich mit dem Hervorgehn des Wesens der Menschennatur entfaltete. An der Spitze aller stand ein höchster Gott, durch dessen Verehrung die Hellenen vor den benachbarten geringeren Nationen auf das entschiedenste sich auszeichneten. Denn weder die Kriegsgötter oder die Mond = und Sonnengötter der wilden Völkerschaften Thraciens und Scythiens, noch auch die weiblichen Naturgottheiten des westlichen Asiens; welche alle den vorzüglichsten oder den einzigen Gegenstand der Verehrung dieser Völker ausmachten; konnten auf die Würde Anspruch machen, das höchste aller Wesen, der Gott der Götter und die oberste Macht zu seyn, die über Allem waltet: sie blieben einseitig, und waren selbst von ihren Verehrern nicht bestimmt, aus dieser Einseitigkeit und Beschränkung emporgehoben zu werden. Auch in der Religion Aegyptens scheint es stets unentschieden geblieben zu seyn, welchem unter den vielen verehrten Göttern eigentlich die höchste Würde zukomme. Nicht mit Unrecht kann man daher die höhere Geistesbildung Griechenlands von der Verehrung des Zeus her datiren mit welchem Gott; der himmlische Aether in die groben irdischen Formen und in die zeugenden und bildenden Kräfte eintrat, und den Lichtglanz der Schönheit über sie ausgoß. Darum lieben die Musen den Ruhm des höchsten der Götter zu singen, und die Charitinnen schmücken mit Apollon den

Thron seiner Herrlichkeit *): was aber vom Zeus gehaßt wird, das scheut und flieht, wie Pindar singt **), die Tänze der Pieridinnen: denn alle Schönheit ist ein Ausfluß jener Gottheit, welche das Weltall durchdringt, und die Harmonie der Sphären leitet. Daher der undichterische und kunst- und anmuthlose Charakter jener Völker, die vom Zeus nichts wußten; welcher Gott eben so, wie Aphrodite, aus den Wassern emporgestiegen war ***), und die Inselwelt Griechenlands zu seinem ersten Wohnsitz erkohren hatte: darum auch entstand die epische Dichtung und mit ihr alle Kunst der Hellenen in der Begleitung der Könige, denen Zeus ihr Scepter gereicht hatte. Einzelne Fähigkeiten und Kräfte können auch andre Götter den Menschen verleihen: den wahren innern Werth aber, die höchste Tugend und den Seelenadel nur Zeus; der eben so wenig einem besondern Stamme vorzugsweise angehört, als er eine einzelne Naturkraft darstellt, weil nur von einem freien Gott die Freiheit ausgehn kann, zu der so gern alle

---

*) Pind. Ol. XIII, 12.

**) Pind. Pyth. I, 25 seqq.

***) Einem jeden, der die Gestalten der griechischen Mythologie in ihrem Zusammenhange anschaut, muß die Verbindung auffallen, in die Zeus mit den Wesen des Meeres gesetzt wird. Man findet diese besonders entschieden ausgesprochen z. B. in dem Hymnus des Callimachus auf diesen Gott. Okeaninen oder Najaden die Ammen des Zeus; Hygin. fab. 182. Paus. Arc. XXXVIII, 3; und als solche auch auf Bildnerwerken dargestellt, z. B. Paus. Arc. XXXI, 2.

Tugend, wie alle Schönheit sich gesellt. Unter dem besondern Schutze des Zeus stehen daher die Fremden und diejenigen, die keine eigentlichen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft sind *): ein wichtiger Zug für das Verständniß der Idee dieser Gottheit, welche eben da vorzugsweise waltete, wo andre Götter entfernt blieben. Der König und der Bettler erkennen als ihren Schutzgott denselben Zeus, der eben so der Gott des Aethers und der überirdischen Gefilde ist, wie er seine Wesenheit von jener der nächtlichen unterirdischen Götter nicht getrennt hat; denn unter allen Göttern führt nur Aides auch den Namen des Zeus **), und erscheint als dasselbe Wesen in andrer Gestalt und andrer Umgebung. Es ist einer der merkwürdigsten Züge der Mythologie, dieses Verhältniß des Zeus zu der Unterwelt, welche ihm näher anzugehören scheint, als die obere Welt, deren Herrschaft er mit andern Göttern theilt. Wir erblicken darin das Walten derselben Idee, welche sich in der politischen Welt dadurch ausspricht, daß der Staat, der Wohlthäter der Menschen und der Inbegriff ihres äußern Glücks und der mora-

---

*) Od. VI, 207. Die Aufnahme und Bewirthung der Fremden ein Hauptgeschäft der Könige. Od. XIX, 514 ff. Die Verbrechen gegen Fremde und Bittende, und die gegen die nächsten Verwandten ziehen den unmittelbaren Zorn des Zeus auf sich. Hesiod. Opp. et DD. 306.

**) Il. IX, 457. Drei frei stehende Statuen des Zeus in Corinth, von denen die eine dem *Ζεὺς ὕψιστος*, die andre dem *Ζεὺς χθόνιος* geweiht, die dritte namenlos war. Paus. Cor. II, 7.

lischen Wirklichkeit, in dem Reiche der Erscheinung gegen das Interesse der Einzelnen als ein feindliches, beschränkendes und strafendes Wesen auftritt, und also in den dunklen Regionen unmittelbar herrscht, während in den hellen und heiteren er die offenbare Herrschaft andern Göttern überläßt, und nur im Hintergrund unsichtbar waltet. Hiermit hängt es wohl zusammen, wenn in den homerischen Schlachten nur andre Götter, auf eignen Antrieb oder auf Antrieb des Zeus, den Helden Muth und Feuer einflößen; die Furcht hingegen vom Zeus unmittelbar erregt wird *).

Es kann hier nicht unsre Absicht seyn, die sämmtlichen griechischen Gottheiten einzeln durchzugehn, und ihre besondre Bedeutung aufzuzeigen. Gewiß irrt man eben so sehr, wenn man dieselben für die geistigen Repräsentanten der besondren Völkerstämme hält, als wenn man sie für personificirte Ausdrücke von Naturgegenständen ausgibt; denn in beiden Weisen wird dem Zufall und der Willkühr in dem Glauben des Heidenthums Thor und Thüre geöffnet. Eben dadurch zeigte sich der hellenischen Nation das Wesen des Geistes als erhaben über das unmittelbare Daseyn: daß die Götter Griechenlands frei schwebten über dem bunten Gewirr der Menschenwelt und von ihren gesetzlos wechselnden Interessen und Schicksalen unberührt blieben; während unter den benachbarten Völkern des Orientes die Ge-

*) Il. XI, 543.

staltung der Götterwelt festgebunden war an die Besonderheit der Stämme und der Ortschaften, und von jeder zufälligen Veränderung bewegt ward, die sich in dem Gebiet, wo menschliche Launen und Leidenschaften herrschen, ereignete. Darum so gewiß die Götter höher sind als die Sterblichen, und der Olymp erhaben über die Thäler, die Bergreihen und die Gewässer, welche die Wohnsitze und die Wanderungen der Stämme und Völkerschaften bezeichnen: so gewiß muß die ächt wissenschaftliche Forschung zunächst die selbstständige Wesenheit der Götter in lebendiger Anschauung vergegenwärtigen, und nicht die Gestalt der Götter aus dem Charakter und der Begebenheiten der Stämme, sondern lieber die letzteren aus dem Charakter und dem Rathschluß der Götter erklären. Höchst wichtig dagegen, aber gerade von denen, die das Wesen der Götter auf das Wesen der Stammcharaktere zurückzuführen unternehmen, am häufigsten vernachlässigt, ist der Grundsatz, der Bedeutung des Zusammenhanges nachzuforschen, in welchen die Mythologie selbst die einzelnen Gottheiten mit bestimmten Orten zu setzen liebt, die sie als die Stätten ihrer Geburt, oder als ihren Lieblingsaufenthalt bezeichnet; der nie weder ein willkührlich erfundener ist, noch auch bloß die äußerliche und gleichgültige Bedeutung hat, daß hier diese Götter zuerst oder am eifrigsten verehrt worden seyen. Fast stets wird eine aufmerksame Betrachtung einen welthistorischen Sinn aufzeigen: denn so wenig wie es gleich-

gültig genannt werden darf, daß der Erlöser der Menschen unter dem israelitischen Volke auftrat (dessen Nationalcharakter freilich keineswegs hinreichend wäre, die göttliche Wesenheit des Menschensohnes zu erklären): von eben so entschiedner Bedeutung ist es auch, wenn Apoll, auf Delos geboren, Delphi zu seinem Lieblingssitze wählt; wenn der Geburtsort und der Mittelpunkt der Thaten des Bacchus und des Herakles das böotische Theben ist; wenn Argos als Hauptsitz der Here, Eleusis der Demeter, Athen der Athene gilt. Denn wenn, um nur von der letztgenannten Göttin zu sprechen, Hesiod uns berichtet, daß vor ihrer Geburt ihr ein Bruder geweissagt ward, der an der Stelle des Zeus König der Götter und Menschen seyn sollte: wer verkennt dann wohl, (was auch aus unendlich viel andern Zügen erhellt), daß schon die frühste mythologische Dichtung in dieser Göttin die höchste Spitze, den Gipfel des griechischen Geistes erkannte; wo sich dieser unmittelbar anreihen mußte an eine andre Gestaltung des Weltgeistes, in welcher das Reich der Götter Griechenlands sein Ende erreichte: und dieser Charakter der Göttin, war er nicht zugleich in der Wirklichkeit der Charakter des von ihr geliebten und beschützten Staates? Ewig Jungfrau aber blieb diese vollendetste und weiseste aller hellenischen Göttinnen, eben weil die höchste Gestaltung des hellenischen Geistes nicht unmittelbar

---

*) Theog 888 seqq.

eine neue aus sich erzeugte, sondern einem höhern Gottesgeiste weichen mußte, der anderwärts aufgegangen war.

Die hier bezeichnete historische Erklärungsweise, so richtig und so denkwürdig auch oft ihre Resultate sind, wird indeß bei der Erklärung des Göttermythus immer eine untergeordnete bleiben müssen. Stets bleibt es hier die wichtigste Aufgabe, die über Zeit und Raum erhabenen Ideen begreifend zu durchdringen, welche unter der Gestalt der griechischen Götter angeschaut wurden; und das historische Element ist hiebei ein zwar unentbehrliches, aber doch nur dienendes. Die Götter Griechenlands gleichen hierin vollkommen den Werken der Kunst; welche gleichfalls zwar immer einen besondern Moment der Geschichte des Menschengeistes zunächst darstellen, in dem sie allein entstehen konnten; deren innerstes Wesen aber, der Genius, der als Schönheit sie durchdringt, ewig sich selbst gleich und über alles Geschichtliche erhaben bleibt. Eine andre ist die Natur der heroischen Mythologie, welche keine andre Bestimmung hatte, als geschichtliche Ereignisse aufzufassen und für das Gedächtniß der Nachwelt und die Darstellung der Kunst zu gestalten; bei der daher die historische Erklärungsart die einzig zulässige ist. Nicht aber in ihrer Besonderheit und Zufälligkeit überlieferte sie die Begebenheiten, sondern nach ihrem Begriffe und ihrer Nothwendigkeit. Der heroische Mythus verhält sich daher zu dem Göttermythus, wie die lyrische Poesie zu der epischen, oder wie die Episteln des neuen

Testaments zu den Evangelien: der Begriff ist in ihr aus der Allgemeinheit in die Besonderheit herabgestiegen, und erst in der Kunst sollte er sich durch die Einzelheit wieder mit der Allgemeinheit befriedigend zusammenschließen. Mehr daher als der Göttermythus gehört der heroische besondern Stämmen und Völkerschaften an, und oft finden wir dieselben welthistorischen Ereignisse in verschiedenen Mythen ausgedrückt: seine Deutung aber darf durchaus nicht auf die eigenthümlichen und örtlichen Begebenheiten derselben beschränkt werden, weil in jener Zeit der ersten Bildung und Gestaltung der Völker nur diejenigen Begebenheiten von tieferem, geistigen Gehalte waren, welche auch der Breite nach über viele sich erstreckten.

Derselbe Gegensatz des Orientes und des Occidentes, welchen der Göttermythus in seiner allgemeinsten und durchgreifendsten Bedeutung aufgefaßt hat, findet sich auf mannigfaltige Weise und mehr ins Besondre gestaltet auch in der heroischen Mythologie ausgedrückt. Am einfachsten und abstraktesten zunächst in der durch Hesiod vorgetragenen Lehre von den Weltaltern; welche das heroische auf drei frühere folgen läßt, in denen man die Welt der friedlichen Unmittelbarkeit des ersten Daseyns, und dann die rauhere des Uebergangs nicht verkennen kann. Das eherne Zeitalter scheinen noch insbesondre darzustellen jene sonderbaren Menschengeschlechter, die als frühste Bewohner verschiedner Landschaften Griechenlands, vorzüglich

der zwischen Griechenland und Asien liegenden Inseln, vorkommen: die Telchinen, Kureten, Daktylen, Kabiren u. s. w., welche zum Theil auch ausdrücklich Zeitgenossen der Titanenherrschaft genannt werden. Was uns die Alten von diesen Sagenvölkern berichten, bezeichnet sie einerseits als wilde, kriegerisch-gewaltige Bergstämme, andrerseits aber nicht weniger als begabtmit den vornehmsten Eigenschaften orientalischer Bildung: worauf ihre Weissagungskunst, ihre Schreib- und Sternkunde, ihre Metallurgie (welche wohl nicht bloß wörtlich und eigentlich, sondern auch sinnbildlich von Kräften, die mit eherner Gewalt binden, zu verstehen ist), vor allem aber jene regelmäßigen Zahlen, die gleichsam ihr innerstes Wesen auszumachen scheinen, zu beziehen sind. Der Untergang dieser Geschlechter wird meistens einer großen Wasserfluth zugeschrieben, und als Ursache derselben nennt Diodor *) eine Begebenheit, die ganz dieselbe ist, wie jene, welche die mosaische Sündfluth veranlaßte, und welche wir oben als den Grenzstrom zwischen Orient und Occident erkann-

---

*) Diod. V, 55. Ueberhaupt sind Diodor im fünften und Strabo im zehnten Buch Hauptschriftsteller über diese uralten Insel- und Küstenvölker (welche Strabo aus einem zu einseitig religiösen Gesichtpunkt zu betrachten scheint). Auch im eigentlichen Griechenland aber kommen die Namen derselben erwähnt vor, z. B. ein Telchin in Argos Apollod. II, 1, 1, der vom Pausanias, Cor. V, 5, Sohn des Europus und Vater des Apis genannt wird. — Die Aehnlichkeit übrigens der Telchinen mit Tubalkain ist zu auffallend, als daß man die Verwandtschaft beider für eine etymologische Spitzfindigkeit halten könnte.

ten. Unter der großen Menge und Mannigfaltigkeit der übrigen Mythen ähnlichen Inhalts sey es erlaubt, hier insbesondre auf den argonautischen Mythencyklus aufmerksam zu machen, welcher die gesammte Urgeschichte des edleren Menschengeschlechts bis in das Heroenalter herab auf eigenthümliche Weise aufgefaßt und gestaltet enthält. Denn daß in der Geschichte vom Athamas *) und seinen Weibern und Kindern, die antediluvianische Menschengeschichte gemeint sey; darüber kann kein Zweifel mehr obwalten, sobald man in der den Wassertod suchenden und zur Meeresgöttin umgewandelten Ino so wie nicht weniger in der ertrunkenen Helle (der Repräsentantin des hellenischen Volks oder Landes) die leicht verhüllten Spuren jener Wasserfluth wiedererkennt **), welche die Urvölker Griechen-

---

*) Wer bei Athamas an Adam denkt, verdient deshalb keinen Tadel. Die Nephele aber erinnert offenbar an die hebräischen Nephilim, das nordische Niffelheim, die ägyptische Nephthys, und die mannigfaltigen Arten, wie auch in der griechischen Mythologie dieser Name vorkommt. Die Anknüpfung des Athamas an Aeolus, und was Pausanias von seiner Ankunft in Orchomenus und seinem Verhältniß zu den frühern Landesbewohnern erzählt, ist außerwesentlich und später hinzugefügt.

**) Ino erinnert an die Töchter des Kekrops, in deren Namen und Geschichte, wie Apollodor und Hygin sie erzählen, gleichfalls jene Wasserfluth angedeutet ist; Helle aber an die Danae, auf die wir noch einmal zurückkommen werden. — Auch die deukaleonische Fluth wird in die engste Verbindung mit dem hellenischen Namen gesetzt (besonders auffallend Aristod. Meteor. I, 14). An die deukaleonisch-hellenischen Mythen werden, wie die Athamandiden, so auch die Kekropiden angeknüpft durch

lands vertilgt, und diesem Küsten- und Inselande seine gegenwärtige Gestalt gegeben haben mag; und aus der die Sprach- und Symbolcultur der Urwelt (Phrixus)*) sich in das Sonnenland des Aufgangs, die einheimischen übrigbleibenden Geschlechter aber (Athamas; Kadmus) in rauhe Gebirgsgegenden flüchten mußten. Darauf folgt nun die Erzählung von den Veranlassungen der Argonautenschiffahrt, in der Alles bedeutsam ist: die Liebhaberei des durch Pelias von der Königswürde verdrängten Jason für den Ackerbau**), seine Erziehung durch Cheiron***), das Poseidonsopfer des Pelias, und selbst der verlorene Schuh des Jason, worunter die verlorene politische Bildung der Urzeit gemeint ist. Das von einem Sohne des Phrixus gezimmerte Argoschiff, dessen Steuerruder von dem redenden Holze dodonischer Feigen oder Eichen ist, kann schwerlich ein anderes seyn, als die Arche des Noah,

---

die Erzählung vom Kranaus. — Das durch die Bosheit der Ino verdorrte Getreide erinnert an das *δίψιον Ἄργος* und die mannigfaltigen Sagen, die sich hieran und an den Verderb des süßen Wassers durch Meerwasser knüpfen. — Denkwürdig ist die Gegenüberstellung der Ino und der Semele als der ausgleichenden Allgemeinheit der Elemente des Wassers und des Feuers in der zweiten olympischen Ode des Pindar.

*) Der Widder erscheint als allgemeiner Ausdruck für die Symbolik auch Herod. II, 12; wo Herakles den Zeus zu sehen wünscht, und dieser sich ihm in der Gestalt eines Widders zeigt.

**) Apollod. I, 9, 16.

***) Pind. Pyth. IV, 180.

allerdings mit umgestalteter Bedeutung. Auf ihm schiffen die Edelsten Griechenlands nach dem Sonnenlande, nicht nur um das goldne Widderfell, sondern auch, wie Pindar hinzusetzt, um die Seele des Phrixus von dem Könige der Erden zu gewinnen. Nur Herakles bleibt unterwegs in Kleinasien; weil es ihm übertragen war, die Gestaltung der politischen Symbolik in dem einheimischen Heroenthum darzustellen (welches seinen Charakter und seine Wirkungen nicht weiter als auf das benachbarte Kleinasien erstreckte), nicht aber die Ableitung derselben aus dem fernen Morgenlande. Den kostbaren Schatz bewachte ein gewaltiger Drache *), auch war er nicht anders zu gewinnen, als bis Jason mit einem feuersprühenden Pferdepaar den Boden gepflügt, das heißt, den Erdboden durch geistige Kraft bezwungen, und die aus den gesäeten Zähnen des thebanischen Drachen aufsprießenden Kämpfer erlegt hatte; welches letztere Bild die rauhen und gewaltigen Erscheinungen bezeichnet, die dann hervorzugehen pflegen, wenn der Geist einer höhern Bildung die Trümmer

---

*) Drachen und Schlangen sind, als Amphibien, in der griechischen Mythologie das Symbol der Verbindung von Wasser und Land. Daher die Bilder der orphischen Kosmogenie; die Schlange, die auf dem Kasten des Kypselus aus der Hand der Thetis nach dem Peleus springt (Paus. El. pr. XVIII, 1); die Schlange in dem Kasten des Erichthonius, den Athene der Pandrosos übergeben hatte ((Apollod. III, 14, 6); die Schlange den Ort der Kolonienstiftung zeigend) (Paus. Lac. XXIII, 4) u. s. w.

eines untergangnen, zerstörten Zustandes zu neuen Gestaltungen zu verarbeiten beginnt. Alle diese Prüfungen besteht Jason glücklich vermöge der Zaubermittel der Medea, welche diese aus einer Blume, die aus dem Blut und Schweiß des Prometheus aufgewachsen war*), bereitet hatte. Unter der Vermählung aber des Jason und der Medea kann wohl nichts anders dargestellt seyn, als die Vereinigung eines asiatischen Volksgeistes mit einem hellenischen; und vielleicht enthält die Erzählung von der Rückfahrt der Argonauten durch den Isther, den Eridanus, das adriatische und das mittelländische Meer, eine verhüllte Darstellung jener weltgeschichtlichen Begebenheiten, welche die Verwandtschaft der edleren europäischen Völker unter sich und mit einigen der größten Nationen Asiens begründeten. Welch einen großartigen Sinn erhält dann die Fabel von der Zerstückelung des Bruders der Medea und von der Nothwendigkeit der Reinigung dieses Mordes durch Circe, den Sprößling des Sonnengeschlechts im fernen Westen; wenn wir sie auslegen dürfen als redend von der Zersplitterung eines großen Volksstammes in eine Menge kleinerer, die, veranlaßt durch die Hinneigung eines morgenländischen Volksgeistes nach dem werdenden hellenischen, ihre Bedeutung und Versöhnung erst erhalten sollte durch zukünftige welthistorische Begebenheiten, zu deren Schauplatz das innere und das west-

*) Apollon. Rhod. III, 850.

liche Europa ausersehen war. Ueberhaupt fällt auf die gesammte hellenische Mythologie dann ein höherer geistiger Lichtstrahl, eine Verklärung, wie sie nur vom Weltgeist ausgeht, wenn wir sie als schwebend erkennen zwischen Osten und Westen, wie zwischen Vergangenheit und Zukunft; und, wie die Erinnerungen an die zurückgelegte Laufbahn der Weltgeschichte, so nicht weniger die Ahndung der noch vorliegenden in ihr erblicken. Keine andre Deutung als eben diese glauben wir den Sagen unterlegen zu dürfen von einem Sonnenlande und von Sonnenkindern im fernen Westen; von dem Hyperboreerlande als der Heimath der Kunst und der göttlichen Weisheit; aber auch von den Ungethümen, die die Herrlichkeiten des Westens nicht weniger als jene des Ostens bewachen; und von den Wanderungen der herrlichsten griechischen Heroen in jene noch ungekannten Regionen. Von den Aepfeln der Hesperiden, die Herakles nur dadurch gewann, daß er, dem Rath des Prometheus zufolge, das Gewölbe des Himmels (die weltgeschichtlichen Entwicklungen kommender Jahrhunderte) auf seine Schultern nahm, und den Atlas, den titanenerzeugten Himmelsträger, nach ihnen aussandte, wird es ja ausdrücklich angegeben *), daß Athene sie, weil es nicht erlaubt gewesen, sie anderswo aufzubewahren, in ihre Heimath zurückgebracht: die Rinder des dreileibigen Geryoneus aber sind gewiß

*) Apollod. II, 5, 11.

nicht die armseligen Waaren, welche phönicische Handelsleute aus den Ländern des Westens unter Erdichtung abgeschmackter Mährchen zurückbrachten; sondern die geistigen Güter, welche die Stifter der griechischen Cultur aus allen verwandten Völkern, die sich über den Westen Europa's verbreitet hatten, sammeln und vereinigen mußten, um die Herrlichkeit des Heroenthums und des politischen und künstlerischen Lebens unter dem hellenischen Volke hervorgehn zu lassen. Denn was sonst konnte die Griechen veranlassen, den Gott der Phönicier mit ihrem Herakles für ein und dasselbe Wesen zu halten, wenn nicht eben jene, Beiden gemeinschaftliche Züge nach Westen ihre Identität zu beweisen schienen? Eine überraschende Bestätigung aber erhält diese Ansicht von dem Schweben der Mythologie zwischen Vergangenheit und Zukunft, wenn man sie, durch lebendige Anschauung des Ganzen gedrungen, schon früher gefaßt hat, durch die Betrachtung der Sage, welche, wie die Alten selbst ausdrücklich bemerken, den Schlußstein des Mythencyklus bildete. Der Tod des Odysseus durch Telegonus, seinen Sohn von der Circe, und die Wechselehen seiner Söhne Telegonus und Telemach mit seinen Gattinnen Penelope und Circe, nachdem sie nach Italien übergegangen sind *):

*) So erzählte diese Geschichte Eugammon in der Telegonie, dem letzten der cyklischen Gedichte. Abweichende Sagen finden sich unter andern bei Tzetz. ad Lycophr. 805 seqq.; woselbst überhaupt von der Verwandtschaft des Sonnengeschlechts zu Kolchis, Kreta und in den

was sonst kann in diesen wundersamen Mythen enthalten seyn, als die Ahndung von dem zukünftigen Untergang Griechenlands durch die Völker des Westens, und von der Vermählung der hellenischen Bildung mit den Volksgeistern ihrer Sieger?

In wie festen und sichern Zügen aber die Mythologie das Verhältniß Griechenlands zu den Völkern des Orientes festhielt: davon gibt die weitere Geschichte der Medea ein denkwürdiges Zeugniß. Denn daß unter dieser wirklich der medisch-persische Volksstamm verstanden ist: wer wagt daran zu zweifeln, sobald er die benachbarte Lage Mediens zu den Ländern, welche der Schauplatz der kolchischen Mythen sind; die morgenländischen Anschauungen, die aus den Mythen selbst hervorleuchten; die Verwandtschaft der Zauberkunst der Medea zu der Weisheit der medischen Magier; und den allgemeinen Glauben der alten Welt an diese Bedeutung *) in Erwägung zieht? Die Verbindung der Medea mit der Göttin Here (welche auch die Argonautenfahrer begünstigte, und auf den Pelias zürnte)

Westländern viel die Rede ist. Die Erzählung übrigens von dem Mord des Vaters durch den ihn nicht kennenden Sohn kommt in der heroischen Mythologie noch öfter vor (z. B. Laius und Oedipus, Katreus und Althamenes bei Diod. V, 59 u. s. w.); ein Umstand, der schon auf ihre Bedeutsamkeit aufmerksam machen muß.

*) Herodot. VII, 62. Erinnerungen an Jason in den Gegenden Mediens und Armeniens Strab. XI, p. 455. 463 ed. Tauchn. Im Geiste dieses Mythenkreises nennt der Perserchor des Aeschylus Hellas die Athamantische.

lehrt uns, daß hier von einem politischen Princip die Rede ist, welches von Asien aus in Europn eingeführt werden sollte: vor dem, als dem concreteren und leben-digeren, jene Culturschätze der Urwelt, die unter dem Bilde des goldenen Vließes vorgestellt waren, jetzt in den Hintergrund treten. Die Wirksamkeit aber dieses, nach einer Weltherrschaft strebenden Culturelementes, welches in Begleitung der urweltlichen Symbolik nach Griechenland übertragen wurde, dort aber nie recht aufkommen konnte; ist unter dem Bilde der zaubern-den, weissagenden und insbesondre den Umfang der künftigen hellenischen Herrschaft und Colonienstiftung verkündenden *), oft auch unter dem Vorwand, um-schaffen und verjüngen zu wollen, Unheil stiftenden, endlich aber, als ihr Gatte sich von ihr ab, und ein-heimischen Weibern zuwendet, die eignen Kindern töd-tenden **), und nach kurzem Aufenthalt in Athen, dem künftigen Sitze der geistigen Weltherrschaft Griechen-lands, durch Hülfe des Sonnengottes in das Morgen-land zurückkehrenden Medea trefflich dargestellt. Wohl lohnte es der Mühe, diesen oder einen andern ähnlichen Mythus genauer ins Einzelne zu verfolgen, und keine Spur welthistorischer Anschauungen, die in den kleinsten Umständen desselben verborgen seyn kann, verloren gehn

*) Pind. Pyth. IV.

**) Auf mannigfaltige Art sind auch die Kinder der Me-dea mit der Here in Verbindung gesetzt. Apollod. I, 9, 27. Diod. IV, 55. Paus. Cor. III, 8.

zu lassen: wir durften aber hier nur die allgemeinsten Umrisse andeuten, und müssen die Ausführung (die vielleicht auch an der flüchtig entworfenen Skizze manches modificiren kann), andern Untersuchungen vorbehalten.

Noch eine andre Art der Behandlung des heroischen Mythus sey es erlaubt, hier kürzlich zu bezeichnen: diejenige nämlich, welche in einer Folge mythischer Begebenheiten zuvörderst das allgemeine Gesetz aufsucht, welches durch sie ausgedrückt ist, und dann auf die besondern historischen Beziehungen des Mythus und seines Stoffes übergeht. Wir wählen als Beispiel dieser Verfahrungsart den Mythus von den letzten Schicksalen und dem Tode des Herakles. Es war diesem Helden geweissagt worden, er solle von einem Todten sterben *). Dieser Todte ist der Centaur Nessus; dessen durch die eignen Geschosse des Herakles vergiftetes Blut die Gattin des letztern für eine Zaubermittel hielt, die Liebe ihres Gatten zu erhalten oder wiederzugewinnen. In dieser Fabel nun erblicken wir nicht anders, als einen, öfter sich wiederholenden Hergang welthistorischer Begebenheiten; und finden sie daher anwendbar auf ganz fremde und entfernte Ereignisse. Betrachten wir zu diesem Behuf die Schicksale des Christenthums. Christus sey uns Herakles, das Heidenthum der Centaur, den er erschlug, Deïanira bezeichne die Völker,

*) Soph. Trachin. 1161.

denen Christus sich vermählte, oder die christliche Kirche, ihr Gewand aber die Gebräuche derselben oder den äußeren Gottesdienst und die Bilderwelt des Katholicismus. Was hindert uns zu sagen, daß das Heidenthum der Kirche ein Zaubermittel vermachte, um ihr Gewand damit zu tränken, damit sie die ewige Liebe ihres Gatten dadurch gewinne? Es war aber dieser Zaubertrank gemischt aus dem Blute, dem Lebenssafte des Heidenthums, welches durch die tödtlichen Pfeile, mit denen Christus es verwundet hatte, vergiftet worden war; und aus dem Samen *), den dieses bei seinem Untergang auf die Erde warf. Denn auf doppelte Weise mußte der ächte Geist des Christenthums in dem reichen Schmuckgewande des Katholismus ersterben: indem einerseits Christus selbst die Naturreligion und die Bilderwelt des Heidenthums, mit deren Safte dieses Gewand gesalbt worden war, zu einer abgöttischen und teuflischen, welches sie vorher nicht war, umgewandelt hatte; andrerseits aber auch der ächte, unvergiftete Same des Heidenthums fortwucherte, und, zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, dem Christenthum Eintrag zu thun begann. Selbst jener Zug läßt sich allegorisch deuten, daß Herakles in dem Augenblick den Nessus erschlägt, als er, bei der Ueberfahrt über den Strom, der Deïanira Gewalt anthun will: denn eben zu jener Zeit zerschmetterte Christus das Griechen- und Römerthum,

*) Apollod. II, 7, 6.

als es sich den Völkern des Nordens aufzudringen im Begriff war, die Er zu seiner Braut sich ausersehen. — Eben so gut aber, wie auf die Schicksale des Christenthums, läßt jene tiefsinnige Sage auf andre Ketten historischer Begebenheiten, z. B. auf die Schicksale des römischen Staates sich anwenden, wenn man in dem bezwungenen Griechenland den Centaur, in der Göttin Roma den Herakles erblickt, und dann die Gesammtheit ihrer Unterthanen und die Weltherrschaft für die Deïanira nimmt, die griechische Kultur aber für das durch die Pfeile der Sklaverei vergiftete Zaubermittel. — Hat man auf diese oder ähnliche Weise den geistigen Sinn einer mythologischen Fabel entdeckt, so ist es nun die Aufgabe der mythologischen Forschung, die besondern historischen Begebenheiten aufzufinden, welche auszudrücken dieselbe bestimmt war; da man, dem zuvor angegebnen Charakter des heroischen Mythus zufolge, nicht annehmen darf, sie sey bloß in abstrakter Allgemeinheit erfunden *).

Wir glauben in diesen flüchtigen Andeutungen die Art und Weise, soweit es uns der Zusammenhang unsrer Betrachtungen verstattete, hinreichend verdeutlicht

---

*) Verwandt der hier bezeichneten Deutungsart sind die mythologischen Deutungen des Baco von Verulam; nur noch abstrakter. Ungeachtet ihrer Entfernung von allem Historischen thun sie doch oft tiefe Blicke in den Geist, aus dem die Mythen hervorgingen, und erfreuen stets durch die Klarheit und Fülle der Anschauung, die sie aus dem Mythus herausziehen, oder auch in ihn hineintragen.

zu haben, wie nach unsrer Ueberzeugung die Mythen angeschaut werden müssen, um den ächten Geist der hellenischen Religion in ihnen zu finden. Denn dieser ist es, welchen wir in der Mythologie suchen; und auf keine andre Weise vermag man sich vor den schwersten Irthümern auf diesem Gebiete der Forschung zu bewahren, als durch die klare Einsicht, was Religion ist, und wie ihr Geist eine Mythologie erzeugen, und gegenseitig wieder durch diese genährt werden kann. Nicht von müssigen Erdichtungen kann hier die Rede seyn, sondern einzig von der Erkenntniß der Wahrheit, wenn auch diese Erkenntniß, oder vielmehr die Wahrheit selbst, noch eine verhüllte ist. Weder äußere, gleichgültige Thatsachen waren es, die das griechische Volk in jenen Mythen erblickte, noch auch willkührliche, bloß dem Genusse dienende Dichtung; sondern die eigene Wesenheit, die Gesammtheit des geistigen und sittlichen Lebens, die dieses intellektuelle Abbild ihrer selbst, den eigenen Begriff aus sich erzeugt hatte. Darum waren die Mythen nicht von Einzelnen erfunden, sondern von dem Volke selbst in einer Thätigkeit, die alle später vereinzelte Geistesthätigkeiten in sich schloß; darum auch waren sie Gegenstand des Glaubens Aller, das heißt, nicht des Glaubens an ihre äußere, sondern an ihre innere Wahrheit. Soll aber dieser Glaube als ein ächter und wahrhaft religiöser sich bewähren, so muß die Wissenschaft seinen Grund aufzuzeigen vermögen: denn die Wahrheit des Wesens und seiner

Erscheinung ist der Begriff, die Wahrheit des verhüllten Begriffs, der enthüllte Begriff; und jeder Glaube, der die Wissenschafft scheut, ist Aberglaube. Nicht besser aber als ein solcher Glaube wäre, ist eine sich wissenschaftlich nennende Forschung, welche den religiösen Grund des Glaubens der Griechen anerkennen zu müssen meint, und doch die Deutung ihrer Mythen für unmöglich hält, oder auf bloße Aeußerlichkeiten beschränkt; vielmehr könnte man diese einen potenzirten Aberglauben nennen, indem sie an etwas glaubt, welches, wenn es das wäre, wofür sie es hält, für Aberglauben gelten müßte. — Fragt man aber nach einem äußeren Kennzeichen, welches uns die Mythen, die wahre Religion enthalten, von gehaltlosen und willkührlichen Dichtungen unterscheiden lehrt, um sie als fruchtbaren und würdigen Gegenstand wissenschaftlicher Forschung zu bezeichnen; so zeigen sich uns deren zwei, die wir beinahe für untrüglich halten dürfen. Das erste ist die Verehrung eines mythischen Wesens als eines Gottes oder Halbgottes, und die Anknüpfung religiöser Gebräuche an eine Sage. Denn obgleich der Inhalt eines Religionsdienstes wohl auch ein leerer und abergläubischer seyn kann; so darf man bei einem so edlen und an wahren und großen Anschauungen so reichen Volke, wie die Griechen sind, dieß doch nur für Ausnahme, für Ausartung einer ächten Religionsanschauung halten: und selten wird man sich betrogen finden, wenn man die Spuren von dieser aufsucht in dem Mythus,

der Ueberlieferung, welche die Idee, den geistigen Archityp des Religionsdienstes aufbewahrt. Dieß leitet uns auf die Natur des griechischen Cultus überhaupt, auf die es um so mehr nöthig ist, noch einige Blicke zu werfen, als das Verhältniß desselben zu der Mythologie als seinem Inhalte oder seinem Gegenbilde verschiedne Seiten darbietet, welche durch die bisherige Behandlung dieses wissenschaftlichen Gebietes keineswegs hinreichend aufgehellt scheinen können.

Es ist eine der hellenischen Religion eigenthümliche Thatsache, dieser Gegensatz von Mythus und Kultus: denn in dem orientalischen Symbol waren beide ununterscheidbar vereinigt; mit dem Hervortreten der reinen Wahrheit aber oder des fürsichseyenden Begriffs in dem Christenthum, sank sowohl Kultus als Mythus, die vorher Körper gewesen waren, zum Kleide und außerwesentlichen Schmucke herab. Der Grund dieses Gegensatzes ist, wie eine eigentliche Religionsphilosophie näher nachweisen würde, zu suchen in den Reflexionsbestimmungen des Wesens und den Gesetzen der Erscheinung, denen in dem Gebiet der Geschichte auch der Begriff, so lange er in dem Reich des Wesens eingeschlossen ist, anheimfällt. Nicht als wäre der Mythus einseitig als das Wesen, der Kultus als dessen Erscheinung, oder auch umgekehrt als das Wesen der Kultus, als die Erscheinung des Mythus anzusehn: sondern in beiden ist die Religion als Wesen und als Erscheinung zugleich; beide reflectiren sich gegenseitig in

einander, und eben diese gegenseitige Reflexion ist das religiöse Leben. Ihr Verhältniß ist nicht das Verhältniß von Herr und Diener, so wenig wie in dem Gegensatz von redender und von bildender Kunst die eine für die Herrin, die andre für die Dienerin gelten darf; sondern ein freies, auf Gleichheit des Adels und der Würdigkeit beruhendes: man könnte den Gegensatz einen polaren nennen; indem eben die Region der Wesenheit und Reflexionsbestimmung es ist, in der die Polarität, als die Einheit der Identität und des Widerspruchs sich hervorthut, und die Welt der Existenz und der Erscheinung begründet. Kultus und Mythus bedingen daher in der Religion der Griechen sich gegenseitig, indem einerseits der Mythus dem Kultus die Gegenstände seiner Verehrung gibt, andrerseits aber nur in dem letzteren das Wesen, welches der Mythus als ein göttliches und wahrhaft seyendes ausspricht, ein gegenwärtiges und lebendiges ist. Darum wenn auch die einzelnen und bestimmten Mythen im Ganzen wohl älter sind, als die ausgebildeten Gebräuche des Kultus, die ihnen entsprechen, so ist dagegen der Kultus, die Verehrung der Götter im Allgemeinen unter dem griechischen Volk älter als die Mythendichtung: weil, was nie unter den Menschen lebendige Wirklichkeit war, auch nicht als wahr von ihnen erkannt zu werden vermag; wie ja auch das vollständige Wesen der einigen Gottheit nicht eher in seiner Wahrheit erkannt werden konnte, als bis sie selbst als Mensch unter Menschen gewandelt

war. Dieß ist ausgesprochen in der berühmten Stelle des Herodot, wo der Geschichtschreiber der Erzählung dodonäischer Priester zufolge berichtet, daß die Pelasger den Göttern, die das Weltall geordnet hatten und lenkten, opferten und zu ihnen beteten, ehe sie noch ihre Namen kannten, welche sie später aus Aegypten überkamen und auf Geheiß des Orakels zu Dodona sich aneigneten; bis endlich weit später Homer und Hesiod den Göttermythus vollendeten, und seine seitdem bleibende Gestaltung feststellten. Daß aber die besonderen Gebräuche der Gottesverehrung, und die Art und Weise, wie diese dem Charakter der Mythen entsprach, meistens jüngern Ursprungs sind, als die letzteren; und daß diejenigen irren, welche umgekehrt die Mythen auf die Kultusgebräuche zurückführen zu dürfen meinen: dieß zeigt insbesondre die Betrachtung des Heroendienstes und seines Verhältnisses zu dem heroischen Mythus. Denn ohne allen Zweifel ist die Verehrung der Heroen als übermenschlicher Wesen weit jünger als die Verehrung der Götter, und schwerlich vor der Heraklidenwanderung, also jedenfalls zu einer Zeit entstanden, wo der heroische Mythus, der das Gedächtniß früherer Begebenheiten aufbewahrte, seinen Hauptzügen nach schon vorhanden seyn mußte. Sie scheint eng zusammenzuhängen mit der Umwandlung der monarchischen Staaten Griechenlands in republikanische; indem man in den Heroen die Repräsentanten jener göttlichen Kraft erblickte, welche die Staaten gründet und zusammen-

hält; die früher als Kraft der Individualität aufgetreten war, jetzt aber dem Volke selbst inwohnte; welches durch die Feier eines Religionsdienstes und volksvereinigender Festspiele die lebendige Gegenwart derselben beurkundete. Erst nachdem die Heroen völlig ausgestorben waren, konnten sie daher als höhere Wesen und Halbgötter verehrt werden, (gleichwie auch nach der Vorstellung des Christenthums dieselbe Gottheit, die vorher in der Gestalt eines einzelnen Menschen auf der Welt gewandelt war, nach dessen Abscheiden als Geist der anbetenden Gemeinde inwohnend gedacht wird): und Homer, obgleich er, da er die Heroen Halbgötter nennt, ihren Dienst bereits gekannt zu haben scheint, erwähnt doch nie eine Verehrung älterer Heroen durch die Heroen der trojanischen Zeit *). Wie daher die

*) Von der Einführung des Heroendienstes nach der Eroberung des Peloponneses durch die Dorier finden sich verschiedne Spuren bei Pausanias: z. B. Messen. III, 6, wo die Stiftung des messenischen Heroendienstes durch die Nachkommen des Aepytus erzählt wird, oder El. pr. IV, 1, wo vom Oxylus (der zugleich Städtestifter genannt wird) berichtet wird, er habe den Dienst einheimischer Heroen wiederhergestellt; was wohl von einer neuen Einführung zu verstehn ist. Auch die Idee des Königthumes, welches jetzt auf das Volk übergegangen war, mag in den Heroendienst eingegangen seyn: darum war Pelops den Eleern unter den Heroen, was Zeus unter den Göttern. Paus. El. pr. XIII, 1. Der Heroendienst erinnert an den Heiligendienst des Mittelalters; und auch dieser scheint in einer ähnlichen Beziehung zu den Korporationen und Städteverfassungen jener Zeit gestanden zu haben, wie der Heroendienst zu den griechischen Republiken; da nach dem Sturz desselben durch den Protestantismus die (unmittelbar von dem höchsten Gott geheiligte) monarchische Verfassung immer siegender ward. —

Verehrung der Götter den Geist der griechischen Nation, so sprach die Verehrung der Heroen den Geist der besondern Stämme und Staaten aus; deren jeder sowohl die Heroen des Landes, in welchem er gegründet war, als auch die Heroen unter den Vorfahren des Stammes, die anderwärts gehaust hatten, als die seinigen erkannte: vorzüglich bedeutsam aber waren die Heroen als Vorsteher der Volksspiele und Wettkämpfe, an welche die republikanischen Verfassungen auf ähnliche Art angeknüpft wurden, wie die Königsgewalt sich hauptsächlich auf den Krieg bezogen hatte, welchem nicht die Heroen, sondern die Götter unmittelbar vorstanden.

Noch ein Ausweg aber, den diejenigen einschlagen, welche den Mythus von dem Kultus ableiten, und also ihm unterordnen wollen, ist, den Heroenmythus mit dem Göttermythus zugleich für abgeleitet von dem Dienst nicht der Heroen selbst, aber der Götter, und alle mythische Geschichte entweder für Tempelsage zu erklären, bestimmt, die religiösen Gebräuche durch Anknüpfung ihrer Bedeutung an die Geschichte des Volks zu erläutern; oder für willkührliche Einkleidung dieser Geschichte selbst, welche die Religionsdienste der verschiedenen Völker als göttliche Personen auftreten, die Völker aber und deren Helden unter ihrem Einfluß als göttergeleitete Heroen handeln ließ. Wie sehr diese Ansicht das innerste Wesen der Religion und

---

Neu eingeführte oder geordnete Volksabtheilungen wurden nach einheimischen Heroen benannt. Herodot. V, 66. 67.

der Sage verkennt, erhellt zu deutlich aus dem bisher Gesagten, als daß wir es besonders auseinanderzusetzen brauchten: nur auf die äußere Schwierigkeit, die ihr entgegensteht, sey es erlaubt, noch aufmerksam zu machen; wie die Verbindung der verschiedenen subjektiven Religionsdienste zu Einem objektiven mythischen Ganzen sich nur erklären läßt durch die Annahme eines als objektive Wahrheit erscheinenden, gemeinschaftlichen Verknüpfungspunktes, und wie dieser selbst schon, bei dem Mangel einer eigentlich rationalen Erkenntniß, ein über allen besondern Religionsdiensten frei schwebender Mythus seyn mußte: weshalb denn jene Erklärungsweise in einen Cirkel des Ableitens und Schließens unvermeidlich sich verwickeln muß.

Die Geschichte und Beschreibung des griechischen Kultus macht demnach den zweiten Haupttheil zur Mythologie aus, und die Geschichte der Kunst kann man als den dritten, vereinigenden und vollendenden ansehn. Wohl ist es der Mühe werth, auch dort die geschichtliche Entwicklung im Einzelnen zu verfolgen, und insbesondre auf den Gottesdienst des heroischen Zeitalters, wie ihn Homer uns schildert, die Aufmerksamkeit zu richten; weil wir hier die Idee des griechischen Kultus, und, da der Kultus als zeitliche Gestaltung der Religion dem Griechenthum insbesondre angehört, des Kultus überhaupt, in ihrer reinsten Allgemeinheit ausgesprochen sehen. Dieser Gegenstand ist zu wichtig, als daß wir ihn hier im Vorübergehn abzuhandeln für

erlaubt halten könnten: nur auf Einen Hauptpunkt machen wir aufmerksam; wie der durch alle Religionen sich hindurchziehende, und den wahren Mittelpunkt alles äußern und zeitlichen Gottesdienstes bildende Gedanke von dem Opfer oder dem heiligen Mahle in der homerischen Welt, wie sonst nirgends, in seiner einfachsten und klarsten Bedeutung erscheint: so daß er bei einer vollendeten und in dem hellsten Lichte des Begriffs und des Selbstbewußtseyns über alle Seiten des Lebens gleichmäßig sich verbreitenden Durchbildung der Religion, schwerlich in einer andern Gestalt als in eben dieser wieder auftreten wird. Der Gedanke einer Heiligung der gemeinsten Bedürfnisse des Lebens und seiner einfachsten Genüsse durch unmittelbare Beziehung auf das Göttliche, und der Theilnahme der Götter an ihnen in unmittelbarer Gegenwart: diese naive Verknüpfung des Untersten mit dem Obersten, und der Menschen unter sich und mit den Göttern durch die täglichen sowohl als die festlichen Freuden des Mahls, ist ein wesentliches Moment der epischen Weltanschauung, und eine ächte und unvergängliche Grundlage des religiösen Kultus für alle Zeiten. Nie hätte das Epos jene poetische Verklärung über das ganze Leben und Seyn des Menschen verbreiten können, wenn nicht eine religiöse Weihe vorher in alle seine Momente Zusammenhang und Bedeutsamkeit gebracht hätte: und wie die epische Dichtung Grundlage und Ursprung aller Kunst, so sind jene homerischen Fest- und Opfermahle der Ausgang

und der erste, unmittelbare Inbegriff alles äußeren erscheinenden Lebens der Religion; die, wenn sie eine ihr angemeßne und dauernde Stätte unter den Menschen finden soll, dieses Gewand nicht entbehren kann. In der Geschichte des hellenischen Religionskultus aber ist der fortleitende Faden, woran alles Uebrige sich reiht, kein andrer, als der Uebergang jenes heroischen, offenbaren und allumfassenden Opferdienstes in den Dienst der Mysterien, vermittelst dessen, das Mysterium des Christenthums vorbereitend, die Seele des Kultus auf ähnliche Art aus der Peripherie in das Centrum sich senkte, wie die lichte Breite der epischen Poesie sich zusammenzog zu der, das Räthsel des Menschenlebens verhüllenden Tiefe der dramatischen; oder wie der nach Außen frei sich ergehende Mythus von dem Strudel des philosophischen Denkens verschlungen ward.

Die zweite Bekräftigung und Bewährung des Mythus, auf die wir oben hindeuteten, ist nach dem Kultus die Kunst. Sie darf als die Einheit jener beiden betrachtet werden; denn wie sie den in schwankender Erscheinung schwebenden Kultus zu dauernden Gestalten befestigte; so erweckte sie das Gebilde des Mythus, welches beim Heraustreten aus dem Kultus zu todten Knochen erstarrt war, ins Leben, und indem sie es mit der Fülle des Fleisches und der Frische der Haut überkleidete, beseelte sie es zugleich mit dem Hauche der Unsterblichkeit. So wenig aber wie je ein schöner Körper einen richtigen und festen Knochenbau entbehren

konnte; eben so wenig konnten in der griechischen Welt aus willkührlichen und unwahren Erdichtungen jene göttlichen Kunstwerke hervorgehen. Denn die Schönheit ist der ewigen Wahrheit gleich unsterbliche Tochter: die Hellenen aber, denen jene göttliche Wahrheit noch nicht als eingeborner Sohn erschienen war, konnten aus keinem andern Born sie schöpfen, als aus dem, der Kunst, wie dem religiösen Sinne, willig sich öffnenden des Mythus. Darum ist uns die Kunst der Hellenen Inbegriff aller dem Alterthum geoffenbarten Wahrheit und Schönheit, und, wie sie mit dem Staatsleben Hand in Hand ging, auch seiner Sittlichkeit: und das Studium ihrer Dichter und Bildner die würdigste Vorhalle zu dem Pantheon des philosophischen Christenthums.

Anhang

(Zu S. 174.)

Theils um eine Behauptung zu unterstützen, die einen der wichtigsten Momente des Gedankenganges dieser Schrift ausmacht, theils um ein Beispiel der Verfahrungsart zu geben, die ich bei der Untersuchung des Besonderen und Einzelnen der griechischen Mythologie für die rechte halte, unternehme ich es, aus dem Zusammenhange der letzteren den Satz zu erweisen, daß die Sage von dem trojanischen Kriege die Anschauung von dem Gegensatze des Völkervermischenden Naturdienstes und der jungfräulichen Volksfreiheit des Heroenthums zum Hintergrunde hat; und dabei die wichtige Rolle anzudeuten, welche diese Anschauung in der griechischen Mythologie überhaupt spielt. Ich beschränke mich dabei streng auf dasjenige, was unmittelbar zu meinem Zwecke dient; am wenigsten kann ich mich über den Charakter der asiatischen und ägyptischen Religionen weitläuftig verbreiten; hinsichtlich ihrer verweise ich auf die lehrreiche Behandlung Kreutzers (welche nur den historischen Gesichtspunkt wohl zu sehr vernachlässigt; nicht bloß den gemeinhin sogenannten, äußerlichen; sondern auch den höheren und innerlichen).

Der Mittelpunkt der trojanischen Sage ist die Person der Helena. Daß diese als Repräsentantin der hellenischen Nation betrachtet wurde, zeigt nicht nur ihr Name, sondern auch der Umstand, daß eine Sage, die Hyginus (Fab. 155) aufbewahrt hat, sie Tochter des Zeus und der Pyrrha, der Gründerin der griechischen Nation, und Enkelin des Epimetheus nennt. Wichtiger aber noch für das Verständniß ihrer Bedeutung, ist jene andre Sage, nach welcher Nemesis ihre Mutter ist, die das berühmte Ei in den Schooß der Leda werfen ließ; welche Sage schon in den cyprischen Gedichten vorgetragen war: Athen. Deipnos. VIII, p. 334 ed. Casaub., und in der klassischen Zeit der griechischen Bildnerkunst allgemein angenommen zu seyn scheint. Paus. Att. XXIII, 7. Denn die Göttin Nemesis ist wohl nichts andres, als der abstrakte Gedanke jenes Umschlagens der üppigen Wollust in

spröde, männliche Jungfräulichkeit. Dieß scheint mir daraus zu erhellen, daß in Smyrna uralte heilige Schnitzbilder dieser Göttin mit Flügeln versehen waren, um die Verwandtschaft dreselben zu dem Eros zu bezeichnen, indem sie nämlich vorzugsweise die Liebenden heimsucht. Paus. l. l. 6. Der Zweig vom Apfelbaum in der Hand der rhamnusischen Nemesis (ib. 3) erinnert an den Apfel der Venus, und die Aethiopier auf der Schaale, die sie in der andern Hand trug, an die Ueppigkeit dieser Völker: die berühmte Umwandlung aber der Venus durch Agorakrit in die Nemesis bezieht sich gewiß auch auf einen mythologischen Gedanken; denn es liegt gar nicht in der Weise griechischer Künstler, so etwas aus dem Stegreife zu erfinden. Wie Nemesis kaum für eine bestimmte persönliche Gottheit gelten darf, erhellt auch daraus, daß sie so häufig mit andern mythischen Personen identificirt ward: so behauptete Demetrius von Skepsis (Harpocrat. v. Ἀδράστεια) daß unter Adrastea (wie Nemesis stets genannt wird) keine andre, als Artemis zu verstehen sey; Plutarch (Pyth. o:. 14.) erwähnt, (wenn anders diese Lesart die richtige ist) daß Einige die Leda Nemesis nennen; und Athenagoras (apol. init.) bemerkt, daß, wie Hektor als Gott, so Helena als Göttin Adrastea verehrt worden sey: wie denn auch sonst öfters Helena Rhamnusis genannt wird. Bemerkenswerth aber ist, daß nach Apollod. III, 10, 7. Tzetz. ad Lycophr. 88, Leda das empfangne Ei in einer Kiste (λάρναξ) aufbewahrt haben soll: wodurch diese Sage in den Kreis jener so überaus häufigen Sagen versetzt wird, in denen eine Kiste als Rettungsmittel aus Wasserfluthen, als Gefäß zur Aufbewahrung köstlicher Güter und auf andre Weise vorkommt; welche alle einen verwandten Ursprung zu haben scheinen. Vielleicht ist damit der Umstand in Verbindung zu setzen, daß in der vorhin erwähnten Stelle der cyprischen Gedichte von einer Verwandlung der Nemesis in Fischgestalt die Rede ist: und wohl sollen uns diese Winke veranlassen, darauf zu achten, daß auch kosmogonische Sagen, Erinnerungen an große Fluthen und an die Uranfänge der griechischen Nation mit dem Mythus von der Helena in Verbindung gesetzt wurden; wie man auch dem Ei der Leda eine kosmogonische Bedeutung gab; welches Andere für herabgefallen vom Monde hielten (Athen Deipnos II, p. 57), was uns als sehr bedeutsam für unsre Ansicht erscheinen muß, sobald wir dabei uns des Monddienstes der asiatischen Amazonen erinnern. Was aber die Nemesis betrifft, so ist es auch um deswillen wichtig, das in ihr gegenwärtige erotische und antierotische Element nicht zu verkennen, weil sie zugleich

die Verbindung des letzteren mit dem Ernst und der Strenge des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung darstellt: und wenn die Griechen aus dem parischen Marmor, den die Perser zum Behuf einer Trophäe über die bezwungenen Athener in der marathonischen Schlacht bei sich geführt hatten, eine Bildsäule der Nemesis verfertigten; so drückten sie dadurch wohl nicht allein die Rache und Bestrafung des Uebermuths, sondern auch die gerettete Jungfräulichkeit einer freien Nation aus.

Ehe noch Helena Gattin des Menelaus und Veranlassung des trojanischen Krieges wird, erscheint sie schon gleichsam in einem Vorspiele jenes großen Schauspiels als geraubt durch Theseus. Um die Bedeutung dieses Raubes zu verstehen, vergegenwärtige man sich den mythischen Charakter des Theseus. Wenn es zugegeben wird, daß in diesem das demokratische, völkervereinigende Element dargestellt erscheint, von dem die Anlage schon in dem mythischen Zeitalter in Griechenland vorhanden seyn mußte, und welches nachher bei den mannichfaltigsten Umwandlungen doch stets im Wesen dasselbe blieb (jenem Schiffe gleich, mit dem Theseus nach Kreta gefahren war, welches die Athener aufbewahrten und seine vermoderten Breter stets erneuerten; so daß Philosophen darüber disputirten, ob es in Wahrheit noch dasselbe Schiff sey oder ein anderes: Plut. Thes. 23.); wenn außer den ausdrücklich dieses aussagenden Angaben, die wir früher zu Theil erwähnten, insbesondre auch die Adoption des ungekannten Theseus durch Aegeus (ib. 4), seine Heldenthaten auf Kreta (wo er das Labyrinth der Symbolik, worin ein die Völker schreckendes Unthum gehaust hatte, mit Hülfe eines Weibes zuerst frei durchwanderte, und die Athener von der schmählichen Knechtschaft befreite), seine Feindschaft gegen die dem kretischen Sonnengeschlechte verwandte Medea, seine Kriege gegen die Amazonen hierauf zu beziehen sind: so setzt der Raub der Helena durch Theseus jenem den Charakter dieses Helden bezeichnenden Mythenkreis gleichsam die Krone auf. Auf das Deutlichste erhellt die Bedeutung dieser Sage (die, da sie schon den cyklischen Dichtern bekannt war, zu den sehr alten gehören muß), aus der Beziehung, in der dieselbe zu dem Dienst der Artemis Orthia gesetzt wird, indem nicht nur aus dem Tempel dieser Göttin Theseus die Helena entführt haben soll: Plut. Thes. 31., sondern auch Iphigenia, diese berühmte Priesterin der tauri-schen Artemis, von verschiednen Erzählern der Sage eine Tochter des Theseus von der Helena, und dem Agamemnon untergeschoben genannt wird. Paus. Cor. XII, 7. (Tochter der Astynome, gleichfalls sehr bedeutsam: Tz. ad Lyc. 193). Hiedurch

fällt zugleich ein hellerer Lichtstrahl auf das Opfer der Iphigenia; vermittelst dessen sonach die Griechen die zürnende Artemis für eine ähnliche unter ihnen vorgefallene Unzucht der Völkervermischung versöhnten, wie diejenige war, welche sie an den Trojanern rächen wollten. Es läßt sich allerdings nicht beweisen, daß die Sage, welche Iphigenia für die Tochter des Theseus erklärte, die älteste und ächteste sey; allein gesetzt auch, daß sie nur eine Umgestaltung war, so zeigt sie doch wenigstens, daß man schon sehr früh (denn bereits Stesichorus hatte sie aufgenommen, und in Argos war sie an dem Tempel der Ilithyia local) das Bedürfniß fühlte, den Mythus in diesem Sinne zu erklären. — Für die Bedeutung aber und die wechselseitige Beziehung der theseischen Mythen kann man auch den Umstand benutzen, daß unweit Trözen ein Tempel der Aphrodite Nympha stand, den Theseus als Gatte der Helena erbaut haben sollte; und gleich dabei ein Heiligthum der Ares, welches dem Sieg desselben Theseus über die Amazonen seinen Ursprung verdankte. Paus. Cor. XXXII, 7. 8. — Auf das Engste verbunden mit der Erzählung von diesem Raube der Helena erscheint die Sage von dem versuchten Raub der Persephone aus dem Hades durch Theseus und Pirithous (beim Plutarch auf die trivialste Weise historisirt), durch welche jene erstere ihre Rundung und vollständige Bedeutung erhält. Denn da der Inhalt dieser Fabel ein dem Inhalte jener Mysterien, die als innerster Kern der hellenischen Religion galten, so nahe verwandter ist, so muß es gewiß erlaubt seyn, einen sehr allgemeinen, die Geschichte des hellenischen Volks (in dessen erste Heimath ihr Schauplatz verlegt wird) nahe angehenden Sinn in ihr zu suchen. Dieser selbst aber kann, dem mythischen Charakter der handelnden Personen zufolge, wohl kein andrer seyn, als ein frühzeitiger Versuch, Griechenland durch Stammvermischung zu demokratisiren; dessen Mislingen durch die Fesselung der Helden in dem Hades angedeutet wird. Die Befreiung des Theseus durch Herakles, Apollod. II, 5, 12 (welche indeß nicht allgemein angenommen war), bezeichnet sodann die Wiedererweckung des demokratischen Elementes für nachfolgende Zeiten vermittelst des Heroenthums.

Während der Gefangenschaft des Theseus entführen die Dioskuren die Helena, und zugleich Aethra, die Mutter des Theseus, wodurch der Uebergang des heroischen Aetherglanzes auf die Göttersöhne des achäischen Peloponneses angedeutet ist. Die Erwähnung der Aethra als eine Dienerin der Helena durch Homer zeigt klar, daß der Dichter diese Sagen bereits kannte, und nur, um der Einfachheit seines Vortrags keinen Eintrag

zu thun, sie verschwieg: ganz im Gegensatz mit der gemeinen Meinung, daß das Epos sich mit behaglicher Sorglosigkeit auch über fremdartige Gegenstände zu verbreiten liebe. So ist gewiß auch die Aufführung der ersten Heroen Griechenlands als Freier der Helena (Apollod. III, 10, 8) keine neuere Erfindung; und wenn Odysseus durch den klugen Rathschlag, womit er Friede und Ordnung unter ihnen erhält, die Penelope gewinnt (ib. 9), so erblicken wir in diesem Zuge die erste Veranlassung zu jener denkwürdigen Gegenüberstellung der Helena und der Penelope in den beiden homerischen Gedichten. — Die Dioskuren übrigens, die Brüder der Helena, bedeuten eine ähnliche Vermählung des griechischen Heroenthums mit orientalischer Symbolik, wie Herakles; insbesondre die aus dieser Vermählung hervorgegangene Idee der Gastfreundschaft in ihrem ganzen Umfange (weshalb auch Herakles, als er zum Olymp aufstieg, den *Τυνδαρίδαις φιλοξείνοις* die Besorgung der olympischen Spiele übertrug, Pind. Ol. III, 65): wie eng aber diese Idee zusammenhing mit der jungfräulichen Reinheit der heroischen Völkerschaften, ist bezeichnet durch die Gattinnen der beiden Brüder, Phoibe und Hilaeira, deren eine Priesterin der Athene, die andre der Artemis war (Hygin. fab. 80; dessen Bericht von den Dioskuren übrigens wohl weniger ächte Sage enthält, als der des Apollodor, mit dem auch die übrigen Schriftsteller übereinstimmen).

Bei der trojanischen Sage selbst ist zuvörderst der Umstand sehr bemerkenswerth, daß nach der Erzählung der cyprischen Gedichte die drei Göttinnen Here, Athene und Aphrodite sich bei der Hochzeit des Peleus veruneinigt hatten (Proklus in: Bibliothek der alten Lit. und Kunst I, ined. S. 23). Denn das Göttermahl bei dieser Vermählung ist nichts andres, als die Feier des griechischen Heroenalters (vergl. oben S. 189); es wird also hiemit angedeutet, daß jener Conflikt der Principien, welcher unter diesem Götterstreit gemeint ist, der Welt des Heroenthums angehörte und in ihr sich erzeugte. Was die Person des Paris betrifft, so ist es beachtungswerth, daß seine frühere Gattin Oenone heißt, deren Name, wie ihre Weissagungs- und Heilkunde (Conon. narrat. 22. Parthen. amat. 4), an den Weinbau erinnert; gleichwie auch Theseus, ehe er noch die Helena raubte, untreuer Gatte der Ariadne war, von der er nach Einigen (Plut. Thes. 20.) einen Oinopion und einen Staphylos erzeugt hatte, und deren sich nachher der Weingott Dionysus annahm. Bei dem Aufenthalt des Paris in Laconien ist die Abwesenheit des Menelaus in Kreta (Procl. l. l.) bedeutsam: sie bezeichnet das eine Extrem des

griechischen Heroenthums, die kretische Symbolgesetzgebung, während Paris das andre Extrem, die zügellose Willkühr, ausdrückt.

Die aufmerksamste Untersuchung aber verdient die Beziehung, in die nunmehr Helena zu Aegypten gesetzt wird; woselbst nach einer Wendung der Sage, die bei sehr vielen Griechen Beifall fand, Helena während des trojanischen Kriegs aufbewahrt wurde. Dieß war die Erzählung der Priester zu Memphis; woselbst sich ein Tempel der Ἀφροδίτη ξείνη befand, welche Göttin Herodot (II, 12) für die Helena erkennt, und welche von den Aegyptern selbst allgemein in einen Bezug zu Griechenland gesetzt ward (vergl. Strab. XVII, p. 449 ed. Tauchn.). Vergleicht man diese Erzählung ägyptischer Priester mit dem Umstand, daß schon Homer den Aufenthalt der Helena in Aegypten kennt, wenn gleich er sie erst bei der Rückreise mit ihrem Gatten dorthin kommen läßt (woraus Herodot den Schluß zieht, er habe um die Sage von der Aufbewahrung der Helena in Aegypten gewußt, aber sie aus poetischen Gründen nicht benutzt): so kann man vernünftiger Weise nicht zweifeln, daß der Mythus von der Helena mit ausdrücklicher Rücksicht auf Aegypten entstand, und daß ägyptische Lehre und Symbolik darin einging: eine Betrachtung, welche allein hinreichen sollte, alle sophistischen Zweifel an die mythische Wahrheit der Sagen von der Io, vom Danaus, Kekrops, Perseus, und der Beziehung, in welche diese mythischen Personen zu Aegypten gesetzt werden, mit Einemmale niederzuschlagen, und jeden Verdacht einer Verfälschung griechischer Sagen durch die abgeschmackte Schlauheit ägyptischer Priester zu entfernen. Denn was von der Helena gilt, ist auch auf diese anzuwenden, die sich hierin in ganz gleichem Falle befinden: und daß auch Phönicien in den Kreis dieser Mythen hineingezogen wurde, zeigt die, gleichfalls schon dem Homer und den Cyklikern bekannte, Eroberung Sidons durch Paris. Die Bedeutung aber jener ägyptischen Sage ist eine wahrhaft welthistorische. Nichts anders nämlich ist durch sie ausgedrückt, als daß durch ägyptische Sitte und Gesetzgebung Griechenland von der morgenländischen Unzucht, Polygamie und Völkervermischung bewahrt worden sey: welches eines der bedeutendsten Momente ist, womit die symbolische Gesetzgebung des Morgenlandes in das politische Leben des griechischen Heroenthums eingriff. Es stimmt hiemit die Nachricht überein (Athen. lib. XIII, init.), daß zuerst Kekrops regelmäßige Ehen in Atlika eingeführt, sowie nicht weniger viele andre Züge der griechischen Mythologie, von denen wir

sogleich noch Einiges sprechen werden. Denn in Aegypten war alle Zügellosigkeit durch strenges Gesetz gebändigt (Herod. II, 64), Monogamie herrschte durchgehends (ib. 92), und der öffentliche Phallusdienst war als das sicherste Abwendungsmittel heimlicher Ausschweifung durch gesetzgeberische Weisheit eingeführt, und seine Ceremonien mit äußerster Sorgfalt geordnet, so daß alle Schwärmerei, die anderwärts ihn so gefährlich machte, daraus entfernt blieb. — Daß übrigens ägyptische Priester eine so tiefe Einsicht in den Geist griechischer Mythologie zeigten, ist allerdings eine überraschende Erscheinung; und nur daraus zu erklären, daß die Aegypter sehr schnell alle Züge ihrer Symbolik, die in diese übergegangen war, wiedererkennen, und den Sinn der Mythen, in die sie verschmolzen waren, daraus errathen konnten, da ihnen die griechische Denk- und Ausdrucksweise durch fleißigen Umgang mit den Griechen bekannt worden war. Auch mochte die griechische Mythologie wohl eine rückwirkende Kraft auf Aegypten ausüben, und die ägyptische Symbolik zum Theil mythisch umzugestalten veranlassen; wie dieß aus den Erzählungen des Herodot von der ägyptischen Geschichte, denen der mythische Charakter nicht abzusprechen ist, zu erhellen scheint.

An die Bedeutung des Aufenthalts der Helena in Aegypten reihen wir sogleich einige Begebenheiten, die auf die Zerstörung Iliums folgten, und die ganz vorzüglich geeignet sind, unsre Behauptungen zu unterstützen. Zuerst das Opfer der Polyxena, ein vollkommnes Gegenstück zu dem Opfer der Iphigenia, welches, wie schon der Name der Polyxena zeigt (man denke an die *πολυξένοι νεάνιδες* Korinths in einem Fragment des Pindar), bestimmt war, die Verhütung oder die Abbüßung des Vergehens einer unordentlichen Vermischung mit den bezwungnen Völkern auszudrücken. Sodann die nach der Eroberung Troja's umgewandelte Gesinnung der Athene, die nunmehr die Griechen eben so sehr haßte, wie sie sie vorher geliebt hatte (Od. III, 135 u. a.); was gewiß einen wichtigen Grund haben mußte; denn „nicht schnell veränderlich ist der Sinn der unsterblichen Götter" (v. 147). Es war aber der Göttin vorzüglich verhaßt Aias, der Sohn des Oileus (Od. IV, 502); weil er die Keuschheit der Kassandra nicht geachtet hatte, die, um dieselbe zu retten, an den Altar der Göttin geflohen war: woraus wir schließen können, was auch von andern Schriftstellern ausdrücklich berichtet wird, daß der Grund ihres Zorns gegen die übrigen Griechen der nämliche war. Beide in ihrer Bedeutung einander so verwandte Begebenheiten übrigens, das Opfer der Polyxena und

der Zorn der Athene, scheinen auch ausdrücklich in Verbindung gesetzt worden zu seyn; enn in der sophokleischen Tragödie Polyxena war von dem Zwiste des Agamemnon und Menelaus die Rede, von denen der letztere die Athene versöhnen wollte: Strabo X, p. 362; ein Umstand, der bei den kunstreichen und tiefsinnigen Compositionen des Sophokles nicht ganz so unbedeutend ist, als er wohl scheinen könnte. Eine ähnliche Umkehrung der Gesinnungen von Seiten der Göttinnen Here und Aphrodite gegen die Helena erwähnt, wohl nicht aus eigener Erfindung, Euripides (Hel. 889 seqq.). Der Wunsch des Menelaus aber, die Athene zu versöhnen, ist wohl in Verbindung zu setzen mit seinem nachherigen Aufenthalt in Aegypten; wo ihm dieß, wie aus dem vorhin Gesagten erhellt, in der That gelingen konnte.

Ehe wir die Helena ganz verlassen, müssen wir noch kürzlich die ungewöhnliche Wichtigkeit erwähnen, mit der man ihr Andenken behandelte, und die Verehrung, die man ihr erzeugte. Wenn Isokrates (Panath. 29) sagt, daß man die Atriden und die Kämpfer vor Troja darum so hoch feiere, weil sie, wenn auch dem Namen nach nur den Raub eines einzelnen Weibes gerächt, doch in der That, wie die Bewunderer jener Helden vorgeben, Griechenland vor der Erduldung einer ärgeren Schmach geschützt, als es je durch die Barbaren erlitten, selbst nicht durch die Eroberungen eines Pelops, Danaus oder Kadmus: so kann unter dieser Schmach ursprünglich wohl nicht bloß die Verletzung des Gastrechts verstanden worden seyn; obgleich die Tragiker, namentlich Aeschylus, sie nur auf diese bezogen zu haben scheinen. — Als Repräsentantin des griechischen Heroenthums wird Helena auf der Insel Leuke nach dem Tode dem Achill als Gattin beigesellt (Paus. Lac. XIX, 11 u. a.), und die cyprischen Gedichte hatten es ausführlich besungen, wie Achill beim Anfang der Belagerung Troja's die Helena zu sehen begehrte, und wie Thetis und Aphrodite sie ihm zugeführt. Procl. p. 25 (Wenn nach Andern nicht Helena, sondern Medea die Gattin des Achilles nach seinem Tode war, Tzetz. ad Lycophr. 798, so hat dieß eine welthistorische Bedeutung: die Vermählung der geistigen Principien in kommenden Jahrhunderten, die in dem Zeitalter der Heroen noch getrennt von einander blieben). Als wahrhafte Göttin erscheint Helena schon Od. IV, 569, wo ihr Besitz ihrem Gatten das Elysium gewinnt; denn dieses war (wie z. B. aus Pind. Ol. II, 141 erhellt, wo Peleus und Kadmus vorzugsweise als Bewohner der glücklichen Inseln genannt werden) ausdrücklich den sterblichen Gatten

unsterblicher Weiber bestimmt. Was aber den Sinn dieser Götterwürde der Helena betrifft, so zeigt einerseits die Zusammenstellung des Hellen und der Helena als Kinder des Deukaleon und des Zeus von derselben Pyrrha die historische, ächt hellenische Bedeutung derselben; andrerseits aber soll auch nicht geläugnet werden, daß Symbole morgenländischer Licht- und Glanzreligionen darin eingingen (welche Bedeutung der Helena Kreutzer insbesondre hervorhebt): wie denn überhaupt das Aufblühen des griechischen Heroenthums in dem Schatten und den Umzäunungen orientalischer Symbolik (dieses Aufgrünen der Keule des Herakles vor der Bildsäule des Hermes Paus. Cor. XXX, 13) auch in diesen Mythen auf das Mannigfaltigste hervorleuchtet.

Um nun gegenwärtig noch auf die Menge und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen aufmerksam zu machen, unter denen jener von uns als Grundlage der trojanischen Sage aufgezeigte Gegensatz in der griechischen Mythologie vorkommt, werfen wir noch einige Blicke auf die beiden Göttinnen, die als Inbegriff dieser Ideen betrachtet werden können, die Artemis und die Athene, und auf diejenigen Sagen, in denen dieselben auf eine für unsern Zweck interessante Weise handelnd auftreten. Es kann auf den ersten Anblick befremden, daß die jungfräuliche und männerhassende Artemis mehr die Trojaner als die Griechen begünstigte, und daß insbesondere ihre Dienerinnen, die von gleichem Geiste beseelten Amazonen, unter den Bundesgenossen der ersteren auftreten. Erklärt wird dieser Umstand durch die nähere Betrachtung der Natur jenes kaukasisch-pontischen Amazonenwesens, aus dem die Göttin Artemis hervorging, und durch die Vergleichung desselben mit dem Geiste der ägyptischen und afrikanischen Religionen, in denen der Ursprung der Minerva zu suchen ist. Jene asiatischen Religionen enthalten ein unaufhörliches Hin- und Wiederschwanken zwischen den entgegengesetztesten Extremen, und die übertriebenste Einseitigkeit eines jeden derselben; dahingegen in den ägyptischen und asiatischen der wilde Kampf schon beruhigt, und die Harmonie des Griechenthums vorbereitet erscheint. Das letztere steht daher den streitenden und feindlichen Principien, beide bekämpfend, gegenüber, und dieselben hellenischen Heroen, welche gegen die Ungeheuer des asiatischen Naturdienstes ausziehen, bekriegen gelegentlich auch die Amazonenvölker, welche daher wohl auch als in den Reihen asiatischer Schaaren gegen die Hellenen streitend gedacht werden mußten. Eben so entschieden, wie der Freiheitssinn Griechenlands gegen die Verschmelzung der Völker in eine unterschieds-

lose Einheit sich sträuben mußte, war die Universalität dieser Nation jener Zersplitterung in kleine Stämme und der Abgeschlossenheit derselben abhold, welche die Tendenz jener freien asiatischen Völkerschaften war, und mit dem Amazonenwesen und dem Dianencultus auf das Engste zusammenhing. Sehr charakteristisch ist es daher, wenn es heißt (Tzetz. ad Lycophr. 1329), daß Theseus, der Repräsentant des demokratischen, völkervereinigenden Elements, den Gürtel der Hippolyta erstritt, um ihn dem Herakles (dem eigentlichen Heroenthum) zu übergeben; und wenn die Amazonen über den gefrornen Bosporus gegen Attika ziehen, so enthält das Bild des Eises nichts anders als die Anschauung jener Erstarrung des flüssigen Völkerverkehrs; jener einseitigen Abgeschlossenheit. Die Amazonen fliehen aber vor den griechischen Heroengöttern Bacchus und Herakles in den Tempel der ephesischen Artemis (den sie dem Pindar zufolge selbst gestiftet hatten), bekanntlich einer üppigen und zeugungslustigen Göttin; wodurch also die Zurückführung jener einseitigen Stammcharaktere auf die morgenländische Allgemeinheit durch das Gegenübertreten des griechischen Heroenthums bezeichnet ist. Paus. Ach. II, 4. — Dagegen läßt aber auch die Mythologie der welthistorischen Nothwendigkeit dieser amazonischen Einseitigkeit, und ihrer Bedeutsamkeit selbst für die griechische Bildung Gerechtigkeit widerfahren. Hieher gehört z. B. die bedeutsame Notiz, daß Medea im Tempel der Artemis den Ausgang von Jason's Kämpfen erwartete, Apoll. Rhod. IV, 345; insbesondre aber der Umstand, daß die Griechen selbst den Dienst jener blutdürstigen scythischen Artemis unter sich aufnahmen, und diese Göttin später zwar nicht mehr mit Menschenopfern, aber mit dem Blut gegeißelter Knaben besänftigten; womit die Gesetzgeber unstreitig nichts anders, als die Unterdrückung wilder Begierden beabsichtigten. (Siehe besonders Paus. Lacon. XVI, 6. 7, welche Stelle die Identität der Artemis Orthia mit der taurischen Artemis, und selbst mit der so entgegengesetzt scheinenden Anais aussagt, und den Ursprung ihrer Verehrung in Sparta auf eine Weise erzählt, worin man nicht umhin kann, die Zügelung phallischer Ausschweifungen durch strenge Religionsgebräuche zu erkennen). — Die eigentlich griechische Artemis war eine Berg- und Waldgöttin, und ihr Dienst vorzüglich in Arkadien einheimisch: auch hier sieht man daher den Zusammenhang, in den die mythologische Anschauung die Freiheit und Stammesreinheit, die vorzugsweise von Bergvölkern bewahrt zu werden pflegt, mit spröder Jungfräulichkeit zu setzen liebt.

Wie die Heimath der Artemis die Abhänge des Taurus und des Kaukasus, so scheint die Heimath der Athene das nördliche Afrika zu seyn, woselbst gleichfalls Amazonensagen vorkommen. Die einfachsten Elemente auch dieses Religionsdienstes erkennen wir sogleich in der Beschreibung, die Herodot (IV, 180) von den Gebräuchen der Auseer uns gibt, eines Volks, welches den libyschen Tritonsee umwohnte, den als Heimath der Athene die Griechen selbst anerkennen. (Ausdrücklich ausgesprochen ist dieß schon bei Aeschylus Eum. 292. Die verschiedenen Gewässer, welche diesen Namen trugen, sind genannt Schol. Apollon. I, 109, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß der libysche Triton der rechte sey. Die entgegengesetzte Behauptung bei Paus. Boeot. XXXIV, 5 ist offenbar nur Lokalsage). Es feierten dieselben nämlich ein jährliches Fest ihrer einheimischen Göttin, welche der Geschichtschreiber für die griechische Athene anspricht, durch einen Kampf bewaffneter Jungfrauenschaaren, vor dessen Anfang die schönste der einheimischen Mädchen zu Wagen um den See geführt ward; und zwar in griechischen Waffenkleidern, wodurch offenbar nichts anders ausgedrückt ward, als daß die Auseer von der Rolle, welche ihre Göttin in Hellas spielte, unterrichtet waren, und sich derselben freuten; welche historische Thatsache sie auch dadurch aussprachen, daß sie sagten, Athene sey eigentlich Tochter des Poseidon, ihres einheimischen Gottes (c. 188. clr. II, 50), aber von dem hellenischen Zeus adoptirt. Eben dieses Volk kannte aber keine Ehen, sondern die Geschlechter vermischten sich nach Art des Viehes ohne Unterschied: so daß wir also hier die beiden Elemente des Gegensatzes auf die sonderbarste und grellste Art neben einander erblicken. Allerdings war diese rohe Göttin der libyschen Heroinen, wie Apollonius (IV, 1309) sie nennt, noch nicht die edle und gebildete hellenische, der der Occident seine geistige Ueberlegenheit über den Orient verdankte, die den Thongebilden des Prometheus den göttlichen Athem eingehaucht hatte, und zu deren Füßen die Pandora saß (Paus. Att. XXIV, 7); aber schon erkennen wir in ihr die Anlage zur Vereinigung und Verschmelzung der Elemente, die in Asien sich feindlich gegenüberstanden oder in wilden Schlägen hin und her pulfirten, und wir sprechen diese Göttin für dieselbe an, welche das noch schlagende Herz des von den Titanen zerrissenen Zagreus dem Zeus überbrachte, um den Dionysus, die Begeisterungsweihe der hellenischen Götterwelt, daraus zu erzeugen. Aus dem hellenischen Standpunkt betrachtet, erscheint diese libysche Pallas, auch hier Tochter des Triton, nur als die

Gefährtin und Pflegeschwester der wahren Athene, die vom Triton nur erzogen ward. Daher die sonderbare Erzählung von dem Palladium (Apollod. III, 12, 3), in der wir das Verhältniß der hellenischen Nation zu den benachbarten, ihr verwandten Völkerschaften ausgedrückt finden. Athene, betrübt durch den bei einem Streite, in dem sie mit der Pallas begriffen war, durch das Dazwischentreten des Zeus mit der Aegis wider ihren Willen veranlaßten Tod der letzteren, verfertigt ein Schnitzbild derselben, welches sie, als die vom Zeus geschwängerte Elektra (die Tochter des Atlas und Mutter des etruriſch-samothraziſchen Dardanus und durch ihn des trojanischen Volks und Herrschergeschlechts) zu ihm ihre Zuflucht nimmt, in das trojanische Land herabschleudert; wo es nachher göttlich verehrt wird. Hieraus ist ersichtlich, daß die Griechen bei sorgfältigerer Betrachtung jene tritonische Pallas, deren Dienst von dort aus unter den Völkern Kleinasiens und Italiens sich verbreitet hatte, und das innerste Heiligthum ihrer Staaten ausmachte (denn von dem Besitz des trojanischen Palladiums hing das Schicksal Troja's ab, Conon. narr. 34, und seine Eroberung durch Diomedes und Odysseus war als eine der wichtigsten Thaten, die der Eroberung Iliums vorangingen, in der kleinen Ilias des Lesches erzählt worden), zwar als verwandt mit ihrer Athene, aber nicht als die nämliche erkannten. Auch der alt-arkadische Dienst bezog sich noch auf diese libysche Pallas; und daß die bedeutsame Rolle, welche dieselbe unter den Völkern des Westens spielte, von den Griechen frühzeitig beachtet ward, zeigt der Umstand, daß Stesichorus in der Geryonis das Palladium erwähnt hatte (Paus. Arc. III, 1); welches Gedicht die geheimnißvolle Wunderwelt des Westens besang. (Nach Dionysius von Milet war das Palladium aus den Gebeinen des Pelops, Clem. Al. Protrept. p. 30 ed. Sylb.; welche Sage die politische Bedeutung des Palladiums und seinen Hauptsitz in Kleinasien besonders berücksichtigt hatte. Hiemit verdient die Notiz verglichen zu werden, daß ohne die Gebeine des Pelops, wie ohne die Pfeile des Herakles, Ilium nicht bezwungen werden konnte: Paus. El. pr. XIII, 3.)

Im höchsten Grad beachtungswerth ist nun aber das Verhältniß der Athene zu Aegypten. Wie eng die nach Aegypten deutenden Minervasagen der griechischen Mythologie mit den eben erwähnten Tritonischen zusammenhängen, zeigt schon der Umstand, daß auch der Nil Triton genannt wird (z. B. Apollon. IV, 269). Wenn die tiefsinnigsten Männer des Alterthums (ein Anaxagoras, Aeschylus und Sophokles: Schol.

Apollon. l. l.) das regelmäßige Anschwellen dieses Stromes aus dem Schmelzen des Schnees in den fernen äthiopischen Gebirgen erklärten, so verbanden sie nach mythischer Weise gewiß eine Anschauung von dem geistigen Charakter der am Nil einheimischen Götterwelt damit. Denn namentlich in den weiblichen Gottheiten jenes Sagenkreises und Aegyptens selbst erkennt man mit Recht jene amazonische Natur wieder, aber gleichsam geschmolzen, und zur Befruchtung eines geistigen Culturgebiets gesetzmäßig sich verbreitend. — Als Mittelpunkt aber der nach Aegypten deutenden griechischen Minervasagen erscheint die Fabel von den Danaïden, die unzertrennlich verbunden ist mit einer ganzen Reihe von Mythen, deren Inhalt durchgehends von dem Gedanken, mit dem wir uns hier beschäftigen, wie von einem rothen Faden durchzogen ist, dem wir also gegenwärtig nachgehen müssen.

Die erste Fabel in dieser Reihe und die Grundlage der übrigen ist die Sage von der Io, welche Aeschylus auf die großartigste Weise behandelt, und in den weltgeschichtlichen prometheischen Mythenkreis hineingezogen hat, als welchem angehörig sie auch von Andern betrachtet ward, die sie Tochter des Prometheus und Gattin des Dionysus nannten. Plut. Is. et Os. 37. Dieß ist uns Aufforderung genug, auch diese Sage welthistorisch zu deuten; und worauf sonst sollten wir sie dann beziehen, als auf jenen Taumel des Naturdienstes und der Völkervermischung, der die Völker zu der Zeit ergriff, als der Orientalismus dem Hellenismus Platz machen sollte? Den orientalischen Staat sehen wir hier durch Here (wie in dem Mythus von der Medea) und durch Argos repräsentirt, welches in der ganzen griechischen Mythologie als Stellvertreter des morgenländischen Königthums auftritt, das Gebäude der Sprache und Symbolik aber ist hier der hundertäugige, der Here dienende Argus, der auf Befehl des Zeus erlegt wird durch Hermes, d. i. die jüngere phönicisch = ägyptisch = hellenische Gestaltung der Sprache und Symbolik; welcher auch nachher die Io in Aethiopien aufbewahrt und vor der Nachstellung der Here beschützt. Tz. ad Lyc. 835. Der Vater der Io heißt Jasos, und alle diese in Vokalen schwimmenden Namen scheinen auf ein schwimmendes und flüssiges Element hinzudeuten. Interessant ist es, zu vergleichen, wie hier Io von dem Argus bewacht wird, während dort Jason (offenbar derselbe Name) auf der Argo als auf einem Schiffe nach dem Sonnenlande fährt: es ist dasselbe welthistorische Verhältniß, von verschiednen Seiten aufgefaßt. Sehr wichtig ist es, daß Lerna als der Ort genannt wird, wo Io der Liebe des Zeus

sich preißgeben sollte: Aesch. Prom. 653. 678; denn Lerna war, wie wir bald näher sehen werden, in der Mythologie der klassische Ort der völkervermischenden Unzucht: eben so wichtig aber, daß gerade Kanobus die Stadt Aegyptens ist, wo Jo durch die Berührung des Zeus genesen muß: ib. 845, Suppl. 308, dieselbe Stadt, die von dem Steuermann des Menelaus und der Helena, der dort starb und in das berühmte ägyptische Symbol verwandelt ward, den Namen erhalten haben soll. Conon. narr. 8. Denn offenbar muß uns dieß darauf führen (wenn es auch nicht aus der Gesammtanschauung des Mythus und seiner historischen Beziehungen klar genug hervorleuchtete), daß die Genesung und die Niederlassung der Jo in Aegypten dieselbe, oder eine ähnliche Bedeutung hat, wie der Aufenthalt der Helena in diesem Lande. Auch hier finden wir eine ähnliche Harmonie und wechselseitige Beziehung der ägyptischen Symbolik und der griechischen Mythologie, wie sie uns dort in den Erzählungen der Priester zu Memphis entgegentrat, und die Identität der Jo mit der Isis, oder des Epaphus mit dem Apis ist so wenig eine sophistische Erfindung ägyptischer Pfaffen oder griechischer Deutler, daß sie vielmehr als der Schlüssel zu den innersten Geheimnissen des Heidenthums mit Recht betrachtet werden darf. Denn indem uns diese mythische Thatsache mit überraschender Klarheit und Bündigkeit den welthistorischen Charakter der ägyptischen Kultur und ihre Stellung zu der hellenischen darstellt (zu der sie sich eben so verhält, wie das Judenthum zum Christenthum), läßt uns zugleich die Art dieser Darstellung den hellsten Blick thun in die Natur des Zusammenhangs der verschiedenen Religionen des Alterthums; und wir finden die deutlichste Bestätigung für die Wahrheit und die Göttlichkeit des hellenischen Mythus in der ägyptischen Symbolik; gleichwie man oft und nicht fruchtlos bemüht war, die Beweise für die göttliche Offenbarung des neuen Testaments in dem Gesetz und den Propheten des alten Testaments aufzufinden. Bei diesem gebildeten Charakter des ägyptischen Symbols, welches die höchste Spitze des orientalischen Geistes bezeichnet, ehe er in den hellenischen überging, mag es denn wohl erlaubt seyn, schon in ihm historische Ideen, die nach ihm die griechische Mythologie vollkommner ausdrückte, angedeutet zu sehen, und z. B. in dem Apisstiere, welcher ein von einer Kuh, die nach ihm nicht mehr gebären konnte, geworfenes Kalb seyn mußte (Herod. III, 28), den Sinn ausgesprochen zu erkennen, daß die ägyptische Symbolkultur erzeugt wurde von dem Naturgeist (Isis, Jo), als dieser in den wunderlich-

sten Geburten sich erschöpft hatte, und nun im Begriff war, seine bisherige Gestalt abzulegen und in das Wesen des Menschengeistes einzugehen.

Nachkomme nun der Jo wird jener Danaus genannt, der, um seine Töchter vor den Nachstellungen der Söhne des Aegyptus zu beschützen, mit ihnen nach Griechenland floh, und der Stifter der griechischen Nation wurde. Es kann auf den ersten Anblick befremden, wenn wir unter den Nachkommen der Jo, in welcher jenes unruhige Element bereits zur Ruhe gebracht schien, dasselbe Trachten nach unregelmäßiger Vermischung, und dieselben kriegerischen und blutigen Scenen, von denen dasselbe stets begleitet war, von Neuem hervorgehn sehen: aber dennoch möchte ich dieß nicht für eine Inconsequenz des Mythus ausgeben; weil ja die ägyptische Gesetzgebung für sich allein noch unfähig war, jenen gewaltigen Streit völlig zu beschwichtigen, und nur als Vorläufer des Griechenthums diese Kraft besaß; in welchem allein sich dieselbe bewähren konnte. Daß aber in diesem Mythus an der Spitze der griechischen Nation mit der Nation selbst gleichnamige Jungfrauen erscheinen, die ihre Keuschheit vor einer wilden Vermischung mit Verwandten bewahren, und dadurch Gründerinnen eines freien Volkes werden, wird gewiß Jeder, der nur mit einiger Ehrfurcht die Mythen betrachtet, für einen höchst wichtigen und welthisterische Wahrheit enthaltenden Zug anerkennen. Hier unstreitig ist die Wurzel des hellenischen Athenendienstes zu suchen, denn wenn auch die Alten nicht ausdrücklich berichten, daß die Danaiden zuerst die Verehrung ihrer göttlichen Führerin in Griechenland eingeführt, so ergibt sich doch dasselbe Resultat aus der ganz unbefangnen Zusammenstellung der durch die Danaiden geschehenen Stiftung des Athenentempels zu Rhodus, (welche Stiftung, aus der Art zu schließen, wie die Alten: Herod. II, 182, Apollod. II, 1, 4, Diod. V, 58 u. A. sie erwähnen, sehr berühmt gewesen seyn muß), mit der Nachricht, daß die Rhodier unter Allen zuerst die Athene verehrt haben, die Pindar bei seiner glänzenden Verherrlichung dieser Insel (Ol. VII) unmöglich aus der Luft gegriffen haben kann. Obgleich aber die Erinnerung an den ägyptischen Ursprung dieser Göttin nie ganz unterging, und man die Neith des ägyptischen Göttersystemes willig für dieselbe Gottheit anerkannte, so riß doch die Mythologie die Idee der Athene ganz los von den Fesseln der ägyptischen Symbolik; und die jungfräuliche Göttin duldete nicht die versuchten Umarmungen des Hephäst, welcher Gott in dem griechischen Olymp fortan (auch) als hinkender und oft betrogener Gatte

der Aphrodite) das ägyptische Element auf ähnliche Art darstellt, wie Hermes das phönicisch-semitische.

Gleich nach der Ankunft der Danaiden in Argos vernehmen wir von einem Streite des Poseidon und der Athene um dieses Land, Apollod. I, 1, 4; wie um Attika und um Trözen, Paus. Cor. XXX, 6. (Nach Paus. Cor. XXII, 5 stritten sich Poseidon und Here um Argos). Wir mögen nicht entscheiden, wie weit in diesen und in so vielen ähnlichen Sagen Erinnerungen an den alten physischen Streit des flüssigen und des trocknen Elementes, und wie weit historisch-moralische Ideen von dem Gegensatz der Völkervermischung und der Volksfreiheit, der üppigen Wollust und der spröden, unfruchtbaren Jungfräulichkeit niedergelegt waren: daß aber die letzten nicht auszuschließen sind, daran mahnt uns außer dem Gesammtcharakter dieser Sagen insbesondre auch dasjenige, was auch hier wieder zu Lerna geschieht, und die Entstehung des lernäischen Sees, (dessen Wasser nach Einigen das süßeste aller Wasser seyn sollte; dahingegen Andere das dem üppigen Korinth angehörende Wasser der Quelle Pirene dafür erklärten, Athen. Deipnos. IV, p. 156: welche Behauptungen man doch wohl für die abgeschmackteste Grille erklären müßte, wenn man sie wörtlich und nicht symbolisch zu verstehen hätte). — In dem nach Nauplius, dem Sohne des Poseidon und der Danaide Amymone genannten Nauplia befand sich eine Quelle Kanathos, in der nach einer argivischen Geheimsage Here jährlich sich badete und dadurch ihre Jungfrauschaft wiedererlangte; und nicht weit davon waren die Ἀποβάθμοι, wo die Danaiden gelandet seyn sollten. Paus. Cor. XXXVIII, 2. 4.

Unter den Müttern der von den Danaiden getödteten unkeuschen Söhne des Aegyptus nennt Apollodor auch die Gorgonen. Dieß kann uns auffordern, auch die Sage von diesen und von ihrem Bezwinger, dem Danaiden Perseus, mit derselben Fackel zu beleuchten, welche uns schon so viele dunkle Regionen des Mythus aufgehellt hat. Bei diesem Geschäft finden wir uns sogleich unterstützt durch die aus Dionysius von Milet geschöpfte Erzählung des Diodor (III, 52 — 55) von den Kriegen der Gorgonen mit den libyschen Amazonen, welche die Sage, durch den geschichtlichen Charakter der dortigen Völkerschaften unterstützt, an den See Triton, die Geburtsstätte der Pallas, versetzt hatte; wie wir denn auch den Kampf des Perseus mit den Gorgonen an eben diesen Tritonsee verlegt finden: Paus. Cor. XXI, 6. 7. Wie sollten uns diese vereinigten Umstände nicht ein Recht geben, die Gorgonen vorläufig für einen bildlichen Ausdruck jenes zugleich

reitzenden und furchtbaren Naturdienstes anzusehen, der den zu der Freiheit des Heroenthums sich emporarbeitenden Griechen wohl als ein feindliches Ungeheuer erscheinen konnte; und zu versuchen, ob die Geschichte des Perseus von diesem Standpunkt aus sich erklären läßt? In ihr muß man, wie wir früher von den athamantisch-iasonischen Mythen bemerkten, einen doppelten Inhalt unterscheiden, einen allgemeinen welthistorischen, und einen besondern localen. Jener erstere begreift alle charakteristischen Hauptmomente der Fabel, und wir finden darin zum Theil selbst dasjenige wiederholt, was schon in andren Mythen, auch solchen, die mit diesem Ein chronologisches Ganze bilden sollen, ausgedrückt war. In dem Akrisius, dem Großvater, und der Danae, der Mutter des Perseus, erblicken wir zuvörderst nichts andres dargestellt, als wiederum denselben Gegensatz von Orientalismus und neuentstehendem Griechenthum, den wir schon in der Fabel von der Jo aufzeigten; Danae ist gleichsam die zweite, mehr individualisirte Potenz der Jo, und sie enthält denselben Gedanken auf Griechenland insbesondre angewandt, dessen allgemeinere Bedeutung die Jo versinnlichte. Was dort der hundertäugige Argus, das ist hier das eiserne Gemach des Akrisius, (welches, wie dessen Gemahlin Eurydike an Eurystheus erinnert), in das der goldne Regen des Zeus, der Same eines höhern Geisteslebens, eindringt; aber der gottgeschwängerten Jungfrau, so wenig wie dort der Jo, anfangs Segen zu bringen scheint, indem diese mit dem neugebornen Sohne in einem Kasten ausgesetzt und dem Meere preißgegeben wird. In diesem einfachen Bilde hatte der Mythus die größte Menge von physischen und von historischen Anschauungen zusammengedrängt, denn so wenig man die Erinnerung an eine wirkliche Wasserfluth darin verkennen kann, so hat dieses Schwimmen und diese Rettung aus dem Wasser doch gewiß auch zugleich die ethische Bedeutung des Schwankens und unsteten Treibens der Volksgeister, bis sie endlich sich fixirten. Der Name des Königs Polydektes, welcher auf der Insel Seriphos die Danae aufnimmt, erinnert an den Hades, der die Persephone aufnahm; welcher Göttermythus denselben Inhalt in einem noch höheren und durchgreifendern Sinn behandelte, als hier der heroische, (wie unter andern auch die Kiste der Demeter beweist). Denn zuverlässig ist in beiden verborgen die Erinnerung an die Uebertragung des Keimes zu einem höhern geistigen Leben auf die rauhen und wilden Völker, die anfangs Griechenland und die übrigen Länder des Westens bewohnten. Die versuchte Vermählung des Polydektes mit der Danae (den Untergang jenes Keimes durch zu

frühe Versenkung in den noch rauhen und harten Erdboden) wendet Perseus ab durch seinen Kampf gegen die Ungeheuer, welche in den an das Gebiet des griechischen Geistes angrenzenden weltgeschichtlichen Regionen hausten. Höchst bedeutungsvoll sind die Werkzeuge, mit denen er von den Göttern dazu ausgerüstet ward; die Flügel und der Ranzen der Nymphen (das Meer als Mittel der Verbreitung und der Aufbewahrung der eroberten geistigen Güter), die diamantne Sichel des Hermes (die schneidende Kraft der morgenländischen Symbolkultur), der Helm des Hades (die Unscheinbarkeit und Verborgenheit der neuwerdenden Nation), vor allen aber der Spiegel der Athene, womit nichts andres gemeint ist, als der geistige Spiegel des Bewußtseyns der jungen Völkerschaften, vermittelst dessen allein jene Ungeheuer bezwungen werden konnten, deren unmittelbarer Anblick Jedem, der sich ihnen nahte, tödtlich war. Wir befinden uns also hier weniger auf dem Gebiet äußerlicher, als innerlicher Begebenheiten; und so wenig wir auch Bedenken tragen, die Gorgonen für das bacchantische Element des Naturdienstes und der Völkervermischung, die Phorkiden aber für das entgegengesetzte, amazonische zu erklären (indem das Eine Auge und der Eine Zahn der drei Phorkiden das Einseitige und Schroffe der entweibten Natur des Weibes andeutet; und Perseus ihr Auge in den Tritonsee wirft: Hygin. poet. astr. II, 12); so sind wir doch weit entfernt, der Sage von dem Kampf des Perseus mit ihnen wirkliche Kriege der ältesten Griechen mit den Asiaten und Afrikanern als wesentlichen Inhalt unterzulegen; und wir ziehen deshalb diejenigen Gestaltungen der Sage vor, welche die Gorgonen außerhalb dem Reiche des Menschlichen in ewiger Nacht wohnen lassen, Aesch. Prom. 795, oder sie in das ideale Land der Hyperboreer versetzen, Pind. Pyth. X, 74; auch tadeln wir es nicht, wenn man, ohne die Gorgonen und Phorkiden äußerlich einander entgegenzusetzen, in dem Blute der Gorgonen selbst eine doppelte Kraft, eine tödtliche und eine heilende findet, Eurip. Jon. 1019, und nach dem Wehklagen der Gorgonen um ihre getödtete Schwester den zugleich sanften und kriegerischen Flötenton durch Athene erfunden werden läßt, Pind. Pyth. XII. Diese letztere Göttin steht dem Perseus überall zur Seite, und das von diesem erbeutete Haupt der Meduſa bleibt ihr Attribut und ihr vornehmlichster Schmuck, über dessen Sinn, wenn unsre bisherigen Deutungen richtig sind, kein Zweifel mehr obwalten kann; so wenig aber, wie die Göttin es verschmäht, durch die Thaten eines menschlichen Heroen sich verherrlichen zu lassen, dürfen diese es für Raub achten, wenn die My-

thologie und das Epos den Ruhm ihrer Thaten den Göttern, die ihnen beistanden, zuschreibt. Es ist hierin die Gesinnung Homers und Luthers eine sehr verwandte: denn beide waren gleich entfernt von jener massiven Vorstellung, welche in dem Göttlichen eben nichts andres sieht als das gemein-Natürliche: und auch Pindar singt; daß die Möglichkeit aller sterblichen Tugenden von den Göttern sey, von denen die Weisen, die durch Körperkraft Gewaltigen und die Beredten ausgehen; und an einem andern Orte: daß die Menschen der Traum eines Schattens sind; wenn aber ein Lichtglanz von einem Gott her naht, dann scheint der Umstrahlte hell unter den Menschen, und sanft verfließt ihm seine Lebenszeit.

Die erste That, welche Perseus mit dem Gorgonenhaupt verrichtet, ist die Befreiung der Andromeda. Der Schauplatz derselben ist nach Einigen Aethiopien, das typische Land des Naturdienstes und der Völkervermischung, nach Andren Joppe, wo auch Io den Argus besiegt und Menschengestalt angenommen haben sollte: Tz. ad Lyc. 836. Auch hier befinden wir uns daher fortwährend auf dem Gebiet ähnlicher Anschauungen, wie die in den bisherigen Mythen ausgedrückten waren: und wer denkt bei der gefesselten, dem Unthier des Meeres ausgesetzten Andromeda, so wie bei der durch Herakles befreiten Hesione (welcher die Gemahlin des Prometheus, wohl nicht durch Zufall, gleichnamig war: Aesch. Prom. 559), nicht sogleich an jene Schmach des weiblichen Geschlechts, welches in den Tempeln asiatischer Naturgöttinnen sich dem Strom fremder Wolluß preißgeben mußte? Von dieser ächten Bedeutung der Sage ist eine Spur erhalten in der, übrigens durch Raisonnement ganz entstellten, Erzählung des Konon (narr. 40), welche von einem Venusopfer der Andromeda spricht; auch daß Andromeda durch Athene unter die Sterne versetzt wird, Hyg. poet. astr. II, 11, zeigt von einen näheren Interesse, welches die Göttin, durch deren Hülfe Perseus sie befreite, an ihr nahm. — Die Versteinerung aber des Polydektes und seiner Gefährten vermittelst des Medusenhauptes, das nunmehr ein geistiges Gut des griechischen Nationalgeistes ist, bezeichnet die Vernichtung jenes rohen Elements, das die ersten Keime desselben aufgenommen hatte, durch den aufstrebenden Geist; und von jenem bleibt nichts zurück als das Bild des Netzes (Diktys), in welchem jener schwimmende Keim aufgefangen worden war: und somit ist es nur eine äußerliche, chronologische, keineswegs aber eine innere und geistige Inconsequenz, wenn schon Zeus vermittelst des Gorgonenhauptes die Titanen besiegt haben soll. Hyg. poet. astr. II, 13.

In der nun folgenden Erzählung vom Tode des Akrisius (der in dem Tempel der Athene in der argivischen Larissa begraben ward: Clem. Al. Protr. p. 29) sind Argos und das thessalische Larissa wohl nicht als eigentliche, sondern als sinnbildliche Ausdrücke zu verstehen, für das Land des orientalischen Königthumes und das Land griechischer Freiheit. Es wird als göttliches Verhängniß dargestellt, daß Akrisius durch Perseus fällt, wie später Odysseus durch Telegonus; und auch daß es im Kampfspiele geschieht, ist gewiß bedeutsam. Denn die Kampfspiele scheinen als charakteristisches, unterscheidendes Kennzeichen der griechischen Völker von den orientalischen betrachtet worden zu seyn; in welchem Sinne sie auch in der Sage vom Herakles öfters erwähnt werden; und selbst in Aegypten feierte man zu Chemmis dem Perseus zu Ehren gymnische Spiele nach hellenischer Sitte, Herod. II, 91; gleichwie die Völker am Tritonsee ihre einheimische Göttin in hellenische Waffenrüstung kleideten. Es ist aber diese Feier und die Sage von der wiederkehrenden Erscheinung des Perseus in und bei dem Tempel zum Chemmis (wenn man sie mit der Verehrung der Helena zu Memphis zusammenstellt), der überzeugendste Beweiß von der fortdauernden Verbindung der ägyptischen und griechischen Religionen, und von der Rückwirkung der griechischen Mythologie auf Aegypten. — Daß übrigens Perseus auch als Vater des Perses, des Stifters der persischen Nation, genannt wird, den er noch im Morgenlande von der Andromeda erzeugt haben soll: darin ist die Verwandtschaft der großen europäischen und asiatischen Nationen angedeutet, wie in den Mythen von der Medea, mit denen das Geschlecht dieses Perses in die engste Verbindung gesetzt wird. Unter den spätern Thaten des Perseus aber ist besonders merkwürdig sein Krieg gegen Bacchus und die Bacchantinnen, Paus. Cor. XX, 3, der ihn gleichfalls als einen Gegner des wilden Naturdienstes zu erkennen gibt: welcher Charakter dieses Helden aber nirgends deutlicher ausgesprochen seyn kann, als in der Sage, die ihn den Tödter des Sardanapalus nennt. Suid. v. *Σαρδαναπ.*

Von der Gorgo finden wir durch Chrysaor (der wohl mit dem phönicischen Chrysurus, dem Aufschließer, Eröffner, Wolf. Anecd. Gr. p. 260, verwandt ist), der aus ihrem Blute hervorspringt, in Hesiods Theogonie ein ganzes Geschlecht seltsamer Wesen abgeleitet, die sämmtlich für Symbole des Naturdienstes und der Völkervermischung gelten müssen. Zuerst Geryoneus, dessen drei zusammengewachsene Leiber wohl nichts andres bedeuten, als eine Verschmelzung von Völkermassen im

westlichen Europa zu einem unförmlichen Ganzen. Sodann die Echidna, deren Natur durch die Mischung ihrer Gestalt aus Weib und Schlange, und auch dadurch bezeichnet wird, daß sie einer Schlangenart gleichnamig ist, von der man wußte, daß das weibliche Thier das männliche nach der Begattung tödtet, und daß die Jungen der Mutter nachstellen: Tz. ad Lyc. 1114. Andre erwähnen eine frühere Echidna, Tochter des Tartarus und der Gäa, die noch vor den Zeiten der Jo der hundertäugige Argus getödtet haben soll, Apollod. II, 1, 2; und es liegt auch in der Natur der Sache, daß dergleichen Erscheinungen vereinzelt sowohl jener großen, weltumwälzenden Begebenheit, sie vorausverkündigend, vorangehn, als auch als Nachwehen von ihr zurückbleiben und ihr nachfolgen mußten. Unter der Nachkommenschaft der Echidna, welche diese von dem Typhon, jenem wilden, stürmischen Sohn der Here, der wohl die Weltstürmer Asiens bezeichnet, zu Arima zeugt (wer denkt hiebei nicht an den persischen Ahriman?), nennen Einige eine zweite Echidna, Tz. ad Lyc. 1353; Hesiod aber zuerst die Hunde Orthros nnd Kerberos, die Bewacher der Westwelt oder der Zukunft (denn es ist nicht unbeachtet zu lassen, daß Orthros oder Orthos nicht bloß dem Geryoneus, sondern auch dem Atlas zugeschrieben wird, Schol. Apollod. IV, 1399), und der Unterwelt; was uns eine Weisung seyn kann, wie umfassend und durchgreifend die Bedeutung dieser Anschauung war. Dann auch die Chimära, deren Tödtung durch Bellerophon, wie sie auf Bildnerwerken mit dem Gorgonenkampfe zusammengestellt wird, Paus. Cor. XXVII, 2, gewiß auch eine diesem verwandte Bedeutung hat. Denn Bellerophon unternimmt sie und seinen Amazonenkrieg (der nicht umsonst hier zugleich erwähnt wird), um sein angebliches Vergehen mit der Gattin des Prötus, Antea oder Stheneböa (welcher Name an die Gorgone Stheno erinnert) abzubüßen, welche ihn, (wie die Phädra den Hippolytus, Astydamia den Peleus, Idäa ihre Stiefsöhne, die Kinder des Phineus Schol. Soph. Antig. 992, Phylonome den Tennes Tz. ad Lyc. 232) angeklagt hatte, ihr sträfliche Zumuthungen gethan zu haben, da doch sie selbst die Schuldige war: eine Begebenheit, der, so oft und mannigfaltig sie auch in der Mythologie erzählt wird, wir einen allgemeinern Sinn unterzulegen haben, besonders wohl den politischen von dem Gegensatz des städtischen, völkervereinigenden (worauf z. B. auch die Namen Astydamia, Phylonome u. a. zu beziehen sind), und des freien Berg- und Wanderlebens. In dem Geschlecht des Prötus aber waren auch außerdem Zügellosigkeit und völ-

fervermischende Wollust herrschend gewesen: worauf namentlich die Raserei seiner Töchter zu deuten ist, die veranlaßt war durch die Geringschätzung des Bildes der Here, der Göttin der Ehe und des regelmäßigen Stammkönigthums, (*εἵνεκα μαχλοσύνης* sagt ausdrücklich Hesiod bei Suid. v. *μαχλοσύνη*), und geheilt werden mußte vom Melampus durch die Einführung des Bacchusdienstes, also einer regelmäßigen, geordneten Phallusreligion, wie in Aegypten. Nach einer arkadischen Sage aber geschah diese Heilung im Tempel der Artemis: Paus. Arc. XVIII, ex., welches eben so bedeutsam ist. Bellerophon übrigens vollbrachte seine That durch Hülfe des Rosses Pegasus, welches mit Chrysaor zugleich aus dem Blute der Meduſa hervorgesprungen war (wohl um die Verwandtschaft der entgegengesetzten Principien zu bezeichnen; doch kann auch Pegasus ein der Gorgo gleichartiges, aber durch Athene gebändigtes und umgewandeltes Wesen seyn). Wie Bellerophon die Bändigung dieses Pferdes der Athene verdankte, Pind. Ol. XIII, 93, so steht diese dem Helden überhaupt durchgehends zur Seite, Paus. Cor. IV, 1; auch mit Artemis aber steht Bellerophon in Verbindung, denn zu Korinth hatte er dieser Göttin ein Bild gesetzt, ib. III, 5.

Auch die thebanische Sphinx gehört zur Nachkommenschaft der Echidna: zum Beweiß, daß die Sage von Oedipus, nicht weniger als so viele andere, großentheils auf jenen Anschauungen beruht, von denen hier die Rede ist. Ohne uns aber hiebei lange aufzuhalten, noch bei denjenigen Ausgeburten der Echidna, die nicht vom Hesiod, aber von andern Schriftstellern als solche genannt werden (z. B. der Adler, der die Leber des Prometheus fraß, vom Pherecydes, Schol. Apollon. II, 1252, der Drache Ladon, der die Hesperidenäpfel bewachte, von Ebendemselben, ib. IV, 1396), machen wir nur noch aufmerksam auf die lernäische Hydra und den nemäischen Löwen, deren Bezwingung zu den vornehmsten Heldenthaten des Herakles gehört. Vergleicht man die Art, wie Lerna in den Geschichten der Jo und der Danaiden erwähnt wird, mit dem Umstande, daß die Hydra Tochter der Echidna heißt, so wird man wohl kaum mehr zweifeln, daß nicht auch dieses berühmte Ungeheuer zu derselben Gattung, von der wir hier handeln, gehörte. Hiezu kommt noch die merkwürdige Notiz, daß die Hydra unter dem Platanusbaume ernährt ward, der an jener Quelle emporgesprossen war, welche Poseidon der Danaide Amymone zum Lohn für ihre Umarmung gezeigt hatte, Paus. Cor. XXXVII, 4; ferner, daß sich eben hier ein von den Danaiden gestifteter Aphroditentempel fand,

ib. 2; daß die am Lernasee gefeierten Bacchusmysterien durchaus phallischer Art waren, Clem. Al. Protr. p. 22; endlich, daß Athene dem Herakles bei der Bezwingung der Hydra beistand, Hes. Theog. 318, welche Göttin zwar im Allgemeinen dem Helden befreundet war, und auch es bewirkt hatte, daß die nachher ihm feindliche Here (als Göttin des Staates und des Königthums) ihn säugte und dadurch zur Unsterblichkeit vorbereitete, Tz. ad Lyc. 1328; aber doch nicht bei allen seinen Arbeiten durchgängig ihm zur Seite stehend erwähnt wird. Daß auch der nemäische Löwe hieher gehört, wird durch keine ausdrückliche Thatsache gerechtfertigt, außer etwa dadurch, daß der Mond ihn genährt haben soll, Hyg. fab. 30; woraus man auf seine Verwandtschaft zu den Amazonen schließen könnte. Uebrigens sollen beide Unthiere unter dem Schutz der Here sich gebildet haben; was uns aber keineswegs irre machen darf, da diese Göttin hier nur als Feindin des Herakles handelt. Daß aber dieselben nur als einzelne Ueberreste der Gorgonenmacht gelten können, die schon vor der herakleischen Periode des griechischen Heroenthums gebrochen war, und nur noch als ohnmächtige Schattengestalt schreckte, wird dadurch angedeutet, daß Herakles im Hades gegen die Medusa das Schwert zieht, und erst durch Hermes erfährt, daß sie ein leeres Scheinbild sey. Apollod. II, 5, 12.

Dieß reiche für jetzt hin zur mythologischen Begründung jener Thatsache, welche Duris von Samos durch das Bild ausdrückte, daß der älteste Krieg zwischen zwei Weibern geführt worden sey, Olympias und Eurydike, von denen jene mit bacchantischem Enthusiasmus, diese mit kriegerischer Männlichkeit gekämpft habe. Athen. Deipnos. XIII, p. 560. Zum Schlusse sey es noch erlaubt, die Weise, wie die Mythologie von dieser Anschauung für die Bezeichnung des Charakters des römischen Staates Gebrauch macht, kürzlich anzudeuten. Wenn die von uns aufgezeigte Verbindung des erotischen Naturdienstes mit der Völkervermischung zugegeben wird, und wenn ferner zugestanden wird, daß beide den mythologischen Charakter des trojanischen Staates bezeichnen: so muß uns die Beziehung, in die man Troja und seinen Königssohn Aeneas, den Sohn der Aphrodite, zu Rom und zu Italien schon zu einer Zeit setzte, wo die römische Weltherrschaft noch keineswegs begründet war, nothwendig erscheinen als ein tiefer Blick in die Natur des römischen Staates und eine Ahndung von dessen welthistorischer Bestimmung. Was sonst kann auch in jener seltsamen Erzählung (Plut. Rom. 2) von dem aus dem

Altar der Vesta hervorgewachsenen Phallus, mit dem eine Dienerin des Königs Tarchetius, weil seine Töchteres verschmähten, sich vermischen mußte, um die Gründer des römischen Staates zu zeugen, gemeint seyn, als der Geist und der Charakter dieses Staates, der, durch Diener und Flüchtlinge gegründet, mit der strengsten Abgeschlossenheit und der jungfräulichen Zucht seiner Volksthümlichkeit, durch die allein er erstarken konnte, vom Anfang an eine Anlage zur Universalität verband, und bald seinen Schooß allen Stämmen und Nationen, wie deren Göttern öffnete, um durch ihre Vereinigung eine Weltherrschaft zu gründen? Finden wir aber eine solche Tiefe der Bedeutung und der Ahndung in einem vereinzelt stehenden, abgeschmackt klingenden und von den Römern selbst verworfenen Mährchen; warum nicht viel mehr in jener großartigen, von dem Staat selbst gutgeheißnen, und aus dem großen Zusammenhang der griechischen Mythologie geschöpften Sage, welche den Sohn der Venus erst in Macedonien (Tz. ad Lyc. 1232; womit man die gewöhnlichere Erzählung von dem Aufenthalte des Aeneas in Thracien zusammenzustellen hat), und dann in Latium hausen, und zu einem Weltreiche die Grundsteine legen läßt? Selbst in der Sage von der Flucht des Typhon nach Italien und von seinem dortigen Grabe wäre ich nicht abgeneigt, eine ähnliche welthistorische Ahndung zu erblicken; da ja die mannigfaltigen Versuche, die man machte, den Ursprung Roms an die griechische Mythologie anzuknüpfen (Plut. Rom. 1. 2) zur Gnüge zeigen, daß die Griechen selbst sehr gut sich bewußt waren, welch' einen Schatz von geistigen Wahrheiten und von sinnvollen Andeutungen sie in ihren Mythen besaßen.

Ueber

das Verhältniß

des Studiums der Geschichte

zur

allgemeinen Nationalbildung.

Nicht leicht erfreut sich eine Wissenschaft einer so allgemeinen äußern oder formellen Achtung, wie die Geschichte. Fast alle andern Wissenschaften, einen so hohen Rang sie auch einnehmen in der bürgerlichen Gesellschaft oder in der höhern geistigen Bildung, werden von einem großen Theil der Menschen, selbst derer, die auf Bildung Anspruch machen, nicht nur innerlich geringgeschätzt oder verachtet, sondern man nimmt keinen Anstand, diese Geringschätzung oder Verachtung öffentlich zur Schau zu tragen und ihrer oft sogar sich zu rühmen. Die Philosophie, die tiefste und umfassendste der Wissenschaften, wird von vielen unsrer Zeitgenossen einerseits für die leichteste und einem jeden mit nothdürftig gesundem Menschenverstand begabten gemeinen Kopf leicht zugänglichste; andrerseits für die entbehrlichste und überflüssigste aller Wissenschaften gehalten, welche durch die mühsamste Speculation und gewaltsamste Umkehrung alles Wirklichen kein Haarbreit weiter zu führen vermöge in der Erkenntniß der Welt und der Gottheit, als auf welche Stufe uns schon die Natur zu setzen für gut befunden. In den Naturwissenschaften erblicken Ebendieselben todte, geistlose

Sammlungen und Aggregate vereinzelter und zerstreuter Gegenstände und Thatsachen; denn das eigentliche Innere, der Geist und das Leben der Natur bleibe aller Erkenntniß ewig unerreichbar; weshalb denn auch in dem eigentlich nutzbaren, praktischen Theile dieser Wissenschaften, der Arzneikunde kaum etwas anderes als Charlatanerie und Marktschreierei gesucht werden dürfe. Die Sprachkunde und Philologie hört man als die unleidlichste, geistbeengendste Pedanterei verdammen; auch der Jurisprudenz wird dieselbe oder eine ähnliche Pedanterei vorgeworfen, welche, wie jene der Philologie die geistige Bildung, so das äußere freie Leben der Völker und Staaten mit den drückendsten Fesseln zu belasten und endlich gänzlich zu tödten bestimmt sey; auf der Theologie endlich lasten alle jene besondern und verschiedenen Verwürfe vereint, und jeder einzeln für sich schwerer als auf jeder der andern Wissenschaften; ihr wird selbst das Recht auf einen Platz unter diesen fast allgemein bestritten und bezweifelt. Nur die Geschichte wagt nie leicht Jemand zu bespötteln oder zu verunglimpfen: ihrer wird fast durchgängig mit Ehrfurcht und mit wahrem oder erheucheltem Interesse gedacht, und selbst Mephistophiles in Göthes Faust, der allen andern Wissenschaften so unendlich viel Böses nachsagt, schweigt über die Geschichte. Zwar entwirft Faust selbst in einer der früheren Scenen der Tragödie ein gar abschreckend Bild von dieser Wissenschaft, die er ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer nennt,

und höchstens einer Haupt= und Staatsaction mit trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen; allein indem Göthe diese Schmähung der Person des Faust und nicht, wie die der übrigen Wissenschaften, dem Mephistopheles in den Mund legt, deutet er damit an, daß eine solche Ansicht der Geschichte, oder vielmehr ihrer gegenwärtigen Behandlung wohl aus einem tiefen, geistreichen und unbefriedigten Studium hervorgehen könne, keineswegs aber so auf der Oberfläche liege und in der gemeinen Meinung begründet sey, als die gehässige und verachtende Ansicht der übrigen Wissenschaften; und diese Wahrnehmung wird man durch die Urtheile, die man über die Wissenschaften im gemeinen Leben hört, durchgängig bestätigt finden. Bemerken wir ja selbst, wie Gelehrte von sehr mittelmäßigem, ja flachem Geiste, die in andern Wissenschaften eine höchst untergeordnete Rolle spielen würden, wenn sie auf dem Felde der Geschichte thätig sind, schnell die allgemeine Achtung sich erwerben, und oft in den Reihen der vorzüglichsten Geister genannt werden; eine Erscheinung, die nicht daher zu erklären ist, als sey die Geschichte leichter oder geistloser als andre Wissenschaften, sondern einerseits aus der hohen Achtung, die der historischen Wissenschaft überhaupt gezollt wird, andrerseits aus der großen Seltenheit wahrhaft großer Talente in ihrem Gebiete, und aus der sehr allgemeinen Unfähigkeit, das Gute und Schlechte, das Vorzügliche und Gemeine in diesem Fache

zu unterscheiden. Denn mit jener großen äußeren Achtung contrastirt nicht wenig der geringe und seltene Eifer, mit welchem man die Geschichte wirklich betreibt, oder ihre Kenntniß und ihr Verständniß sich zu erwerben sucht. Zwar ist es jedem Menschen angeboren, ein Interesse an geschehenen Dingen zu nehmen, und einer zusammenhängenden Erzählung von ihnen mit Aufmerksamkeit und Theilnahme zu folgen (welche Anlage des menschlichen Gemüths als der Keim und der erste rohe Anfang sowohl zur Wissenschaft als zu der Poesie zu betrachten ist), und so bemerken wir denn auch wohl, daß Menschen aller Art und aus allen Ständen von mehr oder minder lebhaftem Geiste an der Lektüre von leicht und beredt geschriebenen Geschichtswerken ein gewisses Gefallen zu finden, auch hin und wieder zum Nachdenken dadurch erregt zu werden pflegen: allein höchst selten wird dieses rohe und ungebildete Interesse zu einem gebildeteren und wahrhaft wissenschaftlichen entwickelt und geläutert; selten findet man Individuen, die von der Geschichte als Ganzem und in ihrem großen Zusammenhang Begriff und Kenntniß sich zu erwerben suchen. Weit seltener, als andere Fächer, besonders die naturwissenschaftlichen, pflegen gebildete Menschen die Geschichte zur Liebhaberei, zur zugleich ergötzlichen und geistfördernden Nebenbeschäftigung zu machen, und nach einer gewissen allgemeinen oder theilweisen Vollständigkeit in ihr zu streben; ungleich seltener noch sind die Männer, denen es wahrer Ernst um sie ist, die sie

als wesentliche Stufe zur höhern Geistesbildung, zur universellen Weltanschauung verstehen und zu fördern streben. Wie wenig pflegen diejenigen, welche die historische Wissenschaft als Fach betreiben, und sie zu lehren und anzubauen berufen und verpflichtet sind, jene lebendige nnd warme Begeisterung für sie zu hegen, welche anderen Fächern häufiger zu Theil wird, und welche zum wahren Gedeihen und zur höheren Ausbildung der Wissenschaft so wünschenswerth und so nothwendig ist. Selbst das große und reiche Leben, welches durch jene denkwürdige geistige Revolution Deutschlands am Ende des vorigen und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts von der Philosophie aus in so vielen wissenschaftlichen Gebieten, vorzüglich in dem Studium der Natur und der Kunst, angeregt und entzündet ward, scheint die Wissenschaft der Geschichte kaum zu berühren, und hat in ihr noch wenig Früchte getragen.

Die Wahrnehmung dieses Widerspruchs in der Denkart und dem wissenschaftlichen Charakter unsres Zeitalters hat mich veranlaßt, einige Gedanken aufzusetzen über das Verhältniß der historischen Wissenschaft und ihres Studiums zu dem Zeitalter und zu der allgemeinen menschlichen Bildung überhaupt. Ich mache dabei keinen Anspruch auf Erschöpfung des so unendlich reichhaltigen und vielseitigen Gegenstandes, oder auf Vollständigkeit irgend einer Art; nur einige zerstreute, fragmentarische Bemerkungen wollte ich hinwer-

fen, und Winke und Andeutungen zu geben versuchen zu jener wichtigen Aufgabe, die vielleicht zu einer weiteren und sorgfältigeren Ausführung hinleiten könnten.

Indem ich nun aber einen Punkt suchte, die abgerissenen und sehr verschiedenartigen Gedanken, welche ich über jedes denkwürdige Verhältniß auszusprechen die Absicht hatte, in eine etwas engere Verbindung zu bringen, und so ihre Uebersicht und Zusammenfassung zu erleichtern, fielen mir die Worte eines großen Dichters bei:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Seyn, als dienendes Glied reih' an ein Ganzes Dich an.

Denn das Bedürfniß der Geschichte für ein Volk oder ein Zeitalter scheint vorzugsweise aus dem Streben abgeleitet werden zu müssen, sich, insofern man als ein Mangelhaftes, ein Einzelnstehendes sich fühlt, zu ergänzen und zu vervollständigen, dadurch, daß man die Thaten und die Eigenthümlichkeiten fremder Völker und entfernter Zeitalter geistig für sich gewinnt, und so das Ganze der Menschheit, welches in Handlungen oder in äußerer Wirklichkeit darzustellen weder dem Individuum, noch auch selbst einem einzelnen Volke oder Zeitalter vergönnt ist, im Geiste und in der Anschauung zu vereinigen. Dadurch also unterscheidet sich das eigentliche Studium der Geschichte von dem bloßen Interesse der Neugier an der Erzählung von Thatsachen

und Begebenheiten, daß jenes mit dem Streben verbunden ist, wesentliche Aufklärung dadurch zu erhalten über die Natur der menschlichen Handlungen und jener geistigen Wesenheiten, auf die die größten und bedeutendsten derselben sich unmittelbar beziehen: der Staaten, der Völker, der Religionen, und anderer großen Interessen der Nationen oder der Menschheit. Je schwächer in unsern Tagen die Bande sind, welche die Individuen mit dem Volke und dem Staate unmittelbar verknüpfen, dem sie angehören, desto fühlbarer wird das Bedürfniß eines geistigen Bandes und Verknüpfungsmittels; und mit Recht wohl darf man für die Geschichte die Ehre in Anspruch nehmen, als ein solches zu gelten. Gleichwie es zwei Arten der Liebe unter einzelnen Menschen gibt, deren eine durch dunkeln, unbewußten und unwillkürlichen Naturtrieb oder Instinkt, und durch eine geheimnißvolle unwiderstehliche Naturkraft erzeugt und genährt wird; die andere hingegen auf genaue, vollständige Kenntniß der geliebten Person und auf die klare und lebendige Ueberzeugung und die Anschauung ihrer Vortrefflichkeit sich gründet; eben so ist auch die Liebe zum Volke und zum Vaterlande eine doppelte; eine unabsichtliche, instinktartige, oder eine bewußte, mit klarer Einsicht verbundene. Die erstere Art der Liebe muß nothwendig schwächer und schwächer werden, je mehr sich die besonderen Interessen vervielfachen, die in einem Volke die Einzelnen von der unmittelbaren einfachen Beziehung zu dem Ganzen ent-

fernen, und auf sich oder auf andere besondre und äußere Verhältnisse zurückweisen; je mehr überhaupt das Zeitalter in allen Dingen Deutlichkeit und klare Einsicht sucht. Wünschenswerth muß es uns daher im höchsten Grade erscheinen, daß an die Stelle jener instinktartigen unbewußten Vaterlandsliebe der alten Völker eine solche trete, die aus vollständiger Kenntniß und aus heller Einsicht in den Geist, den Charakter und die Eigenthümlichkeit des Volkes und des Staates hervorgeht. An jeden gebildeten Mann daher, der Anspruch darauf macht, in einem höhern und edleren Sinne, als jenem, der nur die Nothwendigkeit des Lebens und den eigenen Vortheil dabei sucht, Bürger des Staates, Glied der Nation und durch die Nation der Welt zu seyn, ergeht in einem Zeitalter des Bewußtseyns und der klaren Einsicht, wie das unsrige ist, die Forderung, eine möglichst deutliche und vollständige Einsicht sich zu erwerben in das Wesen sowohl des besonderen Staates und Volkes, dem er angehört, als auch, weil das Besondre nie ohne das Allgemeine erkannt werden kann, in das Wesen der Völker und Staaten und ihrer großen geistigen Interessen überhaupt. Ueber die Natur nun dieser Einsicht, welche, wie ich glaube, nur auf historischem Wege erreicht werden kann, und die Mittel zu ihr zu gelangen, sey es mir vergönnt, einiges zu sprechen. Schon in der Bildung und dem geistigen Leben unsrer Vorfahren finden wir das doppelte Bedürfniß ausgesprochen

und seine Befriedigung versucht, durch historische Studien einerseits zum Staatsbürger, andrerseits zum Weltbürger sich zu bilden, und dieses doppelten Berufes durch eine auf sie gegründete Einsicht sich würdig zu machen. Für das erstere Bedürfniß war gesorgt durch die Chronik der Vaterstadt oder des Vaterlandes; für das zweite durch die heilige Schrift, in welcher man die Bestimmung der Welt und der Menschheit und das Wesen der Weltgeschichte, unter der Hülle der Begebenheiten und Schicksale des israelitischen Volks ausgedrückt fand; und nicht leicht traf man in der vergangenen tüchtigen Zeit des deutschen Bürgerstandes bis in das letzverflossene Jahrhundert hinein einen ehrsamen und verständigen Bürger, der nicht sowohl seine Chronik, als auch die ganze Bibel alten und neuen Testaments nicht blos flüchtig durchgelesen, sondern ganz eigentlich studirt und zur Anwendung auf das Leben selbst vollkommen inne gehabt hätte. Und wahrlich diese geist- und gemüthvolle Beschäftigung unserer herrlichen Vorältern verdient mit weit größerem Rechte den ehrenvollen Namen eines historischen Studiums, als die abgebrochene, zerstreute, zwecklose Lektüre, die nur dem Interesse der Neugier einige Nahrung zu geben vermag, mit welcher in unsrer Zeit nicht nur andere Staatsbürger, sondern selbst sogenannte Gelehrte, die Forderung des Geschichtsstudiums abzufertigen suchen. Welch' ein lebendiges, klares und eindringendes Bild, und der Fassungskraft des gebildeten Bürgers vollkommen

augemessenes gaben jene alten Chroniken von der Geschichte der Landschaften und der Städte Deutschlands, die sie stets an die Geschichte der Nation und der Welt auf eine zwar unwissenschaftliche, aber immer klare, kräftige und geistfördernde Weise anzureihen wußten. Ich nenne als Beispiel und Beweise dieser Behauptung nur die herrlichen und noch jetzt von geistreichen Menschen mit dem höchsten Interesse gelesenen Chroniken des Schweitzerlandes von Tschudi, des Bayerlandes von Turmayr oder Aventinus, des Elsaßes von Königshofen; und auch einige Chroniken unseres eigenen Vaterlandes, z. B. die Gottfriedische, verdienen wohl einer ehrenvollen Erwähnung. Die Bibel aber, welche zum deutschen Nationaleigenthum gemacht zu haben, eins der unschätzbarsten Verdienste unsres unsterblichen Luthers bleibt, wie ungleich würdiger in jeder Hinsicht als alle andre Bücher ist sie, das edelste und theuerste Gut des Volkes, und Grundlage aller Bildung zum Weltbürger zu seyn und zu bleiben! Ich will hier nicht ein weiteres sprechen von der heiligen und mächtigen, mit nichts Anderem vergleichbaren Gotteskraft, die aus den Worten des Gottes- und Menschensohnes selbst athmet, und von den Tugenden und erhabenen Vorzügen der sie vorbereitenden und erläuternden Reden und Gesänge jener großen Gesetzgeber, Propheten und Apostel; nur auf den ächt historischen Sinn sey es mir erlaubt aufmerksam zu machen, der durch das Studium der Bibel erweckt und genährt wird. Die Israe-

liten sind das älteste aller Völker, welches eine Geschichte hat. Denn alle übrigen morgenländischen Nationen kannten nur eine Beziehung der Gottheit zu dem Ganzen der Welt und des Volks; der Einzelne verschwand werthlos und unbeachtet in dem Allgemeinen, ohne durch eigene Kraft des Geistes oder der Seele, als Individuum der Gottheit sich nähern und zu ihr in ein unmittelbares Verhältniß treten zu können; und so nahm man denn auch kein sonderliches Interesse an menschlichen Handlungen und Begebenheiten, die, wenn sie auch das Ganze betreffen, doch stets von dem Einzelnen ausgehen. Die israelitische Religion zuerst ertheilte auch diesem Werth und Bedeutung, indem sie dem Individuum Selbstständigkeit und höhere Würde zuschrieb, und lehrte, daß es in eine nähere Beziehung zu dem Nationalgotte treten, und von ihm unmittelbar beseelt oder begeistert werden könne. So entstand unter diesem Volke eine fortlaufende Nationalgeschichte, die stets das Verhältniß des Volksganzen und der ausgezeichneten Individuen zur Gottheit festhielt, und darum als eine typische oder symbolische Grundlage und Vorbereitung zur Weltgeschichte überhaupt wohl gelten darf. Wie unter den Israeliten, so ging auch unter den abendländischen Völkern, jenen des Alterthums sowohl als den neueren, alle eigentliche Historie von dem Gedanken eines unmittelbaren Verhältnisses des Göttlichen zum Menschlichen aus, indem man sich entweder die Götter selbst als menschenähnliche und auf Men-

schen wirkende Individuen vorstellte, oder durch den tiefen, ahndungsvollen Glauben von einer Vorsehung und Erlösung der Menschen durch Gott, von einer Offenbarung und Menschwerdung Gottes, auf die Betrachtung der höheren, göttlichen Bedeutung und Beziehung menschlicher Handlungen und Begebenheiten geleitet ward. Allein aus der Historie dieser Völker verlor sich bald bei einer reicheren und vielseitigern Entwicklung und Gestaltung des Menschlichen jene unmittelbare Beziehung auf das Göttliche, welche in der einfacheren Geschichte der Israeliten stets festgehalten ward; weshalb denn diese den Stempel der Gottheit und des Weltgerichtes deutlicher an sich trägt, als andere Völkergeschichten. Wenn aber die Bekanntschaft mit den Geschichten des alten Testamentes leicht auf eine einseitige und beschränkte Vorstellung von dem Verhältniß Gottes zur Welt und zu den Menschen und den Völkern, und somit von dem Geiste der Weltgeschichte führen könnte, so erweitert und vergeistigt das neue Testament unsern Blick, und erhebt unsern Geist in seine eigentliche, überirdische Heimath, von der herab erst das wahre, tiefe Verständniß der Welt- und Völkergeschichten uns aufgeht. Die göttliche Offenbarung des neuen Testaments ist selbst Geschichte und mit dem Ganzen der Weltgeschichte unabtrennbar und unauflöslich verwebt; nur durch sie werden wir in das Heiligthum derselben eingeführt, und bekommen überhaupt erst eine Ahndung davon, was Weltgeschichte sey, und wie

das in der Wirklichkeit zerstreut, abgerissen und nur zu oft entgeistet vor uns tretende, in einem höheren, geistigen Zusammenhange ein lebendiges Ganze zu bilden vermöge. Nicht ohne Grund und durch einen richtigen Instinkt geleitet hat man zu allen Zeiten des Christenthums in den heiligen Büchern des neuen Testamentes Weissagungen und Andeutungen zu finden geglaubt von späteren Begebenheiten, und von dem Gange der Schicksale der Kirche und der christlichen Völker; und so oft auch das Aufsuchen und die Auslegung dieser Andeutungen einseitige und falsche Richtungen genommen und auf irrige Resultate geführt hat, so sollte man doch stets festhalten an der sichern und untrüglichen Ueberzeugung, daß in jenem göttlichen Wort eine reiche und unerschöpfliche Quelle des Verständnisses der alten und der neuen Zeiten geöffnet sey. Um nur einen ungefähren Fingerzeug zu geben, wie ich dieses meine, und in welchem Sinne ich die historische Bedeutung der christlichen Offenbarungen von Neuem beachtet und ergründet wünschte, mache ich hier aufmerksam auf einige Reden des Heilandes, in denen ich Weissagungen für kommende Zeitalter zu erblicken glaube. Der auferstandne Jesus fragt den Petrus, welchen er mit Johannes zusammen an den Ufern des Sees bei Tiberias fischend antrifft, dreimal hintereinander, ob er ihn, seinen Herrn und Meister, lieb habe. Als auf die dritte Frage Petrus ob dieses anscheinenden Mistrauens bestürzt antwortet: Herr, Du weisset alle Dinge,

du weissest, daß ich dich lieb habe; spricht Jesus: „Weide meine Schafe. Wahrlich, wahrlich ich sage Dir, da Du jünger warest, gürtetest Du Dich selbst, und wandeltest, wo Du hin wolltest; wenn Du aber alt wirst, wirst Du Deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird Dich gürten, und führen, wo Du nicht hin willst.“ Mit diesen Worten, welche allerdings durch den Kreuzestod des Petrus eine vorläufige Bestätigung erhielten, weshalb sie denn auch der evangelische Erzähler auf diesen beziehen zu müssen glaubt, wollte nach meiner Ueberzeugung der Göttliche nichts Andres andeuten, als die Schicksale der katholischen Kirche und des römischen Stuhls, als deren Gründer und Schutzheiliger bekanntlich der Apostel Petrus betrachtet wird. Auch sie waren jung, kräftig und voll reichen Lebens in der Zeit ihres Werdens und ihrer Bildung; da sie aber alt wurden, erstarrten sie zu todten Formen, und wurden seelenlose, mechanische Werkzeuge des Schicksals. Diese Auslegung wird bestätigt durch die darauf folgende Aeußerung des Erlösers zu Petrus über den Johannes: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es Dich an?“ Wie Petrus den Katholicismus und die Kirche, so repräsentirt der Apostel Johannes die höhere Aufnahme und Aneignung des Christenthums mit Seele, Gemüth und Geist; Jesus wollte daher mit diesen Worten nicht, wie die Jünger ihn verstanden, der Person des Johannes ein Leben bis an's Ende der Welt verkündigen, sondern nur andeuten,

daß das geistige Christenthum dauern werde bis zur Wiederkunft des Herrn, während sein Körper, oder die Kirche, ein vergängliches und zerbrechliches Ding sey. — Auf ähnliche Art meint Christus auch mit solchen Aussprüchen, wie: er müsse leiden und sterben, damit der heilige Geist auf die Seinigen komme, oder: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Es sey denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte," nicht bloß seinen leiblichen Tod und die unmittelbar darauf erfolgte Auferstehung, sondern zugleich den in unsern Zeiten erfolgten geistigen Verfall und Untergang des historisch-positiven Glaubens an das Christenthum; welcher eben so nothwendig war, damit der heilige Geist eines tiefern und philosophischen Glaubens und Wissens auf die ächten Jünger kommen, und so des Menschen Sohn noch einmal herrlicher und glorreicher im Geiste auferstehen konnte. Diese geistige Wiedergeburt ist es, von der Jesus spricht, wenn er der Magdalena zuruft: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater": ein Wort, welches allein hinreichen würde, uns, die wir Christum als aufgefahren zum Vater, als Eins mit der ewigen und höchsten, das heißt, der philosophischen Wahrheit erkennen, zu einer philosophischen und historischen, ächt wissenschaftlichen Behandlung seiner Lehre und seiner Geschichte zu berechtigen.

Wenn ich nun in dem Vorhergehenden mit wenigen flüchtigen Worten den Grund angedeutet habe, warum Chronik und Bibel den gesammten Umfang des nationellen Geschichtsstudiums unsrer Vorfahren bezeichneten: so will ich damit zugleich ausgesprochen haben, daß beide fortwährend die Grundlage und der Kern bleiben müssen aller allgemeineren historischen Bildung, obgleich der Natur unsres Zeitalters zufolge dieselbe durch sie und in ihnen nicht erschöpft seyn kann. Was nun zuvörderst die Kenntniß der vaterländischen Geschichte betrifft, die stets einen vorzüglichen Platz in der Reihe dessen einnehmen sollte, was zu den Erfordernissen der allgemeineren Bildung gerechnet wird, so tritt für uns allerdings zunächst das Bedürfniß ein, von den politischen Begebenheiten der Zeiten, die uns am nächsten liegen, uns zu unterrichten, und dadurch eine Einsicht in das Leben und Treiben der Staaten und Völker unsrer Zeit und insbesondre unsres eignen uns zu erwerben. Auch besitzen wir geschichtliche Schriften in Menge, welche die Bestimmung haben, zu einer solchen Kenntniß anzuleiten oder sie zu verbreiten; als Grundlage dazu würde ich vor allen andern die treffliche Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Schlosser empfehlen, welche zu einer denkenden, verständigen Betrachtung und Beurtheilung der politischen Begebenheiten mehr als irgend ein anderes ähnliches Werk, das ich kenne, auffordert und anleitet, und zugleich durch ausgezogene kurze Stellen eine vorläufige Be-

kanntschaft mit ausführlichern und Quellenschriftstellern gibt. Welche von diesen man nun zum Gegenstand einer weiteren Lektüre machen will, muß bei der großen Mannigfaltigkeit derselben großentheils dem individuellen Wohlgefallen oder auch dem Zufall überlassen bleiben, bis einst eine sorgfältige Sichtung, Beurtheilung und Charakteristik derselben zu Stande gekommen seyn wird. Es ist aber auf's Höchste zu wünschen, daß diese Beschäftigung mit den Weltbegebenheiten und den Staatsinteressen unsrer Zeit, welche nur zu leicht ausartet in eine bloße Unterhaltung und Befriedigung der Neugier oder in leeres, gehaltloses politisches Raisonnement, einen tieferen, edleren Halt, und seine wahre Seele bekomme durch eine historische Grundlage, welche ächt vaterländische und begeisterte und gemüthvolle Gesinnung zu erzeugen im Stande ist. Leider besitzen wir noch kein eigentliches Nationalwerk über die Geschichte unsres deutschen Vaterlandes; die größeren Werke von Maskov (nur für die älteste Zeit), von Schmidt und von Menzel und das kürzlich begonnene von Luden, sowie die große Menge kleinerer Hand- und Lehrbücher sind zwar nicht ohne Verdienst, und stets anzuempfehlen, allein sie erfüllen doch bei weitem keinen bedeutenden Theil der Forderungen, die man an ein Werk machen müßte, um jene großen gewünschten Wirkungen dadurch erreicht zu sehen; und auch die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten ist höchst selten allgemein interessant bearbeitet. Auch wird die For-

derung einer wirklich vollendeten und genügenden deutschen Nationalgeschichte wohl nicht sobald befriedigt werden, wegen der außerordentlichen Talente und Anstrengungen, die dazu gehören. So bin ich denn der Meinung, daß ein zweckmäßig durchgeführtes Studium der deutschen Literatur aller Perioden das sicherste Mittel sey, jene vaterländische Gesinnung zu erwecken und zu nähren, und die historischen Studien dieser Klasse (im Gegensatz der eigentlich welthistorischen) daran zu knüpfen. Die deutsche Heldenpoesie des Mittelalters, besonders das herrliche Nibelungenlied, welches nicht, wie andre Epopöen jener Zeit, ausländische, sondern einheimische deutsche Sagen zum Grund und Stoff hat; eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Gesänge derselben Zeit; so wie auch der ausgezeichnetsten Chroniken, deren einige ich vorhin anführte; die Schriften Luthers und der Größten unter seinen Zeitgenossen und seinen Vorgängern in dem Werke der Glaubensreinigung; vornehmlich aber die wirklich classischen Werke der neueren deutschen Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts: alles dieß sind Studien, welche kein gebildeter Deutscher vernachlässigen dürfte, in die man schon in früher Jugend eingeführt werden müßte, und welche nachzuholen, wenn sie früher versäumt sind, Jedem hinreichende Zeit übrig bleibt, wenn er stark genug ist, die Lektüre mittelmäßiger Romane und andrer werthloser Unterhaltungsschriften, und den Genuß von Vergnügungen, die sich künstlerische nennen, aber in denen

man oft die leiseste Spur künstlerischen Geistes vergebens sucht, dagegen aufzuopfern. Nur durch sie bekommt das Studium der vaterländischen Geschichte Geist und Leben, welche sonst stets als ein todtes, unverstandenes Material vor uns liegen wird. Nur die Bekanntschaft mit den Dichtern und andern gleichzeitigen Schriftstellern lehrt uns den Geist der Thaten und Begebenheiten der Vorzeit verstehen, welche sonst stets, nach Faust's Ausdruck, ein Buch mit sieben Siegeln für uns bleibt. Ich möchte daher selbst bezweifeln, ob überhaupt eine Geschichte älterer Zeiten, z. B. des Mittelalters, auch dem größten historischen Genius, möglich sey, welches die gleichzeitigen Werke selbst überflüssig oder entbehrlich machte. Die Thaten einer jeden Zeit wollen mit derselben Seele aufgefaßt seyn, aus der sie hervorgingen; die größten Geister jedes Zeitalters aber sprechen doch vielmehr die Seele der eigenen, als vergangener Zeiten aus. Statt daher auf die Abfassung vaterländischer Nationalgeschichten zu warten oder über ihren Mangel uns in müssigen Klagen zu ergehen, sollten wir vielmehr jene uns Allen so leicht zugänglichen Chroniken und Sagenbücher der Vorzeit zur Hand nehmen, um aus dieser lautern Quelle unsers Volkes Gemüth und Charakter zu ergründen, und ächten deutschen Vaterlandssinn aus ihnen zu saugen. Die Gegenwart aber und ihre Bedeutung sollten wir uns nicht begnügen, kennen und beurtheilen zu lernen aus den Nachrichten der Zeitungen und Journale, aus den

Urtheilen und dem Geschwätze des großen Haufens, und aus den Raisonnements seichter und alltäglicher politisch-historischer Schriftsteller, sondern wir müssen unsern Geist nähren, bilden und kräftigen an dem Geist und dem Wort der Edelsten und Größten unsrer Zeitgenossen und der näheren Vergangenheit; deren unsre Nation zierende Werke allein fähig sind, das Verständniß der Gegenwart und der uns umgebenden Welt uns zu eröffnen.

Soviel von der Beschäftigung mit der Geschichte der eignen Nation und der eignen Zeit; jetzt noch Einiges von den welthistorischen Studien, welche über Zeit und Volk uns emporzuheben und zum Bürger der Welt zu bilden den Beruf haben. Bei den Alten war beides nicht getrennt; der Staatsbürger war als solcher und nur als solcher zugleich Weltbürger, weil alles, was das Alterthum Großes und Göttliches kannte, auf den Staat sich niedergelassen hatte und in ihm umfaßt wurde. Anders unter uns, wo seit der Stiftung des Christenthumes eine Welt des Göttlichen sich aufgethan hat vor den Blicken der Menschen, die in keiner menschlichen Anstalt oder Verbindung ganz aufgeht, und durch sie vollkommen dargestellt zu werden vermag. Was daher für uns als Deutsche und als Staatsbürger die Geschichte und Literatur unsres Volkes ist, das muß für uns als Christen die Welthistorie seyn; deren Verständniß uns zuvörderst, wie zuvor bemerkt, durch die heiligen Schriften aufgeht; die daher

fortwährend der Grund und der Schlüssel des welthistorischen Studiums bleiben müssen. Kein elenderer und flacherer Gedanke, als die Bibel den Händen des Volkes, weil sie ihm unverständlich sey, entreißen zu wollen, und eine platte, phantasie- und seelenlose Moral ihm dafür zu bieten! Es ist innig zu wünschen, daß das Buch der Bücher in seine Rechte wieder eingesetzt und wie vormals der treue Hausfreund, Tröster und Berather eines Jeden werde, dem es Ernst ist um das Heil seiner Seele und die höhere Befriedigung seines Geistes. Nichts desto weniger darf man nicht läugnen, daß jene heilige Grundlage mancher Erläuterungen und Vervollständigungen bedarf, um die historisch-wissenschaftlichen Bedürfnisse der Gebildeten unsres Zeitalters ganz zu befriedigen. Eine Welt des Schönen, des Großen und des Göttlichen ist ihm aufgegangen, die nicht in unmittelbarer Verbindung steht mit jenen Heiligthümern des Christenthums: die Welt der Kunst, der Tugend und der Wissenschaft der alten und derjenigen neueren Völker, die nicht ihre ganze Bildung und die Gesammtheit ihres geistigen Lebens dem Christenthum verdankten oder mit ihm verschmelzten. Auch diese fordert ihr Recht, denn nicht ohne Grund verlangt das Göttliche nicht an einzelne Worte und Begebenheiten gebunden zu werden, sondern, wo es auch erscheint, Anerkennung und Verehrung zu finden. Nicht mehr darf sich daher die Weltgeschichte und die auf sie gegründete Bildung auf die Urkunden des

Christenthums beschränken; ja diese selbst gewinnen an wahrer Würde und an höherem Werth für die Geistesförderung der Menschheit, wenn sie dem Göttlichen, welches außerhalb ihrer erscheint, gegenübergestellt werden, und aus ihm Bekräftigung, Erklärung und Vervollständigung erhalten. So tritt insbesondre das griechische und römische Alterthum gleichsam in die Mitte zwischen das alte und das neue Testament; an seiner Schwelle stehen mit goldener Schrift die Worte geschrieben: Introite, nam et hic Dii sunt; und die Erscheinung des Menschensohnes selbst auf Erden erkennen wir, wenn wir in das orientalische und das hellenische Alterthum zurückblicken, selbst nur als den höchsten Gipfel einer gottbeseelten Welt, als die letzte, herrlichste der unmittelbaren Offenbarungen, deren die Gottheit die Sterblichen würdigte. In welchem Verhältniß aber das Studium des Alterthums zu unsrer gegenwärtigen Nationalbildung stehe, und inwiefern es Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und des allgemeinen Strebens seyn könne oder seyn müsse, dieß zu entwickeln würde mich für jetzt zu weit führen; es ist werth, Gegenstand einer besondern Betrachtung zu werden, welche ich vielleicht, wenn die Umstände es erlauben, bei einer andern Gelegenheit unternehme. Jetzt nur noch Einiges von dem Studium der Universalgeschichte überhaupt. Es wäre zu wünschen, daß es sowohl allgemeinere Werke als speciellere in größerer Anzahl gäbe, in denen man die Geschichte aus dem ächt philosophischen Standpunkte, welcher zu-

gleich einzig und allein der ächt christliche und der ächt welthistorische ist, bearbeitet und dargestellt fände. Eben darin besteht die unendlich große Schwierigkeit in unsrer Zeit für diejenigen, die nicht eigentlich gelehrte und philosophische Forscher sind, eine höhere Ansicht und einen Geist und Seele erfreuenden und fördernden Ueberblick der Weltgeschichte sich zu verschaffen, daß höhere Ideen über sie zwar ausgesprochen und philosophisch entwickelt sind von den tiefsten Denkern und den geistreichsten und gelehrtesten Forschern unsrer Zeit und unsres Volkes; einem Lessing, Winkelmann, Hamann, Herder, Göthe, Schiller, Schelling, Hegel, den beiden Schlegel und Anderen; aber noch fast gar nicht in wirkliche Darstellung und Behandlung der Geschichte übergegangen sich finden. Johannes von Müller, der gefeierteste Geschichtschreiber neuerer Zeit, ist durch sein warmes Gefühl für das Gute und das Große (welches ihn jedoch nur zu oft irre führt) weit mehr, als durch eigentliche historische Kunst ausgezeichnet, denn überall hat er viel zu sehr das Einzelne im Auge und entbehrt der Fähigkeit, durch künstlerische Composition die Anschauung eines Ganzen, was hier das Wesentlichste ist, hervorzurufen. — Wie in Bezug auf deutsche Nationalgeschichte muß ich daher auch hinsichtlich des Verständnisses der Weltgeschichte auf das Studium der deutschen Literatur verweisen: wenn man die Ideen, mit denen sie erfüllt ist, dann zu der Lektüre auch solcher Geschichtswerke mitbringt, die nicht ganz in ihrem

Geiste geschrieben sind, so wird man ein höheres Interesse daran nehmen, und nach und nach die Fähigkeit erlangen, mehr in dem Erzählten zu finden als der Geschichtschreiber selbst darin fand, und besser als er, die von ihm vorgetragene Geschichte zu verstehen. Eine Vorsicht dieser Art ist z. B. bei dem Lesen der berühmten englischen Geschichtschreiber: des Hume, Robertson und Gibbon zu empfehlen, welche, so vortreffliche Erzähler sie auch sind, doch sämmtlich die Begebenheiten aus einem höchst einseitigen und beschränkten Gesichtspunkte darstellen, und leicht zu ganz verfehlten Vorstellungen von ihnen verleiten können. Empfehlungswerther als solche philosophischseynwollende uud raisonnirende Geschichtschreiber sind daher solche, welche die Begebenheiten ohne Reflexion, einfach aber lebendig erzählen, wie z. B. die Italiener Macchiavell und Guicciardini; wiewohl auch diese es natürlich in ihrer Gewalt haben, auch ohne eigentliches Raisonnement durch die Stellung und Auswahl der Begebenheiten Urtheile zu begründen oder auszuschließen; ferner auch solche, welche die Geschichte ausdrücklich nur aus einem bestimmten beschränkten Gesichtspunkte, z. B. dem politischen der Staatenbildung und Entwicklung bearbeiten; wohin die Deutschen Spittler und Möser zu rechnen sind, so wie auch ganz vorzüglich die treffliche, eine wahrhaft welthistorische Anschauung begründende Schrift über den Untergang der Naturstaaten, deren Verfasser sich Feodor Eggo nennt. — Gleich-

falls als nur von einem beschränkten Standpunkte aus die Historie auffassend, sind die Geschichtschreiber der Franzosen zu betrachten; besonders die Verfasser der Memoiren oder Denkschriften von Augenzeugen und Theilnehmern bedeutender Begebenheiten und geschichtlicher Zeiträume. Ihr Studium ist höchst ersprießlich für die schärfere Einsicht in die Triebfedern und Interessen, welche die weite politische und gesellige Welt in Bewegung setzen; aber die Ansicht der Welt, der Standpunkt, von dem sie die Begebenheiten betrachten, ist stets als ein untergeordneter und beschränkter, obwohl in sich vollendeter und abgeschlossener anzusehen. Denn gleichwie die Vorfahren der Franzosen von der dem germanischen Stamme eingepflanzten Sehnsucht nach dem Süden getrieben aus ihrer Heimath wanderten, aber nicht, wie die Ahnherrn der Italiener und der Spanier, das Ziel ihrer Sehnsucht erreichten, sondern auf halbem Wege stehen blieben; so ist die französische Nation in allen Richtungen und Zweigen der Wissenschaft, der Kunst und alles Geistigen auf halbem Wege stehen geblieben, und hat sich begnügt, alle bloß endlichen Gestaltungen des Staates, der Kirche und der Literatur mit seltener Meisterschaft auszubilden, ohne dieselben zu dem Momente heraufzuführen, wo das Endliche ein Unendliches und Ueberschwengliches wird; weil die Sehnsucht und die Ahndung in ihr erstarrt und ausgestorben ist, die über den Besitz und die Gegenwart hinaustreibt, und in dem Zeitlichen das Ewige suchen

lehrt. Dieß ist unstreitig der höchste Zweck und die wahre Seele wie aller Geschichte, so insbesondre der eigentlichen Universalgeschichte; zu deren umsichtigern und denkendern Bearbeitung in unsrer Zeit außer mehreren anderen, denkenden und sinvollen Bearbeitern, die nicht einzeln genannt werden können, der schon früher erwähnte Schlosser einen bedeutenden Schritt gethan hat, dessen noch unvollendete Weltgeschichte zwar bei weitem nicht auf dem höchsten Standpunkte steht, den ein Geschichtschreiber der Universalgeschichte nehmen kann, aber wegen der gedrängten und höchst verständigen Behandlung des überaus reichlich gelieferten Stoffes in hohem Grade geschätzt und empfohlen zu werden verdient. Ich zweifle nicht, daß das höhere, geistige Leben, welches unserm Vaterlande in der Philosophie und Poesie aufgegangen ist, bald weiter um sich greifen, und auch über die Geschichte sich verbreiten werde, so daß nicht nur die historische Forschung, welche schon jetzt seine wohlthätige Einwirkung fühlt, sondern auch die Geschichtsdarstellung und das allgemeine, nationale Geschichtsstudium einen neuen Schwung und eine höhere Bedeutung zu bekommen nicht verfehlen können. Mit dem Aussprechen dieser Hoffnung und mit dem Bekenntniß meiner lebendigsten Wünsche für ihre Erfüllung sey es mir erlaubt, einen Vortrag zu schließen, der eben diesen Hoffnungen und Wünschen sein mangelhaftes und anspruchloses Daseyn zu verdanken hat.

Druckfehler,

die, da sie sehr entstellend und zum Theil sinnstörend sind, man dringend bittet, vor dem Lesen zu verbessern.

S. 23 Z. 24 u. 25 statt waren l. war.
— 40 — 1 vor nie fehlt die.
— 41 — 4 st. aber l. eben.
— 49 — 8 st. ihm l. ihn.
— 49 — 10 st. nun l. ihm.
— 58 — 5 st. eigner l. eignes.
— 63 — 7 st. erstern l. erstere.
— 71 — 17 st. karitirt l. karikirt.
— 90 — 10 st. verderblichern l. verderblichere.
— 95 — 19 st. welche l. welcher.
— 96 — 22 st. Fabel l. Fabeln.
— 105 — 1 v. u. st. auf l. auch.
— 109 — 32 st. lyrische l. lyrischer.
— 124 — 15 st. nach l. noch.
— 128 — 1 v. u. nach werden fehlt ein Komma.
— 132 — 12 ist mittelbar oder einmal auszustreichen.
— 136 — 11 st. der Musik l. die Musik.
— 146 — 19 nach andeuteten fehlt ein).
— 156 — 19 st. den l. dem.
— 212 — 17 ist wir auszustreichen.
— 232 — 16 st. des l. das.
— 240 — 16 st. nun l. nur.
— 252 — 12 st. Rechen l. Reihen.
— 274 — 21 st. fernher l. ferner.
— 278 — 5 u. 6 st. Erscheinungene l. Erscheinungen,.
— 285 — 14 vor verhalte fehlt sich.
— 288 — 14 st. Beziehung l. Bezeichnung
— 298 — 23 ist das Semicolon, st. hinter Gott, hinter datiren zu setzen.
— 302 — 13 st. der Begebenheiten l. den Begebenheiten.

Zugleich bittet man, S. 34 die anderthalb letzten, und S. 35 die fünf ersten Zeilen ganz wegzustreichen, indem hier die bekannte Sage von der Wegführung der Pferde des Tros durch Herakles durch ein Versehen des Verfassers unberücksichtigt geblieben ist.

Auch ist S. 47 am Schluß und S. 48 am Anfang die Hypothese von dem dorischen Ursprung der Sage vom Tlepolemus wohl etwas zu voreilig gebilligt worden, da, was die Alten von ihm berichten, ganz den Stempel des ältesten und ächten, vorhomerischen Mythus trägt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

224
1084 3.21
2 Bd

Karl Krausbart
Buchbinderei
Straßlach
Kellenstr. 9, Tel. 0817

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisse, Christian Hermann,

Über das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter

Leipzig 1826
A.gr.a. 1561
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10233681-6